Ein Funke.

Roman

von

Jeremias Munter.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Gottlob Fink.

Fünftes bis neuntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1852.

XV.

Kunstfreunde.

> Ein junger Mann, liebe Frau, der gerne von sich selbst reden hört und in einer Minute mehr sagt, als er in einem Monat verantworten kann.
>
> Shakespeare.

In einem Kaffee nahe beim Opernhaus versammelte sich eines Abends nach dem Schauspiel in einem der inneren Zimmer eine Coterie von Freunden. Sie bestand aus ungefähr einem Dutzend älterer und jüngerer Elegants, worunter mehrere fashionable Literaten und Journalisten, sämmtlich Personen, welche sich die Miene scharfsinniger Kritiker gaben und mit großen Prätentionen als Kunstfreunde gelten wollten.

Das Gespräch war bereits in vollem Gang.

„Nun, meine Herren, was sagen Sie von dem heutigen Schauspiel?"

„Es war vortrefflich."

„Famos."

„Ein höchst interessanter Abend."

„Ich hatte einen schlechten Platz. Zu meiner Rechten saß eine alte Plaudertasche von Tante und links ein halbblinder Onkel. Sie ließ mir mit ihren Reflexionen und er mit seinen Fragen keine Ruhe. Ich war in meinem Behagen gestört, und wenn ich nicht in guter

Laune bin, so könnten selbst die Engel des Himmels mir nicht gefallen."

„Auch nicht einmal Mamsell Leopoldine? ... Hast Du je eine schönere Leonore gesehen?"

„Man kann sagen, daß es ebensowohl ihr, als Donizetti's Verdienst ist, daß die Favorite hier wirklich die Favorite des Publikums geworden ist."

„Sie ist charmant!"

„Süperb!"

„Ein allerliebstes Kind! ... Wie herrlich war sie nicht im ersten Akte (er singt). Leb wohl! O lern die Lieb' vergessen, die uns vereint.

„Und im zweiten (singt): Fernando! Ach, Dein wartet Ehre, o Gott! und meiner die Erniedrigung.

„Und als sie stirbt (singt): Leb wohl, im Grabe bleiben wir vereint ... Verdammt, wie ich so heiser geworden bin!"

„Graf Manfred hat ein Wunder gethan; er hat die eingeschlummerten Lebensgeister unserer Oper wieder aufzuwecken vermocht."

„Ja, vor ihm schliefen alle unsere Musen. — Nur Terpsichore hielt sich auf den Beinen, aber das that sie auch vortrefflich."

„Und während sie auf den Zehen stand, lag Baron Stanislaus auf den Knieen."

„Ich bin sehr froh über unsern neuen Direktor, er ist ein Mann von Geschmack und sicherem Blick. Man kann beinahe sagen, daß er Mamsell Leopoldine zur Welt geschaffen hat, denn er ist es, der dieses Talent entdeckte und aus einem unbemerkten Winkel hervorzog. Noch vor einigen Monaten gab es keine Leopoldine — jetzt gibt es kaum mehr etwas Anderes."

„Schon das erstemal, da ich sie hörte — es war auf einer Fête bei dem Grafen Manfred — prophezeite ich, daß sie auf der Bühne Glück machen würde. Ich täusche mich selten in solchen Sachen. Das Mädchen

hat Gold und Silber in ihrer Kehle, sagte ich, und damit meinte ich, daß sie bald unsere Prima Donna sein würde. Man lachte damals über meine Aeußerung, aber ihr Debüt rechtfertigte meine Prophezeiung."

„Ich stimme gerne in ihr Lob ein, habe aber doch eine Bemerkung zu machen."

„Nun ja, Du bist immer unzufrieden."

„Ganz und gar nicht; unser Freund Lebeaureste ist immer zufrieden mit sich selbst."

„Laß Deine Bemerkungen hören, Bruder Lebeau=reste."

„Nun denn, so hört. Im Theater will ich, daß meine Gefühle anders belebt werden, als in der Kirche. Den erstgenannten Ort besuche ich zu meinem Vergnü=gen und den letzteren um meiner Sünden willen. Wenn ich nach des Tages Mühen am Abend mein Theater=billet kaufe, so wünsche ich von der Bühne her neue Wärme in mein abgekühltes Blut zu bekommen, aber nicht in Thränen zu zerschmelzen. Eine große Sängerin muß, um uns recht angenehm zu interessiren, wie Thorwaldsen's Hirtin ein ganzes Haus voll Liebesgötter in ihrem Schooße haben und stündlich einen kleinen vollkommen bewaffneten Liebesgott auf die Bühne mit herausbringen. Dadurch erst kommt, wie man sagt, Leben in's Spiel. Mamsell Leopoldine ist auf der Bühne wie im Leben eine Heilige. Man bemerkt kaum, daß ihr Fuß den Staub berührt. Sie ist nicht menschlich genug. Sie ist zu sehr Vestalin. Und darum kann sie zwar allerdings Bewunderung, aber eigentlich keine Sympathie erwecken, denn wir Zuschauer haben im Allgemeinen die Schwachheit, durch unser Binocle lieber ein liebenswürdiges, von unsern eigenen Affekten belebtes Weib, als eine von aller menschlichen Schwachheit ge=läuterte Jungfrau Maria betrachten zu wollen."

„Das heißt mit andern Worten, Du legst der jungen Sängerin ihre Sittsamkeit, ihren Mangel an aller Ko=ketterie als Fehler aus."

„Ich verbitte mir alle prosaischen Uebersetzungen meiner Kunsttheorie ... Meine Verehrung für die weibliche Tugend ist unerschütterlich; aber ich wage zu behaupten, daß eine Schauspielerin, um ihr Publikum zu erwärmen, sich anderer Waffen bedienen muß, als solcher, die für eine ländliche Unschuld passen mögen. Alle menschlichen Gefühle in ihrem Spiel wiederzugeben, ist ihre Aufgabe, und um dieß zu können, ist erforderlich, daß sie selbst als ein Mensch lebt und nicht bloß in höheren Regionen. Man glaubt eine Schauspielerin oft bloß deßhalb verdammen zu müssen, weil sie sich das eine oder andere kleine Liebesabenteuer erlaubt, aber man vergißt da, daß diese Abenteuer just ihre Studien sind. Glaubet mir, um eine gute Schauspielerin auf der Bühne zu sein, ist unbedingt erforderlich, daß in dem Privatleben ein Bischen Romantik mit unterlauft ... Man darf also eine Schauspielerin nicht nach denselben Grundsätzen beurtheilen wie ein gewöhnliches Weib, bei welchem die Unschuld die erste aller Tugenden ist. Die Schauspielerin muß die Leidenschaften verstehen, die sie ausdrücken soll. Aber just diese Erfahrung, diese romantische Schule, die ich hier unter einem eigenen Sinn verstehe, ist es, was unserer Prima Donna mangelt. Daß sie eine liebliche Stimme, einen genialen Vortrag hat, will ich nicht leugnen, aber trotz dieser glücklichen Gaben wird sie es, im Fall sie sich nicht ändert, nicht weiter bringen, als daß sie bloß die Verehrung aller Tanten und schwärmerischer Pensionsmädchen gewinnt, während wir Söhne Adam's ihr den Rücken kehren; wohl verstanden, nachdem wir erst verehrungsvoll uns vor ihrem Talent verbeugt haben; einen Applaus würde das schüchterne Ding vielleicht als eine Beleidigung ansehen."

„Diese Auffassung der Kunst ist gar zu materialistisch."

„Aber sie ist nichtsdestoweniger vollkommen wahr. Mamsell Leopoldine versteht ihr eigenes Bestes nicht,

und sie ist als Persönlichkeit noch nicht interessant genug, um auf der Bühne die ganze Macht zu besitzen, die sie sich aneignen könnte. Gleichwie es für einen Poeten nicht genug ist, bloß zu schreiben, denn er muß auch poetisch leben, wenn er populär werden will, so ist dieß in ihrer Art auch mit einer Prima Donna der Fall. Aber sie hat keine Nachwelt, für welche sie lebt; ihr Wirkungskreis ist zeitlich und räumlich beschränkt, und sie muß deßhalb in höherem Grad als andere Künstler sich bemühen, mit ihrer Mitzeit auf einen intimen Fuß zu kommen . . . Das Theater in allen Ehren, aber eine Aktrice ist es nicht, die eine gesunkene Moralität wieder aufrichten soll . . . Vor einem Monat war ich ganz hingerissen von Mamsell Leopoldine. Als Somnambüle hatte sie mich bezaubert. Ich ließ mich eines Abends während eines Zwischenaktes ihr vorstellen, mit dem festen Entschluß, ihr mein Herz zu Füßen zu legen. Ich fand ihre Schönheit einnehmend; aber es war Schnee auf ihren Lippen, Eis in ihrem Blut. Ich wage zu behaupten, meine Herren, daß so etwas bei einer Aktrice unpassend ist. Als ich in den beredtsten Ausdrücken meine warme Bewunderung ergoß, konnte ich wohl Anspruch darauf machen, mit einem einzigen gnädigen Blick erfreut zu werden. Aber die Schöne antwortete nur mit Höflichkeit, eine Höflichkeit, die meinen Enthusiasmus augenblicklich abkühlte. Ich machte noch einen Angriff mit den ausgesuchtesten Complimenten. Vergebens! Sie überhörte Alles, was sie persönlich betraf, und begann statt dessen von der Kunst zu sprechen. Jedermann weiß, daß ich ein Enthusiast für die schönen Künste bin; deßhalb will ich aber dennoch hinter den Coulissen keine ästhetischen Vorlesungen hören. Die Conversation wurde matt und langweilig. Es kam mir vor, als spräche ich mit einer bescheidenen, sehr gut erzogenen Cousine vom Lande, und nicht mit der ersten Sängerin einer königlichen Oper. Die junge Dame besitzt ganz und gar nichts von jener muthwilligen,

spielenden, reizenden, halb eingestandenen Koketterie, die in der Regel die stärkste Waffe einer Schauspielerin bildet, und sie schien ganz und gar nichts davon zu wissen, daß die größten Triumphe, die man auf der Bühne gewinnt, gewöhnlich hinter den Coulissen begründet werden. Ihr ganzes Wesen erinnert mich an die Worte der Jungfrau von Orleans, die, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, also lauten:

Ein einz'ger Männerblick, der mein begehrt,
Entheiligt mich und regt in mir ein Schaudern.

Seit ich Mamsell Leopoldine kennen gelernt habe, sind selbst in ihren glücklichsten Momenten meine Illusionen immer durch die Erinnerung an ihre persönliche Kälte gestört worden. Aber ich hoffe, daß sie mit der Zeit ihre philosophische Auffassung der Kunst aufgeben und statt dessen lernen wird, ein Compliment so zu beantworten, wie man es von einer Aktrice fordern kann."

„Und Deine Hoffnung wird Dich nicht täuschen. Graf Manfred hat die junge Sängerin unter seinen besonderen Schutz genommen. Man will wissen, daß er sich bereits weit mehr für sie interessire, als seine Pflicht als Theaterintendant ihm auferlegt, und wenn die Vollendung ihrer Erziehung in die Hände eines so erfahrenen Mannes gelegt ist, so kann man vollkommen überzeugt sein, daß sie bald gehörig romantisirt, ihre Stellung als Prima Donna aufzufassen wissen wird."

„Es fehlt ihr sonst gar nichts; sie wird dann unwiderstehlich."

„Man wird ihr dann seinen Beifall zu schenken wagen, ohne daß man zu fürchten braucht, ihre jungfräuliche Sittsamkeit dadurch zu verletzen."

„Meine Herren, ich lasse Ihren Bemerkungen all ihren Werth, aber was mich selbst betrifft, so gestehe ich aufrichtig, daß mein Herz von Mamsell Leopoldinens Anmuth viel zu sehr eingenommen ist, als daß ich über ihr Talent unpartheiisch urtheilen könnte. Was

für schöne Füße sie hat! Ich habe diese erst heute Abend gesehen, wo sie als Novize bei dem Kreuze niedersank."

„Was sagst Du wohl von ihren Augen? ... Wenn Eva einen solchen Blick hatte, so verzeihe ich Adam seine Schwachheit gern, obschon sie uns die Glückseligkeit des Paradieses kostete."

„Diese Art, eine Sängerin zu beurtheilen, ist ganz eigenthümlich."

„Summa Summarum, Mamsell Leopoldine hat ihr Glück gemacht, sie soll mit einem bedeutenden Gehalt engagirt sein."

„Sie muß indeß bereits Neider haben, denn ich habe bemerkt, daß oft mitten unter den lebhaftesten Applausen vom Parterre her eine starke Stimme sich erhebt, die Schweigen gebietet ..."

„Auch ich habe diesen hartnäckigen Opponenten beobachtet ... Es ist unverschämt, der allgemeinen Meinung eines gebildeten Publikums so offen entgegentreten zu wollen."

„Man sollte den Narren hinauswerfen."

Einer von der Gesellschaft, der, während die Andern plauderten, in Zeitungslektüre vertieft in einer Ecke gesessen hatte, trat jetzt mit einem der Abendblätter in der Hand hervor.

„Dieses Blatt," sagte er, „enthält ein paar Artikel, die just mit dem Gegenstand dieses Gespräches zusammenhängen. Wenn Sie erlauben, so werde ich die Ehre haben, sie vorzulesen.

Man gab mit Vergnügen seinen Beifall und die Lektüre begann.

„Theater.

„In unserer königlichen Oper, für welche mit unserem gegenwärtigen so glücklich gewählten Direktor eine neue, bessere Aera angebrochen ist, wurde gestern bei übervollem Hause Donizetti's Leonore aufgeführt. Ohne das von aller Welt anerkannte Genie des berühmten Componisten herabsetzen zu wollen, müssen wir dennoch ge-

stehen, daß hauptsächlich Mamsell Leopoldinens geniale Darstellung der Titelrolle es war, was hier bei uns diesem Stück ein so außerordentliches Interesse, einen so glänzenden Erfolg verschaffte. Wir haben schon vor einigen Tagen eine ausführliche Kritik über die junge Sängerin als Leonore zum Besten gegeben. Der Hauptinhalt unserer Kritik war der, daß sie sowohl was Auffassung, wie auch was Darstellung betrifft, die schönsten Beweise eines wahren künstlerischen Talents geliefert habe, und wir hefteten dabei unsere Hauptaufmerksamkeit ganz besonders auf die Inspiration, die ihren Vortrag auszeichnet, sowie auf ihr geistreiches Talent, zu idealisiren und so zu sagen ihre Rolle selbst zu schaffen. Es bleibt uns nur noch übrig, zu erklären, daß sie, obschon sie uns bereits bei der ersten Vorstellung unübertrefflich erschien, gleichwohl bei jedem neuen Auftreten neue Fortschritte gemacht, eine weitere Vollendung gewonnen und einem bewundernden Publikum die freudigste, angenehmste Ueberraschung geschenkt hat. Wir bezweifeln wahrhaftig, ob irgend ein Theater der Jetztzeit eine Leonore aufweisen kann, welche sich derjenigen an die Seite stellen dürfte, die wir die unsrige zu nennen das unschätzbare Glück haben. Daß schon Mamsell Leopoldinens einnehmende Schönheit, ihre plastisch vollkommene Figur, ihre natürlich edlen Bewegungen jedes mit Gefühl begabte Gemüth entzücken, glauben wir als bloße Kunstrichter nur im Vorbeigehen erwähnen zu dürfen, und wir halten uns hauptsächlich nur an den eigentlichen Gegenstand unserer Kritik: ihren Gesang und ihr Spiel. Eine reinere, klangvollere Stimme hat vielleicht selten einem menschlichen Ohr geschmeichelt. Alles, was wir von Silbertönen und Nachtigallengesang sagen können, ist zu arm, wenn wir von Mamsell Leopoldinens himmlischer Stimme sprechen. Ihr Talent gehört einem unbeschreiblichen, unvergleichlichen Schlage an, und die namenlose Lieblichkeit, die in jedem ihrer Töne liegt, läßt sich nicht mit alltäglichen

Kunstausdrücken entziffern, sondern bestürmt jedes Herz mit der höchsten Glückseligkeit des Entzückens. Es ist wahr, daß Mamsell Leopoldine keine Bravour-Sängerin ist; aber sollte wohl dieses Genre der Gegenstand des Strebens für eine Künstlerin sein, die ihren seelenvollen Vortrag besitzt? Im Uebrigen gestehen wir, daß wir bei dieser Künstlerin etwas noch nicht gefunden haben, was wir in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes Methode, Manier, Schule oder Studium nennen könnten; wir kennen bloß ihr gottgebornes Genie, und indem wir uns tief vor demselben demüthigen, ist es unser inniger, unser warmer Wunsch, daß alle Dornen des Künstlerlebens vor ihren Füßen verdorren, und daß das Publikum immer, wie am gestrigen Abend, einen würdigen Ausdruck für seine Begeisterung, seine Dankbarkeit finden möge.

„Mamsell Leopoldine wurde nach dem Schluß der Vorstellung viermal herausgerufen und endlich mit einem zehnfachen Bravo begrüßt.

„Die Redaktion hat einem über denselben Gegenstand eingesandten Artikel die Aufnahme in ihr Blatt nicht verweigern können. Der Leser findet ihn auf einer andern Spalte. Wir verwahren uns inzwischen in allen Beziehungen gegen die Behauptungen, die hier in einer Sprache aufgestellt werden, welche nach unserer Ansicht in hohem Grade unpassend ist und gegen die Forderung des Zartgefühls verstößt. Aber es ist unsere vollkommene Ueberzeugung, daß Mamsell Leopoldine einen allzu hohen Werth, ein allzu allgemein anerkanntes Talent besitzt, um von der Klatschsucht aufgeblasener Einseitigkeit oder Pedanterie verletzt werden zu können, und wir machen daher auf den eingesandten Artikel nur als auf eine Curiosität aufmerksam.“

„Ich hoffe,“ sagte der Vorleser, „daß Sie, meine Herren, in die Lobeserhebungen, welche der ausgezeichnete Theaterreferent gespendet hat, vollkommen einstimmen werden.“

„Vollkommen!“ antwortete man im Chor.

Aber der eine und der andere von der Gesellschaft meinte, wenn er die Ausdrücke in dem vorgelesenen Artikel mit seinen eigenen verglich, daß die letzteren gar zu matt seien, und da dieser Schlag von Kunstfreunden gewöhnlich die Schwachheit hat, just mit Uebertreibungen ihres affektirten Enthusiasmus imponiren und glänzen zu wollen, so fanden sie sich veranlaßt, durch noch hyperbolischere Phrasen, wie sie selbst glaubten, den überlegenen Reichthum ihrer eigenen Phantasie, das unvergleichliche Feuer ihrer eigenen Gefühle an den Tag zu legen . . . Der Eine hetzte den Andern; es entstand ein Wettstreit in Schmeicheleien, Lobgesängen, Vergötterungen, und Gott weiß, wie man diese Ausschweifungen beendet haben würde, wenn nicht die Mehrzahl Stillschweigen verlangt hätte, um den eingesandten Artikel zu hören.

Die Lektüre wurde fortgesetzt:

„(Eingesandt und bezahlt.)

„Seit einigen Monaten hat man Gelegenheit gehabt, in unserer königlichen Oper die Bekanntschaft mit einer jungen Sängerin zu machen, die mit ungewöhnlich guten Anlagen ausgestattet ist. Kein Kunstfreund kann gegen eine Person von solchen Naturgaben gleichgültig sein. Das Publikum hat in althergebrachter Weise seinem musikalischen Entzücken in den gräßlichsten Mißlauten Luft geschafft. Auch der Einsender will für die Augenblicke des Genusses, die Mamsell Leopoldine ihm schenkte, nicht undankbar sein. Er bedient sich daher dieses Weges, um seine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, und was die Aufrichtigkeit und wohlmeinende Gesinnung betrifft, so fürchtet er keinen Vergleich, am allerwenigsten mit dem applaudirenden, schreienden, stampfenden, herausrufenden und Blumen werfenden Publikum.

„Mamsell Leopoldine! Ich will Ihnen einige Worte sagen, welche Sie gewiß lange nicht gehört haben: Sie

sind noch keine große Sängerin, aber Sie könnten es werden ... Glauben Sie nicht, daß ich unhöflich sein will; ich will bloß eine gute That verrichten. Ach, wenn Sie Ihre Seele (und auch Ihre Kehle) recht zu pflegen verständen, welche Höhe könnten Sie dann nicht erreichen! ... Folgen Sie also meinem Rath: Kehren Sie all dieser erniedrigenden Schmeichelei, diesem falschen Tand, dieser einnehmenden Lüge, die Sie umgibt, den Rücken; treten Sie in Ihr früheres Nichts zurück, werfen Sie die Prima Donna über Bord und wenden Sie sich den Studien wieder zu. Folgen Sie meinem Rath, und Sie werden einmal einen größeren Sieg gewinnen, als Sie jetzt ahnen. Ich leugne wahrhaftig Ihr Genie nicht; aber Ihr Genie ist schwebend, es ermangelt des festen Grundes, der Klarheit und eines bestimmten Willens, und gerade dieser Schlag von Menschen ist es, welcher die größten, gefährlichsten Mißgriffe begeht. Ich nehme Ihnen Ihr Talent nicht. Sie singen zuweilen recht artig, beinahe so gut, als man überhaupt eine halbverrückte Musik singen kann, die sich, wie es mit Leonore der Fall ist, um gemeine und unreine Gegenstände dreht. Ja, Sie singen sogar im Allgemeinen unendlich besser als viele Sängerinnen, die sich bereits einen weltberühmten Namen erschrieen und erträllert haben. Ich habe auch bemerkt, daß Sie Gefühl besitzen; das ist schön; aber Sie besitzen auch etwas, was noch weit besser ist: nämlich Poesie und — jetzt kommt das Allerbeste — Sie verrathen zuweilen, jedoch bei Weitem nicht immer, einen wahren naturfrischen Geschmack sowohl als Sängerin wie als Schauspielerin. Das ist es, was besonders meine Theilnahme für Ihre Person erweckt und in mir große Hoffnungen auf Ihr Talent hervorgerufen hat. Ein guter Geschmack kommt in diesen Zeiten entweder von tiefen Studien in der Kunst oder auch unmittelbar von Gott. Sie haben diese Gabe von seiner eigenen Hand erhalten. Aber nehmen Sie sich in Acht: sie

wird bald verscherzt sein, denn Sie besitzen ja keine Kräfte, womit Sie dieselbe festhalten können, und der Zeitgeist ist von der Art, daß Ihre eifrigsten Bewunderer Sie in diesem Falle bestehlen werden. Der Schreiber dieser Worte ist Ihnen in der letzten Zeit mit ungetheilter Aufmerksamkeit gefolgt; er kennt Sie als Künstlerin besser als Sie sich selbst kennen. Das Publikum betheuert, daß Sie täglich neue Fortschritte machen, daß Sie seit Ihrem Debüt unendlich gestiegen seien; das ist nicht wahr. Sie haben bloß mehr Bühnensicherheit, mehr Fertigkeit, größere Virtuosität erworben. Das mag allerdings ein guter Gewinn sein, aber es ist nicht das Wesentlichste; es ist noch lange uicht Alles, was Sie bedürfen. Nein, der Geist ist das Wichtigste, und darin stehen Sie noch schwankend da, unsicher über den rechten Weg, eine Sclavin der Eingebungen des Augenblicks. Man muß gestehen, daß Ihre Inspirationen oft aus einer himmlischen Quelle fließen, aber alle Inspiration hängt von der Laune, der Gemüthsstimmung und dem Herzen ab, und dieses hängt wiederum von der Welt ab, worin wir leben . . . Ach, die Eingebung ist ein flüchtiger Sommervogel, der Sie in dem Augenblick verlassen wird, wo die Blumen der Seele verwelken, und dieser traurige Augenblick wird nicht lange ausbleiben, denn es ist Gift in der Luft, die Sie einathmen. In unsern Tagen herrscht eine grauenhafte Anarchie in der Welt der Kunst, und die Brandopfer, welche dem Götzen des Augenblicks dargebracht werden, sind mit dem Herzblut des darniedergetretenen guten Geschmackes vermischt . . . Denken Sie an diese Worte, Mamsell Leopoldine, wenn das Bravogeschrei des Publikums zu Ihren Ehren die Wände des Opernhauses erschüttert, und denket auch ihr daran, die ihr einen so schrecklichen Lärm macht.“

Dieser Artikel rief bei den Zuhörern Gelächter und Aerger hervor. Die Einen lachten, die Andern fluchten. Die Bemerkungen über Mamsell Leopoldine wurden

unpassend, die gegen das Publikum unverschämt gefunden . . . Die hier versammelte Coterie war just eine von denjenigen, die ihren Ehrgeiz darein setzten, im Theater den Ton anzugeben, und sich eifrig bemühen, Gesetze in der Welt der Mode einzuführen, unter welcher sie auch die schönen Künste mit zu begreifen sich die Freiheit nehmen. Wer diese Herren, deren Glacéhandschuhe in D. mehr galten, als alle Kunstgesetze, des schlechten Geschmacks anklagte, der trat ihrer Eitelkeit auf den empfindlichsten Leichdorn.

Ueber das Getöse des allgemeinen Unwillens, der keinen Ausdruck scharf genug für seine Erbitterung fand, erhob sich endlich eine fröhliche Stimme, welche den klugen Vorschlag machte, in einer Gesundheit auf die liebenswürdige Sängerin allen Harm hinabzuschwemmen.

Im gleichen Augenblick flogen einige Champagnerpfröpfe an die Decke. Unter der Gesellschaft befand sich ein junger Poet, der sich in Weihnachtskalendern unsterblich gemacht hatte. Er war sogleich mit einem alten Impromptu mit den bekannten Reimen, entzückt und verrückt, Engelstöne und himmlisch schöne, bei der Hand. Das brausende Naß belebte den Enthusiasmus, und diese Kunstfreunde machten ihren Gefühlen Luft in einem gewaltigen Lebehoch auf den Stolz der Oper, den Liebling des Publikums, Mamsell Leopoldine.

XVI.

Die Primadonna.

So tief, so mächtig reget sich in mir
Ein dunkler Schwall von Wünschen und Gefühlen.
Ernst Kjellander.

Der Verfasser hat eine gewisse Angst davor, in Romanen auf Briefsammlungen und Tagbuchauszüge zu stoßen, und gleichwohl hat er jetzt im Sinn, hier selbst etwas Derartiges mitzutheilen ... Lieber Leser, die Nothwendigkeit ist es, die mich zwingt. Um von Leopoldinen's eigenen Eindrücken und der Art, wie sie ihre neue Stellung auffaßte, einen Begriff zu geben, weiß ich wahrhaftig kein besseres Mittel, als daß ich einige zerstreute Auszüge aus ihren Privatnotizen von dieser Zeit mittheile; daß diese möglichst kurz sind, dafür möge der Leser (und Verleger) mir Rechnung tragen.

* * *

Es ist spät in der Nacht, aber ich kann nicht schlafen, und doch bedürfte ich dessen so sehr. O, mein Gott, wie bin ich so unruhig! ... Morgen wird mein Schicksal entschieden, mein Urtheil gefällt werden. Ich werde zum ersten Mal im Theater auftreten ... Für mich liegt Leben oder Tod in diesem Tage. Wenn es mir nicht gelingt, was soll dann aus mir werden, wozu werde ich dann noch gut sein? Wie wird dann meine Zukunft sich gestalten? ... Tausendmal habe ich diese Fragen an mich gestellt, ohne eine beruhigende Antwort zu finden. Ich bin kühner gewesen als irgend ein Mensch sein darf. Alle meine Hoffnungen hängen an einem einzigen Faden; zerreißt der, so bin ich das hülfloseste Wesen auf Erden. Ein Vogel, den man seiner

Flügel beraubt hat, wäre nicht unglücklicher ... Wenn ich dagegen Erfolg gewinne, werde ich dann wohl die Kraft besitzen, ein so großes Glück zu ertragen, werde ich nicht übermüthig werden und meine eigene Geringfügigkeit vergessen?

O Gott, ohne Deinen Schutz, wie machtlos wäre nicht der Mensch? Ohne Dich wäre er das verwahrloseste Wesen in Deiner ganzen Schöpfung, mit Dir, was hat er wohl da zu fürchten? ... Ich flehe Dich nicht an, mir zu Liebe die ewige Gerechtigkeit zu erschüttern, welche die Schicksale der Welt abwägt: nein, Dein Wille geschehe, und lehre mich auch in der Stunde der Prüfung Deine Liebe, Deine Allmacht verehren.

* *
*

Es ist geschehen. Der bedeutungsvolle Tag ist vorüber. Ich habe siegreich die Probe überstanden! ... Ein Angeklagter, der freigesprochen, ein Gefangener, der aus schweren Banden erlöst worden, könnten keine herzlichere Freude empfinden, als die meinige ist ... Mir ist, als ob ein ganzer Ocean von Glück vor mir läge. Alle meine Gefühle jubeln und meine Gedanken tanzen von mir weg, wenn ich sie hier zurückhalten will.

Ach, ihr alle, meine gütigen Freunde, ihr, deren Liebe meine Seele erwärmt hat, warum kann ich euch nicht in meine Arme schließen und Freudenthränen an eurem Busen weinen?

* *
*

Ich bin bereits eine wohlbestellte Primadonna an der königlichen Oper und habe ein, wie man sagt, höchst vortheilhaftes Engagement eingegangen. Gott weiß, daß ich mich innig darüber freue, aber nicht des Geldes wegen, denn dieses habe ich noch immer nicht recht würdigen gelernt. Es genügt mir, Sängerin zu sein, für

die Kunst leben zu können, die ich so innig liebe. Graf Manfred ist mir ein unschätzbar guter Rathgeber in all' diesen Dingen geworden. Ach, wie es doch so viele vortreffliche Menschen hier in der Welt gibt, und wie wohl es dem Herzen thut, daran zu denken!

Alles ist verändert. Ich gehöre nicht mehr zu Frau Knäck's lieben Pensionären, ich bin nicht mehr arm und allein. Statt der ungemüthlichen Kammer, die ich bei ihr bewohnte, besitze ich jetzt eine bezaubernde kleine Wohnung. An meinem Salon brauchte sich eine Fürstin nicht zu schämen. Hier steht mein Piano, und wenn die Sonne durch die hohen Fenster herein scheint und meine schönen Blumen liebkost, so wird es auch in meiner Seele sonnenhell. Die Eleganz in meinem Toiletten- und meinem Schlafzimmer ist nicht minder geschmackvoll. In den ersten Tagen hatte ich eine eigentliche Scheu vor dem Luxus, der mich hier umgibt, aber jetzt habe ich mich bereits daran gewöhnt und gefunden, was das Allerbeste ist, ein gemüthliches Wohlbehagen.

Ich wohne bei einem der Angestellten des Theaters. Er ist ein gebildeter, wohlwollender Mann, und seine junge Frau ist gut und fröhlich wie ein Kind. Ich esse an ihrem Tisch und betrachte mich bereits als Glied dieser glücklichen Familie. Sie führen ein angenehmes Leben, empfangen viel Besuch in ihrem Hause, und Alles athmet hier Freude und Lebenslust. Ich, die ich früher so einsam und still lebte, finde eine große Annehmlichkeit darin, an der frischen Freude Theil zu nehmen, die um mich her lächelt. Sie läßt mich empfinden, daß ich wirklich noch jung bin, und im Ganzen ist die Freude für mich noch neuer, als das Glück. Alle Menschen zeigen Theilnahme für meine Person; ich spreche nicht von all' der Artigkeit, die man an mich verschwendet, aber das ehrliche Wohlwollen geht mir zu Herzen. Kaum habe ich einen Wunsch geäußert, so ist er auch schon erfüllt, und gleichwohl schien es

mir vor einiger Zeit, als ich in dieser großen Stadt noch fremd war, daß alle Menschen hier Egoisten wären. Ich kannte sie nicht, und mir war bang vor ihnen.

* *
*

Ich weiß, daß die Beifallsäußerungen des Publikums übertrieben sind; ich weiß es sehr wohl; aber sie berauschen mich dennoch. Mehr als einmal habe ich zu mir selbst gesagt: Sei ruhig, sei kalt, höre nicht auf diese Schmeicheleien; es liegt Leidenschaft in den Neigungen des Publikums, und seine Schwachheit ist es, die deine Triumphe bereitet ... So habe ich raisonnirt, aber im nächsten Augenblick, wenn tausend Zungen meinen Namen rufen, wenn mein Lob durch den Saal rauscht, wenn Beifallsgeschrei und Blumen meine Erfolge verkünden, da schwindet meine Vernunft und ich kann dann nicht mehr berechnen, was ich verdient habe und was man mir zu viel gibt. Ich kann bloß eine unbeschreibliche, eine hinreißende Glückseligkeit empfinden.

Ach, ich wäre ja kein Mensch, wenn ich nicht von dem Beifall gerührt würde, den man mir spendet: Und diese Leute, die mir so viele Theilnahme, so viele Güte erweisen, warum sollte ich sie wohl beschuldigen, daß sie sich nur von Launen und unedlen Absichten leiten lassen, warum soll ich die Huldigung verachten, die sie in meiner Person der Kunst widmen? Es ist doch besser, dankbar zu sein, dankbar gegen sie und dankbar gegen ihn, der mir dieses glückliche Loos geschenkt hat. Mein Talent kann mich nicht eigenliebig machen. Könnte ich sagen, daß ich selbst nur durch meine Arbeit, meinen Fleiß, mein Studium es so weit gebracht habe, dann wäre es vielleicht möglich. Aber jetzt nicht ... Ich selbst habe nur meine Liebe zur Kunst, aber an meiner Seite wandelt ein freundlicher Genius. Er

leitet mich, er spricht zu meiner Seele. Er gibt mir meine Gefühle ein und lehrt mich, ihnen Ausdruck zu verleihen. Ich verstehe kaum, was es heißen will, eine Rolle zu studiren. Guter Gott, wenn die Kunst weiter nichts wäre als systematische Regeln, wenn ich meiner Seele nur die Worte und die Noten zu geben hätte, welch' eine elende Sängerin wäre ich nicht dann!

O nein, Künstler zu sein, das heißt Alles, was die Welt, was der Gedanke, was das Gefühl, das Handeln und das Träumen Schönes haben, in seiner Seele auffassen und gleichsam in einer klaren Quelle wiederspiegeln; das heißt ein offenes Ohr und ein offenes Herz für die Geisterstimmen haben, welche die Größe des Himmels auf unsere Erde herniedertragen, welche von dem Göttlichen in dem Schönen flüstern, welche in lieblichen Tönen die Verklärung der Sinnenwelt singen und in der Natur die Kraft und den Sieg des Lichtes, der Wahrheit, der Liebe, des Friedens prophezeien! ... Je lauter diese Stimme spricht, um so höher wird der Flug meines eigenen Geistes; mein Gesang erhält Leben, denn nur in meinem eigenen Entzücken bin ich so glücklich, die Herzen meiner Zuhörer mit mir fortzureißen.

Sage mir also, was ist mein eigenes Verdienst in allem dem, was man meinen Triumph, die Siege meines Genies nennt?

* *
*

Von den Blumen, die man mir auf der Bühne zuwirft, suche ich die schönsten aus, um sie auf meines Vaters Grab zu legen. Auch er besitzt ja einen Antheil an diesen Blumen; sein Künstlergeist ist es, der in mir fortlebt. Ach, ich glaube es, sicherlich wird er mit himmlischer Freude diese Opfer der Dankbarkeit, der Liebe seines Kindes entgegennehmen.

* *
*

Ich habe in der letzten Zeit bemerkt, daß zuweilen eine Stillschweigen gebietende Stimme sich in das Beifallsgeschrei des Publikums mischte. Besonders heute Abend hörte ich diese Stimme stark und deutlich. Sie erschreckte mich und machte mich für einen Augenblick ganz muthlos. Bin ich denn bereits durch das Lob des Publikums so verwöhnt und verhätschelt, daß ich nicht eine einzige Mißbilligung ertragen kann, die ich doch, das weiß ich selbst, sehr oft verdiene?

Nach dem Schluß des Actes kam eine meiner Kamerädinnen in meine Garderobe. Es ist ein bescheidenes Mädchen, obschon besser in die Geheimnisse des Theaterlebens als der Kunst eingeweiht. Sie hatte den unangenehmen Eindruck, den ich empfunden, bemerkt und glaubte mir einen guten Rath geben zu müssen.

„Die unartige Stimme, die Ihnen heute Abend Verdruß bereitete,“ sagte sie, „hat sich schon lange hören lassen. Ich, die ich mit im Chor singe, habe gute Gelegenheit, das Publikum zu beobachten, und das thue ich auch; Sie müssen wissen, man kann kaum ein einziges Bravo auf Ihre Rechnung hören, ohne daß diese gemeine Stimme ihr still, still, dazwischen kreischt ... Ich habe mich Ihretwegen schon recht geärgert, aber im Vertrauen gesagt, ich weiß recht wohl, woher dieses Gekreische kommt. Ja, man ist eifersüchtig auf Sie. Sie haben viele Feinde, armes Kind, und man intriguirt bereits gegen Sie. Eine andere Sängerin, dieselbe, die Sie immer so zärtlich umarmt, ist ganz wüthend darüber, daß sie von Ihnen in den Schatten gestellt worden ist. Vor Ihnen war sie unsere Primadonna, obschon sie immer falsch sang und kaum ein Dutzend Applause für die Saison rechnen konnte, mit Ausnahme ihres Benefizabends, wo sie sich mit Freibilletten eine Herausrufung erkaufte. Jetzt findet sie sich noch mehr zurückgesetzt und sie hat nicht halb so viel Gage als Sie. Hätte sie nicht einen freigebigen Liebhaber, so säße sie schon lange im Schuldthurm. Ich

bin überzeugt, daß sie es ist, die dieses Gezische veranstaltet hat. Heute war es bloß ein einziger Mund, der gegen Sie schrie; ein ander Mal werden es vielleicht zehn werden. Sie müssen auf Ihrer Hut sein, denn bemerken Ihre Feinde, daß man Sie so offen tadeln darf, so werden sie sich bald alle gegen Sie zusammenrotten, und dann sind Sie verloren. Befolgen Sie meinen Rath, ich habe fünfzehn Jahre am Theater gedient. Suchen Sie den fatalen Schreier zur Vernunft zu bringen. Er ist erkauft, so viel ist sicher, und wenn er auch in seinen Prätentionen etwas unverschämt sein sollte, so brauchen Sie ja nicht so genau darauf zu sehen, was sein Stillschweigen kostet; das kommt Ihnen in der Zukunft zwanzigfach herein ... Ich will Ihnen aufrichtig sagen, daß Sie von Ihrer glücklichen Stellung besser Nutzen ziehen sollten, als Sie thun; Sie sollten mehr darauf bedacht sein, sich jetzt einen recht soliden Ruf zu verschaffen, so lange das Publikum noch warm für Sie ist, es kühlt sich bald ab, das wissen ich und so manche Sängerin gar wohl. Sie sind gar zu schüchtern und gar zu unthätig für Ihr eigenes Bestes. Der Beifall, den Sie einernten, genügt nicht, und Ihre Triumphe sind bei Weitem nicht das, was sie sein könnten und sollten. Sehen Sie die Signora Parisina an; die verstand es, das Publikum zu lenken, und sie war doch bloß eine Tänzerin: sie wurde an einem Abend zehn verschiedene Male herausgerufen. Folgen Sie ihrem Beispiel, muntern Sie Ihre Bewunderer auf, treiben Sie den Enthusiasmus der Leute immer mehr in die Höhe, sonst werden Sie niemals eine recht große Sängerin. Glauben Sie nicht, daß ich irgend gemeine Absichten hege; nein, Gott bewahre, Sie müssen in aller Ehrbarkeit Ihr Glück machen, das versteht sich. Aber wie gesagt, seien Sie nicht so anspruchslos, Ihr Ansehen leidet darunter. Es könnte z. B. gar nichts schaden, wenn Sie eines Abends auf der Bühne einen Lorbeerkranz empfingen. Dieses Mittel

wird mit Erfolg gebraucht und macht guten Effect. Ich habe in meinen Tagen auch einen Lorbeerkranz bekommen. Wollen Sie, daß ich die Sache einleiten soll? ... Aber es ist unnöthig, Sie besitzen ja selbst so viel Freunde ...

Das und noch weit mehr in demselben Geiste sagte mir die geschwätzige Choristin, und sie ahnte nicht, wie tief sie mich mit ihrer wohlmeinenden Absicht verletzte; sie begriff nicht, daß ihr leichtsinniges Geplauder, ihre verächtlichen Rathschläge mich mehr schmerzten, als das, was mein Feind im Theater je gthan hat.

* *
*

Man warnt mich oft, ich solle das Leben nicht, wie man sagt, in allzu poetischem Licht betrachten. Ich habe diese Warnung nie recht verstehen können. Sollte wohl eine Gefahr darin liegen, sich vorzugsweise an diejenigen Züge bei den Menschen und der Welt um uns her zu halten, die noch immer eine geschwisterliche Aehnlichkeit mit dem Himmel besitzen? Sollte es dagegen Weisheit sein, seine Betrachtungen immer auf die Schattenseite des Lebens zu lenken? ... Dieser Grundsatz würde mich unglücklich machen, und wenn ich meine Seele mit einem solchen Glauben verdüsterte, so würde der Genius der Kunst mich verlassen ... In Wahrheit, es sieht oft aus, als ob man glaubte, die ganze Kunst sei bloß eine lose Maske, die man zuweilen zur Belustigung des Publikums umhänge, und man will nicht begreifen, daß sie ein Herz erfordert.

Ich meinerseits möchte Jedermann warnen, das Leben nicht allzu prosaisch zu betrachten. Diejenigen, die all' das Schöne übersehen, was offenbar oder verborgen unter uns lebt, finden nur eine Welt von Sünde und Verwirrungen, und in der Sonnenfinsterniß, welche sie selbst hervorrufen, strauchelt und fällt zuletzt ihre

eigene Tugend. Ach, man kann die Tugend nicht recht lieben, wenn man sie nur als moralisches Gebot, ohne Poesie und Schönheit, kennt.

* *
*

Wenn ich an die Entwickelung meiner Schicksale denke, so kommt mir mein ganzes verflossenes Leben wie ein Märchen vor.

Der Heimath meiner Kindheit näherte sich nicht ein Laut von dem Geräusche der Welt. Ich erinnere mich so gut, wenn ich von der unendlichen Ausdehnung der Erde, von der Menge der Bevölkerungen, von großen Städten und verschiedenen Ländern las, oder wenn ich in den langen Winterabenden von den Lippen meiner Mutter Erzählungen aus ihrem eigenen Leben anhörte, was sie in ihren glücklichen Tagen draußen in der Welt gesehen und erfahren hatte, da staunte mein junges Gemüth. Die Gemälde, welche die Einbildungskraft vor meiner Seele aufrollte, entzückten mich; es gab also auch Wesen jenseits der Berge, die unser Thal einschlossen! Der Wasserfall, der da brauste, die Jahreszeiten, die Blumen, die Vögel, die Liebe meiner Mutter, sie waren also nicht die einzigen Beweise von Gottes Größe! Mein Verlangen, hinaus in diese neue fremde Welt zu kommen, wuchs mit der Kraft der Phantasie, und die Ahnungen hüpften den Kenntnissen voraus. Es war der Engel des Todes, der mir die Thore dahin öffnete. Ich weinte die tolle Freude der Kindheit hinweg an meiner Mutter Bahre, und mein Blick war verdüstert von den Thränen des Grames, als ich über die Schwelle trat, welche für mich die Grenze zwischen Streit und Frieden war.

Wie arm, wie hülflos stand ich jetzt nicht da! Man betrachtete mich mit Verwunderung und schüttelte bedenklich den Kopf. Der Einzige, der meine Gefühle und das, was in meinem Innern vorging, begriff,

vermochte mir keine Stärke zu leihen, und die Welt selbst, die ich mir so unendlich groß geträumt hatte, klemmte meine Seele ein ... „Aus diesem Mädchen kann nichts Vernünftiges werden,“ flüsterte man um mich her, „sie wird sich selbst und ihre Familie in's Unglück stürzen.“

Es sind erst ein paar Jahre verflossen, seit man diese traurige Prophezeiung hörte ... Wo ist wohl das arme beklagte Mädchen jetzt zu finden? etwa im Grabe oder im Tollhaus? ... O nein, höret was die Fama verkündet, sie führt ihren Namen unter Lobpreisungen im Lande umher. Die stolzeste Stadt des Reiches beugt das Knie vor ihren Talenten. Man huldigt ihr wie noch wenigen; sie ist glücklicher als irgend eine andere.

Woher diese Verwandlung? Groß ist die Macht einer hohen Idee; aber kann sie wohl einer schwachen Menschenseele eine solche Stärke, einen solchen Sieg verleihen? ... Ja wohl, denn eine solche Idee ist unser Schicksal, ist ein Schutzengel, der unsere Tritte lenkt, unsere Wege vorzeichnet. Ich fühle den Geist meiner Mutter, die Liebe meiner Mutter wieder bei diesem Engel; die Sage, die ich mein Leben nenne, ist ein schöner Gedanke von ihrer Seele.

* *
*

Man sagt, Ruhe sei eine unumgänglich nöthige Eigenschaft für jeden Künstler. Dieser Grundsatz ist, wie manche andere Kunstregel, für mich noch ein Räthsel. Wenn ich auf der Bühne ruhig wäre, so würde ich alle Kraft, alle Fähigkeit verlieren. Wie könnte ich wohl selbst ruhig sein und gleichwohl mein Herz in eine Rolle legen, die nur Unruhe athmet und die heftigsten Gemüthsbewegungen umfaßt? ... Ich möchte mir jedoch, abgesehen von der Kunst, für meine eigene Rechnung mehr Ruhe wünschen. Eine Kleinigkeit kann jetzt oft Licht oder Schatten auf meine ganze Seele

werfen; ich bin sowohl in meiner Freude wie in meinen Schmerzen noch ein Kind. In Folge dieser allzu kindischen Erregbarkeit meines Gefühls, bin ich jetzt mehrere Stunden muthlos gewesen. Ich will die ganze Geschichte hier erzählen.

Auf eine der Logen zunächst der Bühne ist eine vornehme Familie abonnirt. Auf den vorderen Plätzen, welche durch den Lichtschein vom Orchester her eine klare Beleuchtung erhalten, sitzt gewöhnlich eine ältere Dame mit ihren zwei Töchtern. Die jüngste von ihnen, sie kann kaum mehr als sechzehn Jahre haben, ist eine Blondine von ungewöhnlicher Schönheit. Ihr hellgelocktes Köpfchen hat eine bezaubernde Anmuth, und in allen ihren Bewegungen verräth sich Unschuld und Herzensgüte. Wenn sie lacht, und das thut sie oft, so geschieht es mit einer Herzlichkeit, die man selten anderswo als bei einem glücklichen Kinde findet; aber zuweilen hat das Lächeln noch nicht ihre Lippen verlassen, so hat bereits auch eine einzige rührende Scene Thränen des Mitleids ihren schönen Augen entlockt. Ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß sie meinem Spiel mit der lebhaftesten Theilnahme folgt, und mein Blick war gewöhnt, immer dem ihrigen zu begegnen, und eine Weile in diesem freundlichen hellblauen Himmel zu verweilen, wenn ich manchmal auf den Theatersaal hinaussehe. So hat dieses junge Mädchen, das ich übrigens ganz und gar nicht kenne, mich eingenommen und ist meinem Herzen theuer geworden. Ich habe einen Genuß darin gefunden, während der Zwischenakte sie zu betrachten. Meine zärtlichsten Gedanken haben sie umschwebt, ich habe mich gesehnt, dieses liebenswürdige Kind in meine Arme schließen, ihre hellen Locken küssen, sie als eine Schwester lieben zu dürfen, und es ist mein theuerster Traum gewesen, daß eine gegenseitige Sympathie unsere Herzen vereinige, obschon wir sonst einander fremd sind.

Gestern war ich gut disponirt und fühlte bei mir selbst, daß ich meine Rolle nicht unglücklich spielte. Das immer dankbare Publikum schenkte mir auch reichlichen Beifall. Als ich meine letzte Arie zum Zweitenmal gesungen hätte, wurde ich mit starken Applausen belohnt, und von allen Seiten her flogen Blumen auf die Bühne. In diesem Moment blickte ich zu meiner einnehmenden Blondine hinauf. Auch sie theilte die allgemeinen Gefühle; in ihrem Entzücken nahm sie ein Bouquet von ihrer Schärpe und warf es erröthend, aber mit einem Ausdruck warmer Dankbarkeit, mir zu Füßen. Im nächsten Augenblick ruhten diese Blumen an meinen Lippen. Ich glaubte zu bemerken, daß eine Thräne noch auf den Blättern einer Rose zitterte; ich küßte sie im glücklichen Entzücken weg. Dieses Bouquet war mir lieber als alle andern; es war meine schönste Trophäe... Noch steht es frisch und duftend auf dem Tische vor mir; aber ach, ich betrachte es nicht mehr mit demselben Blick und derselbe Freude wie gestern!...

Vor ein Paar Stunden kam ich von einer Soirée bei der Gräfin Manfred zurück. Die Versammlung war groß und glänzend. Als ich schon lange dagewesen war, entdeckte ich unter der Gesellschaft meinen Theaterliebling, die hübsche Blondine. Sie kam mir, als ich sie jetzt näher betrachtete, noch einnehmender vor; ihre Figur ist so zart, so fein, und in ihrem ganzen Wesen liegt etwas Kindliches, etwas Allerliebstes, das man unwillkürlich liebkosen zu dürfen wünscht. Man ersuchte mich, Musik zu machen. Ich that es mit Vergnügen und führte einige meiner besten Gesänge zum Piano aus. Nachdem ich geendet hatte, sammelte sich ein dichter Kreis von dankenden und beredten Schmeichlern um mich her. Viele mir bisher unbekannte Personen aus den vornehmsten Classen der Gesellschaft ließen sich vorstellen. Man erwies mir die größte Aufmerksamkeit und das allgemeine Interesse schien sich eine Weile um meine unbedeutende Person concentrirt zu haben. Ich will

hier nicht läugnen, daß solche Stunden mir ein angenehmes Gefühl bereiten. Rings um mich her sehe ich Personen mit allen Vorrechten der Geburt, des Reichthums und der Schönheit, und gleichwohl vereinigt sich die Theilnahme Aller, begegnen sich die Blicke Aller um mich herum, das geringe arme Mädchen, das nichts anders besitzt, als ein Gefühl für die Heiligkeit und Größe der Kunst.

Endlich zog ich mich müde vom Gespräch zurück und fand ein verborgenes Plätzchen in einer Fensternische. Meine Blicken und mein Herz suchten die Blondine ... Sie kam just in diesem Augenblick an ihres Bruders Arm nach dem Ende des Saales, wo ich meine Freistätte gefunden hatte. Die beiden Geschwister unterhielten sich lebhaft und kamen dabei immer mehr in meine Nähe.

Der Bruder, den ich bereits unter meinen eifrigsten Bewunderern bemerkt hatte, äußerte einige schmeichelnde Worte über mein Talent.

„Ich glaube wahrhaftig, daß Du nicht bloß in ihren Gesang verliebt bist, sondern auch in ihre Person,“ sagte die Schwester schalkhaft.

„Ja,“ antwortete der Bruder im Enthusiasmus, „sie ist das reizendste Weib unter der Sonne, und ihr Talent ist nichts gegen ihre persönliche Liebenswürdigkeit.“

„Mein Lieber,“ unterbrach ihn die Schwester, die auf einmal ganz ernsthaft wurde, „nimm Dich wohl in Acht. Ich für meinen Theil bewundere Mamsell Leopoldine auf der Bühne; aber außerhalb derselben werde ich niemals vergessen, daß sie eine Actrice ist.“

Ich hörte Nichts mehr. Diese Worte „eine Actrice“ wurden von dem jungen Mädchen in einem Ton ausgesprochen, worin eine offenbare Verachtung lag. Sie, die mir so theuer gewesen war und es noch jetzt ist, sie, deren bloße Gegenwart meinem Herzen Freude ge-

schenkt hatte; sie, dieses Wesen, mit welchem ich durch Seelenfreundschaft und Sympathie verbunden zu sein geträumt hatte; dieses so himmlisch unschuldige, so engelreine Kind ... großer Gott, sie verachtet mich!

Mein armes Herz schaudert noch jetzt bei dem Gedanken an die Worte, die sie sagte. Eine Actrice! ... Ist es denn eine Schande, diesen Namen zu tragen? Ist dieser Titel eine Erniedrigung? Erkaufen wir die Schmeicheleien der Welt auf Kosten ihrer Achtung, und muß die Huldigung, die wir auf der Bühne gewinnen, uns unsern guten Ruf im allgemeinen Leben kosten? ... Die Aufmerksamkeit, die ich so manchmal erregt habe, und die mich stolz gemacht, welchen Werth besitzt sie wohl, wenn die Unschuld ihr Herz vor mir verschließt, mein Gewerbe verachtet? Und meine Triumphe als Künstlerin, was sind sie? ... Ein Grab des Glaubens an meine Tugend, an meinen Werth als Weib.

Heilige Kunst, für welche ich lebe, erwärme meine Seele, verleihe mir von Deinem Himmel herab Kraft, mein Haupt aufrecht zu tragen vor der Ungerechtigkeit der Welt und ihren Vorurtheilen!

Und Du, holdes Kind, das Du ohne Dein Wissen einen Dolch in meine Brust gedrückt hast, möge niemals Deine eigene Liebe aus einer so schmerzlichen Wunde bluten! ... Deine Blumen, nein, ich will sie nicht wegwerfen, ich will sie dennoch bewahren.

* *
*

Es herrscht große Freude in der Familie, die mich jetzt nach ihrer Art als ihre Angehörige betrachten kann; aber zuweilen sogar mitten unter Lachen und Munterkeit überfällt mich ein unbeschreiblich bitteres Gefühl; ein Gefühl der Leere, das mich weich und wehmüthig stimmt ... Ich fühle mich einsam, ach, so einsam mitten unter diesen liebenswürdigen Menschen, mitten unter so vielen Freunden.

Einsam? frage ich mich selbst und lasse meine Blicke über das gefüllte Theater hinschweifen, wo mir von allen Lippen ein freundliches Lächeln, von jedem Blick Bewunderung entgegen kommt. Einsam? frage ich und suche vergebens die Bouquete zu zählen, die zu meinen Füßen niederfallen ... Ja, einsam, antwortet mein Herz. Man liebt die Sängerin, man huldigt dem Talent; aber was habe ich für mein eigenes Ich als Mensch, als Weib gewonnen?

Als ich neulich zu meiner guten Wirthin kam, stand sie über die Wiege ihres kleinen Kindes hingebeugt. Einer Mutter Stolz und Freude strahlte in ihrem schönen Blick. Ich hatte nicht das Herz, sie zu stören, ich erschien mir hier wie ein Fremdling, und nachdem ich eine Weile ungesehen beobachtet hatte, wie sie ihren Liebling mit zärtlichem Kosen überhäufte, kehrte ich langsam auf meine eigenen Zimmer zurück. Ich habe dieselben vorher noch nie so zierlich und zugleich so leer gefunden; es war mir unmöglich, meine Thränen zurückzuhalten.

Ach, wie arm bin ich nicht bei all meinem Reichthum! Ich stehe allein in meinem Leben! ... Es wohnt ein Drang nach einem Heimwesen in jedes Weibes Brust, und wenn alle anderen Gefühle ruhen, so seufzt dieses aus der Tiefe meiner Seele; aber ich vernehme keine Antwort auf diese Seufzer, keine Antwort auf das zärtliche, sehnsuchtsvolle Verlangen des Herzens.

Einmal, zur Zeit als ich noch keinen Ruhm gewonnen hatte, als ich noch ein armes vater- und mutterloses Mädchen war, da hörte ich diese Worte, und es lag eine glühende Wärme in ihnen: Leopoldine, ich liebe Dich. Ich habe diese Worte nie vergessen können, ich habe sie nie vergessen wollen. Sie bilden noch heute die schönste Erinnerung meines Herzens, aber, ach, nur eine Erinnerung! ... Maximilian, wo bist Du? Hast Du die Freundin Deiner Kindheit vergessen?

Umschwebt Deine Zärtlichkeit nicht mehr diejenige, deren Seele Du zum Dienst und zur Verehrung der Kunst leitetest.

* *
*

Ich wurde neulich durch einen Besuch von Graf Manfred unterbrochen. Er entdeckte in meinen Augen Spuren von Thränen, die ich noch nicht hatte verwischen können, und zeigte mir die herzlichste Theilnahme. Diese Herzlichkeit war heute nicht wie gewöhnlich in einen allzu großen Pomp von Schmeicheleien und Complimenten gehüllt; sie trat in ihrer guten, ehrlichen Wahrheit hervor, und just deßhalb gefiel sie mir so wohl.

Man hat den Charakter dieses Mannes durch gemeine Insinuationen bei mir anzuschwärzen gesucht, aber Gott sei Dank, noch bedrückt kein Argwohn gegen ihn mein Gewissen. Pfui, es wäre unwürdig, ihm zu mißtrauen, dem ich so viel, ja mein ganzes Glück zu verdanken habe. Unter seinem Schutz bin ich geworden, was ich bin. Er ist es, der meinen Weg eröffnet hat, der mich auf dieser neuen Bahn stützt, und wenn er auch, wie wir Alle, seine Schwachheiten und seine Fehler hat, so darf wohl ich die Letzte sein, die dieselben zusammenzählt und über seinen Mängeln seine Verdienste übersieht ... Nach diesem Besuch, der mir zu erkennen gab, daß er nicht bloß die Theilnahme eines Kunstfreundes, sondern auch eine edle Freundschaft für mich hegt, schätze ich ihn noch mehr.

Er sprach vertraulich mit mir, rief durch Scherz und Ernst wieder meine Freude hervor und munterte mich mit der Güte eines Bruders auf.

Ach, möge Gott mir verzeihen, wenn in der Klage, die ich das letzte Mal äußerte, eine Unzufriedenheit lag! Wenn ich mich mit der Menge vergleiche, wie beneidenswerth finde ich nicht da mein eigenes Loos! Ja, fort mit aller Klage, ich kenne kein Wesen, das glück-

licher wäre, als ich selbst! ... Ich habe den Platz gefunden, auf welchen ich von einem höheren Geschick berufen zu sein glaube. Ein großes, ein herrliches Ziel liegt in meiner Zukunft. Wenn mein guter Genius mich nicht verläßt, wenn er meinem Gesange seinen Geist leiht, so wird es mir sicherlich vergönnt werden, wenigstens in irgend einem Herzen die Liebe zu einem idealen Leben zu veredeln, das sich, obschon nicht immer vollkommen bewußt, bei uns Allen vorfindet. Ich bin jung, voll von Lebenslust und Hoffnung, und schaue ohne Furcht in die Welt hinaus, denn ich weiß, daß sie schön ist, ich glaube, daß sie gut ist!

* * *

Wir verlassen jetzt Leopoldinens Tagebuch, um ihr selbst zu folgen.

XVII.

Der Beschützer.

> Mein Herr ist immer ein respektabler Cavalier gewesen. Aber freilich hatte er auch Künste an sich gehabt, wie alle solche Herren an sich haben.
>
> Shakspeare.

In den obigen Auszügen aus Leopoldinens Tagebuch haben wir unter Anderem ersehen, daß sie Graf Manfred als ihren Beschützer, ihren Freund betrachtete. Aber da wir das Herz dieses Mannes besser kennen, als sie, so haben wir in diesem intimen Verhältniß zwischen ihnen mehr Grund zur Furcht als zur Freude gefunden.

Graf Manfred galt überall als ein Ehrenmann, sowohl nach den Begriffen der Welt, als auch nach seinen eigenen. Seine vielen glänzenden Eigenschaften vergoldeten in den Augen des Publikums seine Handlungen, und man urtheilte, wie man oft thut, daß alles Gold sei was glänzt. Unläugbar ist es auch, daß man verschiedene sehr schöne Züge von ihm zu erzählen hatte, die zu beweisen schienen, daß es ihm nicht an Edelmuth mangele. Aber in einer Beziehung war der edle Graf höchst unverbesserlich, nämlich in Allem, was sogenannte Liebesaffairen betraf. Die Moral seines Herzens war von der allerlockersten Art, und obschon er sich gerne das Ansehen eines ritterlichen Cavaliers geben wollte, so hatte er doch die erste Bedingung der Ritterlichkeit: die Achtung für das Weib, gänzlich vergessen. Weit entfernt, das Band der Ehe als ein Hinderniß für romantische Abenteuer zu betrachten, glaubte er ohne alles Bedenken, daß solche seinem Alter und seiner Stellung in der Gesellschaft angehören, weßhalb er auch mit einem gewissen Stolz die vielen Siege zusammenzählte, die er auf diesem Felde gewonnen hatte, und sich selten zufriedener fühlte, als wenn er seine Freunde von seinen beneidenswerthen Erfolgen bei dem schönen Geschlecht flüstern hörte. Ja, wenn einer dieser Freunde sagte: „Manfred, Du bist der Don Juan unserer Zeit,“ so schmeichelte dieß seiner Eitelkeit in hohem Grad, und er meinte, daß man ihm nur Gerechtigkeit widerfahren lasse. Aber wenn es irgend einem Freunde der Wahrheit eingefallen wäre, zu sagen: „Manfred, Du bist ein Verführer, Du hast treulos manches Herz betrogen, Du hast den Fall von manchem Weib zu verantworten!“ so würde er dieß als einen Schimpf betrachtet haben, der sich nur mit Blut abwaschen ließe.

Unter solchen Verhältnissen kann sich Niemand darüber wundern, daß das Interesse des Grafen für Leopoldine sich bald mit den Leidenschaften seines Herzens vermischte; sie war jung, schön und für den Augenblick die gefeiertste

Dame der Stadt. Er philosophirte nicht gerne über solche Fragen. Leopoldine war für ihn eine Festung, die eingenommen werden mußte. Es galt, seine auf die Probe gestellte Feldherrnehre zu bewähren, und damit betrachtete er die Sache als vollkommen klar.

Beinahe täglich besuchte der Graf seinen liebenswürdigen Schützling. Einen Tag, nachdem sie die Notizen niedergeschrieben hatte, womit das vorige Kapitel endet, fand er sie ungewöhnlich heiter und belebt. Sie trat ihm mit einer Vertraulichkeit, einer Wärme in Blicken und Worten entgegen, worüber er sich noch nie zu erfreuen gehabt hatte. Der Graf deutete dieß auf eine Art, die mit seiner allgemeinen Erfahrung, seinem Glauben an das Weib und ihre Gefühle übereinstimmte; er betrachtete diese Zeichen als günstig für seinen Eroberungsplan und sah darin eine Andeutung, daß die Stunde des Sieges noch früher herannahe, als er zu hoffen gewagt hatte.

Im Verlauf des Gesprächs versäumte er keine Gelegenheit, um immer tieferen Eingang in dieses unschuldsvolle Herz zu gewinnen, das er jetzt für sich geöffnet glaubte. Mit einer Geschicklichkeit, die den Mann von feinerer Lebensart verrieth, entlockte er Leopoldine immer mehr von ihrem Vertrauen. Er nahm, so weit es ihm möglich war, ihre eigene schwärmerische Sprache an und warf dazwischen ganz unvermerkt in ihre Phantasie Funken des Feuers, von dem er hoffte, daß es bald ihre ganze junge Seele entzünden sollte. Sein Muth wuchs, seine Hoffnungen wurden kühner, und im Taumel seines Entzücken sah er bald die Frucht bereits gereift, auf welche er in seinen klugen Berechnungen in einer noch fernen Zukunft gehofft hatte . . . Endlich, im Augenblick des Abschieds, als Leopoldine ihm freundlich ihre Hand reichte und ohne sie zurückzuziehen, gestattete, daß er sie mit Wärme drückte, da steigerte sich seine Zuversicht bis zum Uebermuth, und eine dreiste Idee tauchte in seinem Kopfe auf.

„Wer besitzt den morgenden Tag?“ dachte er, „die Mine ist fertig; sie mag springen!“

Nach kurzem Besinnen machte er jetzt seinem Schützling den Vorschlag, sie möchte in seiner Gesellschaft auf ein Stündchen dem Maskenball der Oper anwohnen, der am Abend stattfand. Er hatte mit Leopoldine oft davon gesprochen, wie nothwendig es für sie als Schauspielerin sei, sich mit dem allgemeinen Leben bekannt zu machen und durch das Studium von Charakteren aus verschiedenen Gesellschaftsklassen ihre Menschenkenntniß zu bereichern. Sie sah die Wahrheit dieses Rathes ein und fand, daß ein öffentliches Fest von so großartigem Maßstab wie eine Opernmaskerade wohl angesehen zu werden verdiene, zumal da sie noch niemals an einem solchen Vergnügen Theil genommen hatte; sie versprach sich Freude davon und sagte ohne Bedenken fröhlich zu.

In dem kolossalen Saale bewegte sich eine bunte Masse von mehr als tausend Masken. Die Tanzmusik erscholl in tollen Tönen, und gleich wie der Sturm im Winter die Schneeflocken jagt, so jagte diese Musik die Menschen in wilden Tänzen. Wohin der Blick sich wandte, begegnete er demselben beweglichen, gaukelnden, spielenden Leben. Die zierlichen Trachten von allen Farben, von allen Moden und allen Ländern, wechselten fröhlich in dem klaren, glitzernden Scheine der Gasflammen. Geplauder und Geschrei erscholl von allen Seiten, ähnlich dem Gebrause einer Fluth, die sich von einer Höhe herabstürzt, und muntere Schwänke riefen dazwischen hinein überlaute Lachsalven hervor.

Aber das eine und andere mystische Paar schlich sich schweigend durch das lustige Gewimmel, friedlichere Plätze suchend, und erweckte in der Einbildungskraft des Zuschauers Vorstellungen von Intriguen und Rendezvous, Ahnungen zärtlicherer Gefühle, die von der fremden

Tracht ihren Schutz borgten. Diese geheimnißvollen Scenen verliehen dem großen Gemälde allgemeiner Freude und Belustigung ein noch pikanteres Interesse.

Auch die unteren Logenreihen waren großentheils besetzt. Hier hatten diejenigen Platz genommen, die es vorzogen, das tolle Treiben aus der Ferne zu betrachten. Unter ihnen sah man in einer der vornehmsten Logen ein paar schwarze Dominos. Der Cavalier war eine stattliche Figur, die eine elegante Leichtigkeit in ihren Bewegungen zeigte, und was die Dame betraf, so verriethen sich ihre feinen, weichen Formen, trotz der neidischen Falten des weiten Seidenkleides. Ihre kleine, weiße Hand, die auf dem Geländer ruhte, hatte ihr die besondere Aufmerksamkeit mehrerer alten Maskeraden-habitués zugezogen; auf der Brust trug sie eine Rosette von carmoisinrothem Sammetband.

Etwas später am Abend sah man dasselbe Paar Arm in Arm mehreremal im Salon umherwandeln. Sie hatten hier Gelegenheit, die Gelenkigkeit und halsbrechenden Sprünge eines grinsenden Bajazzo zu bewundern, ihre Gesellschaft unter Bauernmädchen, Zigeunerinnen, Nonnen und Türkinnen zu wählen, stumme Ritter und dünnbeinige Hofleute zu betrachten, den Wunderkuren eines gesprächigen Wasserdoktors gegen rothes Haar, große Füße, lange Nasen, glatte Zungen, Mücken im Kopf und Füchse hinter den Ohren u. s. w. zu lauschen, oder auch konnten sie sich unter dem munteren Haufen der Debardeurs in einer tollen Galoppade herumschwingen.

Aber die Dame neigte sich gegen den Arm ihres Cavaliers mit einer Geberde der Aengstlichkeit und Besorgniß, welche verrieth, daß sie an dieses Menschengewimmel, diese geräuschvollen Scenen nicht gewöhnt war ... Sie zogen sich wieder aus dem Gedränge zurück. Er flüsterte einige Worte in ihr Ohr. Sie gab ein bejahendes Zeichen zur Antwort. Sie eilten hinter die Coulissen und traten in den langen Corridor, der

zu den Restaurationszimmern führt. Aber sie gingen noch weiter, an den Eingängen dieser Zimmer vorbei; eine kleine schmale Treppe in der Wand hinauf. Endlich traten sie durch eine Thüre seitwärts von der Treppe ein. —

Sie befanden sich jetzt in einem kleinen, aber üppig möblirten Zimmer. Die Beleuchtung war angenehm, obschon matt. Eine so eben erloschene Flamme gab der Luft eine höhere Temperatur, und stark duftende Blumen verbreiteten liebliche narkotische Gerüche. Der weiche, elastische Teppich machte die Tritte der Hereinkommenden unhörbar.

„Mein Gott, wohin haben Sie mich geführt?" fragte die Dame etwas unruhig und einen verwunderten Blick über das Zimmer werfend.

„In die ruhigste Freistätte des ganzen Hauses," antwortete der Cavalier, indem er sie einlud, auf einem Sopha Platz zu nehmen. Zugleich nahm er seine Maske ab. Die Dame folgte seinem Beispiel, und wir sehen jetzt zwei alte Bekannte vor uns: Mamsell Leopoldine und Graf Manfred. Der Letztere fuhr fort:

„Ja, Mamsell Leopoldine, Sie befinden sich jetzt in meinem Privatkabinet. Sehen Sie sich um. Sie werden nicht mit Recht sagen können, daß es hier unangenehm sei. Niemand kann uns stören; hier können Sie, befreit von dem Getöse und Gedränge, das Sie drunten im Theater so sehr schreckte, getrost ausruhen. In den allgemeinen Restaurationszimmern würden Sie dasselbe tolle Leben gefunden haben, wie im Saal, aber ich wage zu bezweifeln, ob Sie dort bessere Erfrischungen vorgefunden haben würden, als diejenigen sind, die auf dem Tischchen hier für Sie bereit stehen."

„Wie herrlich, von dieser langweiligen Maske befreit zu sein!"

„Etwas Eis, wenn es Ihnen beliebt. Glauben Sie nicht, daß diese Aprikose so warm ist wie ihre Röthe; ach nein, sie gleicht unsern Schönheiten, ihr

Inneres ist von Eis. Ein Glas Selterser Wasser mit Champagner wird Sie erfrischen. Dieses Getränke ist unvermeidlich bei jeder Maskerade ... Ihre Gesundheit, Mamsell Leopoldine!“

Und Leopoldine fand ihren Platz gut und leerte das gereichte Glas ohne Bedenken; es wurde ihr ja von einem Freunde gereicht. Im Uebrigen dachte sie ganz und gar nicht daran, daß sie jetzt in einem abgelegenen Theil des Hauses mit einem Mann allein saß. Dieß war ohne Zweifel sehr unvorsichtig, aber wir dürfen nicht vergessen, daß es mehrere Arten von Unschuld gibt, und daß diejenige, die am öftesten erröthet, sehr oft auch die am wenigstens unschuldige ist. Niemand darf die Unbedachtsamkeit loben, aber Jedermann muß ein reines Gemüth lieben.

„Was sagen Sie zu diesem Abend?“ fragte der Graf.

Leopoldine lächelte und schüttelte langsam den Kopf.

„Mit Ihrer Gesellschaft und Ihren Arrangements kann man nicht unzufrieden sein,“ sagte sie; „aber ich bezweifle doch, daß ich für die Zukunft die Maskenbälle unter meine Vergnügungen einzeichnen werde.“

„Wären Sie ein gewöhnliches Weib, so würde ich es für ganz natürlich halten, daß Sie kein Vergnügen darin finden, Ihre Schönheit hinter einer Maske zu verbergen.“

„Sie dürfen mir nicht auf Kosten meines ganzen Geschlechtes schmeicheln.“

„Nein, Sie haben Recht, mein Compliment war sehr schlecht. Ich erlaubte mir eine abgenützte Anspielung auf die Eitelkeit des Weibes, um meine eigene Freude darüber nicht zu verrathen, daß ich Sie endlich unter vier Augen schauen darf. Aber sagen Sie, warum lieben Sie diese Art von Vergnügen nicht?“

„Ich kann mir nicht helfen, aber ich erschrecke vor einem Menschen, wenn ich in seinem Blick und in seinen Zügen, nicht nach einer Seele, nach einem Geist

suchen kann, der mit meinem eigenen verwandt ist. Diese steifen Masken, diese verstellten Stimmen erschrecken mich, und ich fürchte, daß es keine gute Eingebung war, welche die erste Maskerade in der Welt veranstaltete.“

„Dazu haben Sie gute Gründe: die Schlange im Paradies war unser erster Maskeradenarrangeur. Aber sehen Sie, seit dem Tage, an dem sie auftrat, ist unser ganzes Leben eine Maskerade!“

„Sie dürfen nicht sagen, das ganze Leben, sondern nur ein kleiner, unbedeutender Theil unseres Lebens.“

„Ach, Mamsell Leopoldine . . .“

„Warum beklagen Sie mich?“

„Nein, ich beklage Sie nicht; Sie leben noch in den unschuldigen Träumen der Kindheit, aber . . .“

„Fahren Sie fort, Herr Graf.“

„Die Zeit ist gekommen, wo Sie den beirrenden Flor entfernen müssen, durch welchen Sie die Wirklichkeit betrachten; aber ich erscheine Ihnen vielleicht zu ernst?“

„Glauben Sie nicht, daß ich bereits so verweichlicht sei, um mich durch ein ernstes Wort schrecken zu lassen.“

„Nun wohl, besitzen Sie den Muth, das Leben so anzusehen, wie es wirklich ist, besitzen Sie den Muth, Ihre lieben Phantasien aufzugeben und die reelle Wahrheit unseres Schicksals zu erfassen?“

„Ich liebe die Wahrheit, Herr Graf; ich liebe sie wie der Pilger seinen Wanderstab, wie der Krieger sein Schwert liebt.“

„So hören Sie mich und zweifeln Sie nicht daran, daß meine herzliche, warme Theilnahme für Ihr Wohl es ist, was meine Worte diktirt, wenn sie für Ihre Ohren auch unangenehm klingen sollten . . . Es gibt ein Wort, das man niemals ohne Gefahr unter dem großen Haufen ausspricht, das aber die Glückseligkeit des weisen Menschen bildet, und dieß ist das Wort Freiheit . . . Die Nothwendigkeit der Gesetze verrieth

sich schon im Anfang der Welt, sobald die Menschen sich in Gesellschaften ordneten, und um die Völker zu leiten und zu regieren, fand man sich veranlaßt, ihnen Lehren einzupflanzen, welche gleichsam ein weiteres Gewissen hervorbringen sollten, das sich von dem angeborenen, natürlichen in vielen Theilen unterschied. Damit nun diese Lehren eine Heiligkeit gewinnen sollten, erklärte man sie für göttliche, und der erste Gesetzgeber der Welt behauptete seine Gebote unmittelbar von Gottes Hand empfangen zu haben. Wir müssen die Weisheit verehren, die sich darin verräth, denn sie hat durch die Finsterniß der Zeitalter hindurch der Civilisation Erfolg und Schutz bereitet. Aber wir können gleichwohl nicht leugnen, daß alle diese Bande und Ketten, womit die Regierungen nothwendig die Menschheit belasten mußten, jetzt durch eine rückwirkende Bewegung ein neues Uebel hervorgerufen haben, das seinerseits die Welt zu zerstören droht. Dieses Uebel sind die Vorurtheile. Von Vorurtheilen frei sein heißt weise sein, und weise sein heißt glücklich sein. Die große Menge besitzt noch nicht Bildung genug, um einen würdigen Gebrauch von dieser Freiheit zu machen, um diese Weisheit, dieses Glück recht zu erfassen, und es wird ohne Zweifel zu allen Zeiten unmündige Seelen geben, die, um nicht sich selbst und den ganzen Staat in's Verderben zu stürzen, in Unkenntniß darüber erhalten werden müssen, daß die bürgerlichen und die natürlichen Gesetze in ihren Bestimmungen des Rechten und Unrechten nicht immer übereinkommen. Aber für uns, die wir aufgeklärt genug sind, um unsere Rechte benützen zu können, für uns ist es sogar eine Pflicht, unsere Seele von allen falschen Meinungen und Vorurtheilen zu emancipiren, die unsere Begriffe von der wahren Freiheit entstellen... Ich will Sie jetzt nicht mit einer Beleuchtung all der zahllosen Unwahrheiten und der falschen Sätze ermüden, die sich in der Organisation der politischen Welt kund thun, und aus denen sie ein so kunstreiches Gewebe

macht. Sie sind ein Weib, und Ihre Bestimmung ist also eine andere Wirksamkeit als die öffentliche Politik. Aber auch Sie haben einen Staat zu regieren und Gesetze für denselben zu geben; dieser Staat ist Ihr Herz."

„Glauben Sie wohl, daß es möglich sei, seinen Gefühlen Gesetze zu geben?"

„Nein, aufrichtig gestanden, ich glaube es nicht. Ich demüthige mich vor der Macht des Gefühls mehr als vor irgend einer andern, und wenn ich vorhin sagte, daß Sie Ihr Herz zu regieren haben, so möchte ich jetzt noch den Rath beifügen, daß Sie den eisernen Scepter des Despotismus wegwerfen und die Freiheit als Grundgesetz proklamiren müssen, denn der Druck erstickt die beste Kraft des Lebens und ruft früher oder später verheerende Revolutionen hervor . . . An was sollen wir glauben, wenn wir nicht an unsere Gefühle glauben? . . . Wir haben allerdings die moralische Wissenschaft mit ihren Rechts- und Sittenlehren, aber wir finden in der Tiefe dieser Lehren nur Abgeschmacktheiten und Widersprüche. Sie wechseln mit den verschiedenen Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft, und was an einem Tag Verbrechen oder Fehler genannt wird, das heißt am andern Tugend oder Pflicht. Dieselbe Handlung, die in einem Staat getadelt und gestraft wird, gewinnt in einem andern Ruhm und Belohnung. Die Staaten, die mit Recht fürchten, dem rohen Haufen eine Ahnung von der Freiheit der Gefühle zu geben, haben sich zu allen Zeiten sehr angelegen sein lassen, diese Freiheit als Leidenschaft zu bezeichnen und einen Kreuzzug gegen alle Leidenschaften zu predigen. Man hat die Moral in das allgemeine Leben gesetzt, wie man eine Vogelscheuche auf den Kirschbaum setzt, um die Elstern und Spatzen vom Genusse der süßen Frucht abzuhalten. Aber Jeder, der das Licht der Bildung mit einiger Vorsicht zu benützen versteht, so daß er keine Feuersgefahr dadurch hervorbringt, der wäre ein Thor, wenn er sich von diesen Spuckgestalten täuschen ließe,

die uns vom Ufer der Glückseligkeit hinwegzuschrecken suchen. Klüger ist derjenige, der die Phantome wegbläst, die schon von Kindheit auf unsere Einbildungskraft beherrschen, und der mit vollem Glauben an die Wahrheit seiner Worte sagt: Des Herzens Stimme ist Gottes Stimme."

„Vielleicht sollte es so sein, Graf Manfred, aber ich bezweifle, daß es wirklich so ist. Wir haben Alle unsere Verirrungen, und in keiner menschlichen Brust schlägt ein jeden Augenblick reines Herz. Unsere Seele hat ihre Sabbathstunden. In diesen vernehmen wir ihren Zusammenhang mit den himmlischen Mächten, aber im täglichen Leben müssen unsere Sympathien für das Materielle wieder das Uebergewicht gewinnen, und wir können uns, glaube ich, nicht immer auf eine höhere Wahrheit in unsern Gefühlen verlassen."

„Sie haben zum Theil Recht. Kein Mensch hat noch eine solche Höhe der Weisheit erreicht, daß er sich nicht selbst täuschen könnte, und Niemand wird je diese Höhe erreichen. Es ist also ganz unmöglich für uns, ohne Fehltritte durch das Leben zu wandeln; aber just weil unser Sündenregister dennoch jedenfalls groß genug ist, so ist es ja unnöthig, es mit erdichteten Sünden zu belasten . . . Ich weiß, daß Sie die Natur lieben. Schön und herrlich erscheint uns da Gottes Schöpfung. Sie begegnet uns da mit dem Lächeln des Glückes, mit dem Jubel der Freude, und wir sehen keine Hand, die mit grausam tyrannischer Macht die Gefühle zurückhält. Wir hören keine Stimme den Genuß als eine Sünde verdammen. Nur unter den Menschen machen wir diese Entdeckung, und wir vernehmen zugleich auch den klagenden Seufzer des Kummers. Ja, nur der Mensch ist es, der unglücklich ist; bei ihm ist die Freiheit gebunden, die Natur mit Gewalt unterdrückt, und die Herrschaft der Vorurtheile verpflanzt sich siegreich von Geschlecht zu Geschlecht. Ich brauche meinen Satz bloß

mit einem einzigen Beispiel zu belegen, und Sie müssen zugeben, daß ich Recht habe.“

„Mit einem einzigen Beispiel? Welches meinen Sie?“

„Ich meine die Liebe.“

„Ist nicht sie dasjenige Gefühl, welches das Universum belebt, das wir überall in der Natur wiederfinden, das sich bei jedem Wesen kundgibt, das den Trost des Lebens und die Sonne aller Seelen ausmacht?“

„So ist es, und gleichwohl welche freche Versuche hat man nicht gemacht, um dieß erhabene Gefühl zu einer verbotenen Frucht zu stempeln? Just darin verräth sich der ganze rettungslose Wahnwitz unserer Moralisten. Die Liebe ist unser höchster Reichthum, sie ist unser Erbe vom Himmel, sie ist Gottes eigenes Gesetz, das in unsern Herzen lebt. Mögen wir darum die falsche Lehre verabscheuen, die sich erdreistet, diesem über alle irdischen Bande erhabenen Gefühl Grenzen stecken und Bedingungen auferlegen zu wollen. Die Liebe ist frei; ihr Gesetze vorzuschreiben, ist gerade, wie wenn man bestimmen wollte von welcher Gegend her der Wind blasen, oder auf welcher Bahn der Vogel fliegen soll.“

„Ja, die Liebe ist, wie Sie sagen, selbst unser höchstes Gesetz, aber obschon sie in Aller Brust lebt, können wir doch nicht sagen, daß Alle ihre hohe Wahrheit aufgefaßt haben. Ach nein, Niemand hat das vollkommen gethan. Müssen wir deßhalb nicht das Gesetz respektiren, das die besser aufgeklärten, von ihrem besseren Gefühl inspirirten Menschen für diejenigen festgestellt haben, welche in einem tieferen Dunkel umhertappen?“

„Und diese sogenannten besser aufgeklärten Menschen, welche ungeheuerliche Lehren sind just nicht von ihnen ausgegangen? . . . In ihrem geistigen Hochmuth haben sie sich für die Stimme der Natur taub gemacht, und in ihrem engen Gehirn haben sie Systeme erbaut, welche bloß den Fehler haben, daß sie eines festen Grundes

ermangeln. Darum sind sie auch immer nach derjenigen Richtung hingeschwebt, nach welcher die Launen des Zeitgeistes sie getrieben haben, und wenn sie auch mit ihren vielen orthodoxen Paragraphen und Momenten die Bewunderung von tausend klugen Köpfen gewonnen haben, so haben sie doch niemals ein einziges Herz gewonnen. Jedes Blatt der Geschichte bestätigt meinen Satz. Ja, was ist heut zu Tag der Cölibat der katholischen Priesterschaft, was sind die Klostergelübde, was ist die Ehe?“

Leopoldine machte bei diesem letzten Wort eine Geberde der Verwunderung.

Der Graf fuhr fort:

„Sie erschrecken über diese meine letzte Frage. Ich erwartete das; aber Sie stehen meinem Herzen allzu nahe, als daß ich Bedenken tragen könnte, vor Ihnen eine Wahrheit zu enthüllen, die ein Glück in sich schließt. Verstoßen Sie also die Hand nicht, welche den Schleier abreißt! . . . Die Ehe, die in Ihrer Phantasie von einem heiligen Schimmer umstrahlt wird, ist kein natürliches, kein göttliches Gesetz; sie ist bloß eine gesellschaftliche Einrichtung, eine menschliche Erfindung. Ehre gebührt der Liebe allein . . . Ich will nicht sagen, daß die Zeit zur Aufhebung dieser allerdings noch immer sehr nützlichen Einrichtung gekommen sei; aber was Sie betrifft, so thut es mir leid, zu finden, daß Ihre edle Seele von dem Joch der Vorurtheile bedrückt ist. Sie verdienen frei zu sein! . . . Ach, wir würden in der elendesten aller Zeiten leben, wenn wir die Liebe nach der Ehe unserer Zeit beurtheilen müßten. Werfen Sie einen forschenden Blick in die Welt hinaus um sich her, und Sie werden einsehen, daß die Ehe einzig und allein ein Geschäft geworden ist, wobei das Herz am wenigsten zu sagen hat. Ein Mann erreicht ein solches Alter und eine solche Stellung in der Gesellschaft, daß man ihn für das Familienleben reif glaubt. Er hat dann gewöhnlich bereits so fleißig auf dem Altar der Liebe ge-

opfert und ihre berauschende Glückseligkeit so häufig genossen, daß er die Kräfte seines Herzens erschöpft und die Flamme darin für immer erlöscht zu haben glaubt. Was er jetzt bedarf, ist Ruhe und Rast; er fühlt sich nach seinen vielen Abenteuern ermüdet. er sehnt sich nach einem kummerlosen, comfortablen Leben, und er hofft, in einer vom Schimmer der Ehre beleuchteten Zukunft die Liebe gänzlich entbehren zu können, die seine früheren Tage beschäftigt hat. Er trifft seine Wahl darnach. Er sieht sich in der Ausstellung heiraths-lustiger Mädchen, wie jede Saison sie darbietet, um. Er berechnet alle Vortheile der Geburt, der Verwandtschaft, des Reichthums; er entschließt sich endlich für diejenige Partie, die ihm am meisten zu versprechen scheint; er bietet seine Hand, und bloß einer alten guten Sitte gemäß, auch sein Herz an, ein Vertrag wird aufgesetzt, worin die Morgengabe und die Erbschaftsbedingungen die Hauptsache bilden; darauf gibt er ein kurzes Versprechen beständiger Treue ab und wird auf solche Art ein wohlbestallter Ehemann . . . Ich frage mit Recht, was hat wohl die Liebe mit einer so gänzlich juridischen Frage zu schaffen? Es zeigt sich auch sehr bald, daß dieses Gefühl unter der Herrschaft eines unnatürlichen Gesetzes nicht gedeihen kann. Der verheirathete Mann findet im häuslichen Leben keinen Ersatz für die Genüsse, die er früher gekostet hat. Sein Herz erwacht wieder mit verjüngten Gefühlen, es verlangt Poesie und Romantik, es empört sich gegen die schwere Kette, die man eine heilige Pflicht zu nennen gewagt hat; es läßt sich von einigen lumpigen Vorurtheilen nicht befehlen. Die Frau ihrerseits empfindet denselben Druck auf ihre Gefühle; nun wohl, die Folge liegt klar vor den Augen. Man besitzt Takt genug, um einen öffentlichen Bruch zu vermeiden. Man zeigt Ehrfurcht vor der conventionellen Form. Man besitzt die Annehmlichkeit, ein eigenes Hauswesen zu besitzen. Aber man läßt den Neigungen seines Herzens die Frei-

heit, und nur durch diese Freiheit der Gefühle erblüht unser Glück auf's Neue. Sie schütteln zweifelnd Ihr schönes Haupt . . . Was ich Ihnen erzählt habe, ist jedoch eine getreue Schilderung der ehelichen Verhältnisse in den höchsten Gesellschaftsklassen der ganzen Welt. Ja, ich will vollkommen aufrichtig sein, es ist auch meine eigene Geschichte. Entweder müssen Sie jetzt den Werth der Civilisation leugnen, oder Sie müssen zugeben, daß in dem Recht auf Freiheit, das ich in Anspruch nehme, eine ewige Wahrheit liege, in dem Recht auf eine Freiheit, die immer mit der höchsten Bildung vereinigt gewesen ist; eine Freiheit, die als Instinkt bei denjenigen Völkerschaften lebt, welche sich noch im Naturzustande befinden; eine Freiheit, die so manchmal öffentlich anerkannt worden ist und insgeheim von jedem Herzen gefordert wird."

Leopoldine erschrack vor den Sophismen des Grafen. Sie wollte ihm widersprechen, aber die warme und von Blumenduft geschwängerte Luft hatte erschlaffend auf ihre Nerven eingewirkt. Sie spürte eine Schwere im Kopf, ihre Gedanken waren unklar, und sie konnte für keinen einzigen Satz die Worte finden.

Auch ließ ihr der Graf durchaus keine Ruhe, um sich zu besinnen.

„Ich habe von mir selbst gesprochen, lassen Sie mich jetzt auch von Ihnen sprechen," fuhr er fort und rückte seinen Stuhl näher zu ihr. „Sie sind Sängerin, die Kunst ist das Ziel Ihres Lebens . . . Ja gewiß, sie ist es. Sie sind eines jener glücklichen Wesen, die geschaffen sind, ihren Mitmenschen die edelsten Genüsse zu bereiten, und ich beeifere mich, der Erste in der Anerkennung und Dankbarkeit zu sein; aber just weil ich so innig wünsche, daß Sie einen würdigen Lohn für Ihre Mühe gewinnen mögen, kann ich die Frage nicht zurückhalten: Wo werden Sie Ihren wohlverdienten Lohn finden? . . . Die Künstlerlaufbahn ist glänzend für diejenigen, die sie von der Ferne sehen; aber sie ist trotz

ihres prächtigen Blumenteppichs immer schwer zu durchwandeln. In dem holden Wahn Ihres ersten Entzückens übersehen Sie noch all die harten Opfer, die Ihr Stand erheischt. Sie lieben ihn und vergessen, schöne Schwärmerin, daß Ihr zärtliches Herz andere Forderungen hat, als diejenigen, welche die Kunst zu befriedigen vermag. Sie fühlen, daß Sie Künstlerin sind, und Sie vergessen, daß Sie vor allem Andern Weib sind . . . Sie können es nicht leugnen, auch jetzt bei den ersten Schritten auf Ihrer vorgezeichneten Bahn, da Ihre Triumphe noch denselben Reiz der Neuheit besitzen, wie die ersten Blumen des Frühlings, sogar jetzt empfinden Sie eine Leere in Ihrem Innern und um sich her; eine Sehnsucht, die vielleicht noch keine Worte gefunden hat, schafft sich in unverstandenen Seufzern Luft, und Ihre Gedanken entfliehen in Träumen von einem andern Glück, als dasjenige ist, das Ihre schüchternen Lippen genannt haben. . . . Betrachten Sie selbst Ihr Bild im Spiegel dort; Ihr eigenes Auge, das Feuer in Ihrem Blick, die Röthe auf Ihrer Wange wird Ihnen sagen, was Ihr Gefühl nicht zu äußern gewagt hat. Ja, es ist vergebens, seine Natur verleugnen zu wollen. Ihr Talent ist für die Welt, Ihr Herz ist für Sie selbst. Erfassen Sie die flüchtige Minute Ihres Glückes, genießen Sie die Blüthenstunde Ihrer Seligkeit . . . Sie sind Weib, die Liebe steht Ihnen zu . . . Meine Worte schrecken Sie; ach, so werden vielleicht einmal unsere unsterblichen Seelen erschrecken an der offenen Schwelle des Himmels . . . Es ist wahr, Ihre Stellung ist verschieden von der Stellung der meisten jungen Damen. Für diese ist die ganze Welt das Gesellschaftsleben oder der häusliche Kreis. Aber ungeachtet Sie durch Ihr Genie und Ihre Künstlerschaft einen weit größeren Raum für Ihre Wirksamkeit besitzen, so wäre doch Ihr Glück nur Armuth im Vergleich mit dem Glück der Andern, wenn Sie verurtheilt wären, der besten Gabe des Himmels und der Erde, der Liebe, zu entsagen. Glauben

Sie nicht, daß Ihr Schicksal Ihnen ein solches Opfer gebiete. Betrachten Sie Ihre Mitschwestern in der Kunst, untersuchen Sie ihr Privatleben. Sie haben zu allen Zeiten ihr Recht auf Freiheit begriffen: folgen Sie ihrem Beispiel . . . die Welt, die wohl weiß, daß das Blut in einem Künstlerherzen wärmer schlägt, als bei der großen Menge, hat seine Tugend mit einem andern Maß zu messen gelernt, als bei den gewöhnlichen Menschen. Die Welt, welche weiß, daß eine Seele wie die Ihrige ihre beste Kraft just in dem Reichthum, in dem Uebermaß ihrer Gefühle besitzt, verzeiht einem Genie gerne seine Abweichungen von den engherzigen Lehren, womit man unter dem Namen Pflicht die Einfältigen schreckt. Das Genie adelt den Fehltritt, sagt man, und vergessen Sie nicht, daß selbst Ihr Beruf eine Inspiration, ein Entzücken fordert, das nur die Freiheit der Gefühle zu schenken vermag."

Während der Graf sprach, hatte er seine Phantasie und seine Gefühle bis auf den Siedpunkt getrieben, sein Blut hatte Feuer gefangen. Leopoldine wollte ihren Platz verlassen, aber er hielt sie zurück.

„Nein, Sie dürfen nicht gehen. Ich beschwöre Sie bei der Barmherzigkeit, welche der schönste Schmuck Ihres Geschlechtes ist! . . . Ich habe dem Verlangen nicht widerstehen können, die Wahrheit zu enthüllen, auf welcher Ihr Glück beruht; zürnen Sie nicht, wenn ich jetzt auch von meinem eigenen zu sprechen wage. Ach, vergebens suche ich das Gefühl länger zu ersticken, das bei mir bereits jedes andere überwältigt hat . . . Ein Gefühl, das erstickt werden kann, ist arm und schwach; aber wer bezwingt die Wogen des Meeres, wer bindet die Flügel des Sturmes? Stärker noch ist die Kraft, die meine Brust sprengen will. Ja, wenn das Schicksal der ganzen Welt von mir allein abhinge, ich würde eher Erde und Himmel vergehen lassen, als daß ich die mächtige Stimme meines Herzens zum Schweigen brächte; aber selbst am Rande eines weit geöffneten

Abgrundes würden meine Lippen die Wollust genießen, das Bekenntniß zu flüstern: Leopoldine, hören Sie dieses Bekenntniß, mit welchem ich meine glühende Seele aushauchen möchte: Ich liebe Sie! . . . O lassen Sie einen Funken der Flamme, die meine ganze Seele entzündet hat, die mich zu verzehren droht, auch Ihr Herz erwärmen. Vergessen Sie all die kleinlichen Vorurtheile, womit man Ihre Gefühle gefesselt hat! . . . Horchen Sie! . . . der Klang dieser Musik, dieses tolle Getöse, das in der Entfernung braust, flüstert uns die Wünsche zu, die über die Menschheit herrschen . . . die Stunde ist unser. Die Erde ist nicht bloß eine Heimath für Kummer und Bedrückung . . . die Freiheit ist unser Recht. Der Himmel hat sich herniedergesenkt, die Glückseligkeit wartet!“

Diese Worte waren von Leidenschaft durchglüht. Der Graf hatte Leopoldinens Hand ergriffen, um sie zurückzuhalten. Er drückte sie bei dem Bekenntniß seiner Liebe an seine Lippen und schlang endlich kühn und frech seinen Arm um ihren Leib. In diesem Augenblick erlosch die Lampe, die auf dem Tische stand, und es wurde finster im Zimmer.

Es sauste vor Leopoldinens Ohren; das Blut drohte ihre Schläfe zu sprengen. Der Schreck und die betäubende Atmosphäre hatten sie in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit versetzt, wo die Ereignisse um uns her mehr wie Träume als wie eine Wirklichkeit erscheinen. Sie hatte die Aeußerungen des Grafen nur dunkel aufgefaßt, aber eine schmerzliche Angst marterte sie. Während dieser Art von Betäubung fühlte sie einen brennenden Kuß auf ihren Wangen.

Aber in demselben Augenblick zerrissen die Bande, die ihre Kräfte gefesselt hatten, und ein Lichtstrahl fuhr durch ihre umnebelten Gedanken . . . Mit starker Hand stieß sie den Grafen von ihrer Brust weg, wand sich aus seinem Arm und flog schnell wie der Wind vom Sopha auf. Die Finsterniß schützte sie, hinderte sie

aber auch, die Thüre zum Corridor zu finden. Von einer einzigen Seite her drang ein schwacher Lichtstrahl; es war der Mond, der durch eine Draperie herein schien. Sie eilte dorthin, zog den Vorhang auf die Seite und fand in der Nische hinter demselben eine Fensterthüre, die auf einen kleinen Balkon hinausführte.

Der Domino des Grafen war an einem Stuhl hängen geblieben, der umfiel, als er aufbrauste, um die fliehende Leopoldine zu verfolgen. Als er sich endlich hatte losreißen können, stand sie bereits in dem hellen Mondschein, der die Fenstervertiefung beleuchtete. Augenblicklich war er an ihrer Seite und griff an ihren Capüchon, aber in demselben Augenblick sprang die Glasthüre auf, und Leopoldine stürzte auf den Balkon hinaus, indem sie sich mit einem Angstschrei zur Hälfte über das niedrige Eisengeländer warf, womit er eingefaßt war.

Erschrocken blieb der Graf mit dem abgerissenen Capüchon in seiner Hand stehen.

„Kommen Sie noch einen Schritt näher," rief Leopoldine mit der Entschlossenheit der Verzweiflung, „so können Sie mich unter den Steinen da unten suchen."

Der Graf blieb unbeweglich. Trotz des Unheimlichen der Scene, die vor seinen Blicken lag, konnte er nicht umhin, von der Schönheit derselben ergriffen zu werden. Der Mond begoß mit einer klaren Lichtfluth den zum Himmel emporgehobenen Kopf des jungen Mädchens. Der Ausdruck der Reinheit und Kraft der Unschuld, der in ihren Zügen lag und in ihren Blicken strahlte, erhielt in dieser Beleuchtung eine höhere Verklärung. Der Wind spielte sanft mit ihren herabgefallenen Flechten, und ihre kühne Stellung verrieth ohne Vorbehalt die Geschmeidigkeit ihrer Glieder, die Anmuth ihrer Formen; man hätte treffend sagen können: Sie ist

zu sehr Weib, um ein Engel zu sein, zu sehr Engel, um bloß ein Weib zu sein.

Dieser Anblick hatte für den Grafen durchaus nichts Abkühlendes, aber er erkämpfte sich doch eine äußere Ruhe.

„Um Gotteswillen, beruhigen Sie sich," sagte er. „Sie vergessen in Ihrer Aufgeregtheit, daß Ihr Wille niemals eine größere Macht besessen hat, als über dieses Herz, das Ihretwegen kein Opfer scheuen wird. Befehlen Sie, ich werde mich selbst da hinabstürzen, wo ein sicherer Tod mich von den Qualen befreien wird, mit denen Sie kein Erbarmen haben."

„Ich glaube Ihnen nicht mehr, Graf Manfred; Sie haben mich grausam betrogen, und Sie thun es noch jetzt in diesem Augenblick."

„Sie werden diese bitteren Worte einmal bereuen. Blicken Sie auf die Vergangenheit zurück; finden Sie darin nicht eine einzige Handlung, die zu meinen Gunsten zeugen kann? Nein, ganz sicher habe ich mich immer als ein Freund Ihres Glückes gezeigt.

„Ach, ich glaubte, Sie wären mein Freund, Sie meinten es gut mit mir . . . Warum haben Sie mir diesen Glauben geraubt, der meinem Herzen so innige Befriedigung gewährte?"

„Was ist wohl Freundschaft? Eine halbe, eine freundschaftliche Ergebenheit. Sie haben Recht, ich habe Sie betrogen. Freundschaft habe ich Ihnen nicht mehr zu schenken, aber ich werde die wärmste Liebe an Sie verschwenden, so lange ich athme."

„Sprechen Sie nicht von Ihrer Liebe; sie ist eine Beleidigung."

„Sie haben vielleicht Recht, mit diesen strengen Worten meinen Fehler zu bestrafen, daß ich einen Augenblick vergaß, meine Gefühle zu beherrschen; aber Sie thun sich selbst Unrecht, wenn Sie meine Absichten mißkennen . . . Glauben Sie mir, kein Widerstand in der Welt wird sich mit meinen Kräften messen können, wenn

Sie mir nur mit einem einzigen Wort Hoffnung geben, für Ihr Glück arbeiten zu dürfen. Ich habe in meiner Hand tausend Mittel, Ihnen zu dienen. Ich bin reich und mächtig. Ihre Zukunft wird eine ununterbrochene Kette von Freuden, Vergnügungen und unerhörten Triumphen sein. Die Welt wird von Ihrem Lob erschallen, und mein Schutz wird Sie von all der lästigen Knechtschaft befreien, die sonst mit dem Loos eines Künstlers verbunden ist. Sie haben genug vom Theaterleben gesehen, um zu wissen, daß das Talent allein diese Welt voll Intriguen nicht besiegen kann. Sehen Sie die Welt so wie sie ist und lassen Sie sich nicht durch Illusionen bethören. Das Publikum hat schon lange und in allen Ländern die Selbstständigkeit in seinem Geschmack und in seinem Urtheil verloren. Man kann gegen das Verdienst nicht mehr gerecht sein, wo man ein Sklave der Mode des Augenblicks geworden ist. Sie sind heute der Günstling des Publikums, aber das Publikum versteht dennoch den Werth Ihres Genies nicht zu schätzen, und just darum ist seine Gunst so unzuverlässig, Ihre Stellung so unsicher. Sie wissen nicht, was Ihr Schicksal morgen werden kann. Verstoßen Sie deßhalb die Hand nicht, die Ihnen ihren Schutz anbietet und die Versicherung einer glänzenden, mit Blumen bedeckten Bahn, einer immer siegreichen Zukunft ertheilt."

Diese Worte, die schon dadurch, daß sie ruhiger waren, die Verächtlichkeit der Absicht des Grafen noch deutlicher entblößten, riefen Thränen in Leopoldinens Augen. Sie verlor indessen die feste Entschlossenheit nicht, die ihre Haltung so achtunggebietend machte.

„Ich verstehe Sie, Graf Manfred," sagte sie; „Sie wollen jetzt das Herz erkaufen, das sie nicht zu rauben vermochten . . . Sie tragen kein Bedenken, das Vertrauen, das ich in Sie gesetzt habe, noch weiter zu mißbrauchen; Sie hegen kein Erbarmen mit meiner schutzlosen Lage. Nun wohl, Sie können Ihre Beleidigungen

fortsetzen, aber ich werde sie nicht mehr anhören. Der Tod wird barmherziger sein als Sie."

Sie beugte sich dabei noch tiefer über das eiserne Geländer hinab. Ihre Haltung verlor jetzt beinahe allen Stützpunkt; sie schien über der fürchterlichen Tiefe zu schweben und drohte bei der geringsten Bewegung das Gleichgewicht zu verlieren, das sie noch oben erhielt.

Mit Entsetzen wandte der Graf sein Haupt von dem grauenerregenden Anblick ab und eilte in sein Kabinet zurück. Ein hastiger Ueberblick über das Vorgefallene machte ihn in hohem Grad unzufrieden über sich selbst, denn er fand, daß er sich von seinen Hoffnungen zu einer Handlung hatte hinreißen lassen, die er nicht einmal vor seinen eigenen Augen zu rechtfertigen vermochte; einer Handlung, die ihm um so schimpflicher erschien, weil sie mißlungen war. Aber es galt jetzt, sich auf die bestmögliche Weise aus einem so schlimmen Spiel zurückzuziehen.

Es vergingen einige Minuten, bevor der Thürvorhang wieder weggezogen wurde. Das Stübchen zeigte sich jetzt wohlbeleuchtet von der neu angezündeten Lampe, und der Graf, der in der Thüröffnung stehen blieb, schien gänzlich verändert, oder vielmehr er schien vollkommen wieder derselbe zu sein, als den er sich vor diesem Abend seinem talentvollen Schützling gegenüber gezeigt hatte.

„Mamsell Leopoldine," sagte er, sie mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung begrüßend; „die Komödie ist zu Ende, lassen Sie uns jetzt zur Wirklichkeit und zu uns selbst zurückkehren ... Ich bin in meiner Prüfung vielleicht etwas zu weit gegangen, aber ich wollte mir um jeden Preis vollkommene Kenntniß Ihres Charakters verschaffen, über den man gewisse Zweifel vor mir zu äußern gewagt hat. Sie haben die Probe auf eine Art bestanden, die meine Bewunderung erweckt und mir die größte Befriedigung gewährt. Im Uebrigen hoffe ich, daß dieses Ereigniß die Freundschaft

zwischen uns nicht nur nicht stören, sondern im Gegentheil auf die Dauer befestigen wird ... Vergessen Sie, was vorgefallen ist, und kommen Sie wieder herein; die Nacht ist kalt, sie könnte Ihrer Gesundheit schaden."

Es war Leopoldinen unmöglich, ihre Gedanken jetzt zu ändern. Sie wußte nicht, was sie bezweifeln sollte. Begierig ergriff sie den Grund, welchen der Graf für seine Handlungsweise angegeben hatte, konnte aber dennoch kein Vertrauen dazu fassen, sondern fand sich jedenfalls tief verletzt von seinem Benehmen, selbst wenn es bloß eine Prüfung hätte sein sollen, und sie fragte sich mit gutem Grund, was für ein Recht er gehabt habe, ein so grausames Spiel mit ihr zu treiben ... Inzwischen wurde sie durch sein verändertes Benehmen beruhigt und ging, müde von diesen Gemüthserschütterungen und Anstrengungen, in's Kabinet zurück.

Der Graf bemühte sich noch weiter, seine Motive möglichst zu beschönigen. Sie widersprach ihm nicht mehr, aber sie fühlte, daß das frühere gute Verhältniß zwischen ihnen für immer gestört war. Er hatte sie ja einmal entweder durch erheuchelte Liebe oder durch erheuchelte Freundschaft betrogen; einen solchen Mann konnte sie nur fürchten.

„Lassen Sie uns dieses Zimmer verlassen, ich will nach Hause zurückgehen," war ihr erstes Verlangen.

Nachdem die Masken von Neuem aufgesetzt waren, ging sie am Arm des Grafen wieder die kleine Wendeltreppe hinab. In dem unteren Stock, den die Restaurationszimmer einnahmen, war jetzt der Verkehr lebhafter und die Munterkeit lauter geworden.

Kaum waren die beiden Dominos in den Corridor hinabgekommen, so stießen sie auf eine Schaar junger Männer. Sie waren Alle unmaskirt, insofern man nicht die Florhaube von Campagner, womit sie sämmtlich etwas verschleiert waren, als Masken ansehen wollte. Der Graf sah unter ihnen mehrere seiner nächsten

Bekannten und bemühte sich deßhalb, schnell an ihnen vorbeizukommen.

Aber dieß war nicht so leicht auszuführen.

„Ei, seht da ein Pärchen, das von einer kleinen einsamen Lustwandlung zurückkehrt,“ rief einer der lustigen Brüder.

„Wie steht es ... dermalen ... in Arkadien?“ fragte ein Anderer, der an einem starken Schluchzer litt.

Und in demselben Augenblick waren die beiden Masken von der fröhlichen Schaar umringt.

Der Graf fühlte, wie Leopoldine wankte. Er fürchtete, sie könnte hier neuen Beleidigungen ausgesetzt sein und möglicherweise erkannt werden ... Inzwischen versperrte man ihnen den Weg und überhäufte ihn und seine Dame mit Fragen und Bemerkungen.

Um die lästige Gesellschaft los zu werden und alle unangenehmen Auftritte zu verhüten, näherte sich der Graf einem der Umstehenden, dem Kammerjunker Lebeaureste, und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

Der würdige Kammerjunker war indeß in seinem Kopfhäuschen dermaßen derangirt, daß er allen Maskeraderegeln zuwider mit lauter Stimme seine Verwunderung zu erkennen gab.

„Corpetto di Bacco!“ rief er, „bist Du's, Bruder Manfred! ... Aus dem Weg, aus dem Weg, lieben Freunde, macht Platz dem glorreichen Großmeister aller romantischen Abenteuer!“

Während die Freunde laut auflachten über die Art, wie Bruder Lebeaureste ein Geheimniß bewahrte, eilte der Graf weiter.

Bald hörte er jedoch die Stimme des Kammerjunkers wieder hinter sich.

„Halt! warte einen Augenblick!“ rief dieser. „Ich habe eine Entdeckung gemacht. Sieh' da, eine carmoisinrothe Bandrose, die der schönen Unbekannten gehört. Ach, diese Rose könnte mir und uns Allen höchst interessante Geheimnisse erzählen, das bin ich überzeugt;

ja, einen ganzen Roman: die Geheimnisse zweier zärtlichen Herzen, die holde Vermählung zweier warmen Seelen . . ."

Aber der Graf hatte bereits die Rosette ihm aus der Hand gerissen und war hinweggeeilt.

Endlich wurde Leopoldine in den sie erwartenden Wagen gehoben.

„Leben Sie wohl," flüsterte der Graf. „Unser Maskeradenabenteuer bleibt ein Geheimniß unter uns. Jeder Andere als wir könnte leicht meine Handlungsweise mißverstehen, und was Sie selbst betrifft, so vergessen Sie nicht, daß, wenn ich einmal erzählen wollte, wer heute Abend diese Rose getragen hat, Ihr Ruf dann unrettbar verloren wäre! . . . deßhalb wird also dieses kleine Band, das ich getreu aufbewahren will, stets eine Vereinigung zwischen uns bilden, wenn auch das Band der Freundschaft einmal zerreißen sollte. Leben Sie wohl!"

XVIII.

Goldene Tage.

> Du sollst entzückt sein, sollst Entzücken geben,
> Um diesen Punkt nur drehe sich Dein Leben.
>
> Björjesson.

Die Erinnerung an das so eben beschriebene Ereigniß hing wie eine Wolke über Leopoldinen's Seele. Die bittere Erfahrung, die sie durch Graf Manfred gewonnen, hatte in ihr traurige Zweifel über Vieles hervorgerufen, woran zu glauben bisher ihre Freude gewesen war. Manche von den schönsten Farben des Lebens waren verdunkelt; es breitete sich ein trüber

Schatten über beinahe jeden Gegenstand, den ihre Gedanken umfaßten . . . Solche Folgen hat oft der Kampf der Unschuld mit dem Laster. Ein Sieg, ähnlich demjenigen, den sie errungen hatte, ist eigentlich kein Gewinn, sondern vielmehr eine Art Niederlage, denn schon in der bloßen Bekanntschaft mit dem moralisch Schlechten liegt ein Sündenfall. Ja, die Erfahrung mit ihrer Lebens- und Menschenkenntniß, mit ihrer Klugheit und ihrem Argwohn schenkt uns leider nur einen schlechten Ersatz für das Glück, das wir genießen, so lange wir noch mit gutem Glauben in die Welt hinausblicken. Aber endlich, wenn diese Erfahrung einmal zur Gewißheit gereift ist, dann erst vermögen wir den Werth der Schule des Lebens recht zu schätzen, ihre Bedeutung recht einzusehen, und dann bekommen wir unsern Glauben wieder.

Einige Abende nach dem Maskenball trat sie von Neuem auf der Bühne auf. Ihr Herz konnte von den Menschen zurückgeschreckt werden, nicht aber von der Kunst. Hier fand sie immer dieselbe liebliche Wärme, dieselbe erquickende Frische für ihr bedrücktes Gemüth . . . Sie war diesen Abend besonders glücklich als Sängerin. Es lag in ihrer Stimme ein Metall, das die Menge nicht begriff, das sie aber dennoch rührte, und manche Hand, die sich zu einem Applaus erhob, vergaß ihr Geschäft unterwegs, um statt dessen eine unwillkürliche Thräne abzuwischen. Man wurde nicht bloß von dem einnehmenden Wohllaut oder einer glänzenden Composition beherrscht; man wurde von einer warmen Seele beherrscht, die sich in Tönen ausgoß. Der Gesang war kein Gemälde von Gefühlen, er war die Gefühle selbst; er war eine Musik nicht bloß für das Ohr und den Verstand, sondern auch für das Herz.

Der eine und andere recht aufmerksame Zuhörer bemerkte, daß Leopoldinen's Gesang im letzten Act so zu sagen die Farbe wechselte, und zwar auf eine Art, die zu erkennen gab, daß die Veranlassung dazu nicht

bloß in ihrer Rolle zu finden war. Die stille Wehmuth, die vorher in ihren Tönen geseufzt hatte, war jetzt auf einmal verschwunden. Ihr Schmerz schien in die höchste Freude, ihre Klage in Jubel verwandelt zu sein. Es schien, als wäre ihr ein unvermuthetes Glück widerfahren, zu groß, um sich in ihre eigene Brust allein verschließen zu lassen.

So war es auch. Unsere Sängerin, die sich kaum noch so bedrückt gefühlt hatte, war auf einmal sehr glücklich geworden.

Nichts ist gewöhnlich einfacher als just das Glück, um dessen Gunst wir doch so unglücklich kokettiren. Das Ereigniß, das die Wolken in Leopoldinen's Seele wieder verscheucht hatte, war auch ganz einfach.

Im letzten Zwischenact machten ihr wie gewöhnlich eine Menge Kunstfreunde, die sich den Zutritt in ihre elegante Garderobe zu verschaffen gewußt hatten, die Aufwartung. Es wäre unmöglich gewesen, diese Herren in Bezug auf Schmeicheleien und aufmerksame Artigkeit zu übertreffen. Sie verstanden es so gut, aus allen Gegenständen des Gesprächs ein Compliment für die gefeierte Primadonna zu machen, und unter dem Schein, ihrem Talent zu huldigen, verbargen Alle die geheime Absicht, ihr Herz zu erobern. An diesem Abend schien jedoch die Gelegenheit dazu weniger günstig als gewöhnlich. Leopoldine war wortkarg und schenkte ihren charmanten Gästen eine Aufmerksamkeit, die zwar höflich, aber ganz und gar nicht herzlich war. Man konnte nicht begreifen, daß dasselbe Weib, das auf der Bühne so reiche Gefühle entwickelte, außerhalb derselben sich so kalt zeigen konnte. Etwas Aehnliches hatte man noch nie außer bei Leopoldinen gesehen. Man betrachtete es beinahe als eine fehlerhafte Abweichung von der allgemeinen weiblichen Natur und suchte seine verletzte Eitelkeit mit der Ueberzeugung zu trösten, daß sie, ein Phänomen unter den Schauspielerinnen, in Wirklichkeit ganz und gar kein Herz besitze: „denn," dachte mehr

als einer von dem sie umgebenden Belagerungscorps, „wenn das arme Mädchen nicht unfähig wäre, zu lieben, so würde sie mir nicht widerstehen können.“

Das Gespräch begann matt zu werden; es entstand sogar eine kurze Pause.

Während dieser hörte man von der Garderobe einige Worte von einer wohlklingenden Mannsstimme. Niemand würde darauf geachtet haben, wenn nicht der Ton dieser Stimme einen so starken Eindruck auf den Gegenstand der Blicke Aller, auf die herzlose Schauspielerin gemacht hätte. Sie sprang von ihrem Stuhle auf. Ihre Wangen färbten sich vom wärmsten Purpur, und den Athem zurückhaltend lauschte sie mit gespannter Aufmerksamkeit.

Es währte nicht lange, so wurde der Thürvorhang auf die Seite gezogen, und ein junger Mann mit ungewöhnlich schönem Kopfe und von eleganter Figur trat über die Schwelle.

Keiner von den Gästen schien ihn zu kennen, aber Leopoldine flog ihm freudestrahlend entgegen, ergriff seine beiden dargestreckten Hände, und es lag ein ganzer Himmel von Zärtlichkeit in ihrer Stimme als sie jetzt mit Thränen in den Augen rief:

„Maximilian!“

Es war dieß einer der bedeutungsvollen Augengenblicke, wo zwei Herzen zu einem verschmelzen, wie zwei Quecksilberkugeln, die zu einander geführt werden. Die lange Zeit, die zwischen ihrem Abschied und ihrem jetzigen Wiedersehen lag, erschien sowohl für Leopoldine, als auch für Maximilian nur als eine einzige Sekunde. Dieß war jedoch bloß die Fortsetzung dessen, was geschehen war. Ihr warmer Willkommsgruß war die Antwort auf das Bekenntniß, das er mit seinem Lebewohl verbunden hatte.

Die innigste Glückseligkeit durchströmte Maximilian's Seele. Er trat einen Schritt vorwärts, um Leopoldine in seine Arme zu schließen. Aber eben jetzt

warf er einen Blick im Zimmer umher und that sich Einhalt bei der Entdeckung der vielen fremden Personen, die sie umgaben ... das Entzücken war gestört, und im nächsten Augenblick lag das Glück der Liebenden bereits verborgen hinter einem Schleier der Convenienz.

„Die berühmte Sängerin hat also eine Erinnerung für den Freund ihrer Kindheit!" sagte er in einem Ton, der nur verbindlich sein wollte.

„Und der Lehrer hat seine Schülerin nicht vergessen," antwortete sie, sich ebenfalls beherrschend. Ihre Gedanken wurden dabei zu den vergangenen Tagen und zu dem Leben im Hause des nunmehr dahingeschiedenen Oheims zurückgeführt. Diese Erinnerung rief einen Seufzer der Trauer hervor, aber er schwebte über lächelnde Lippen, denn die Freude des Wiedersehens war noch gar zu lebhaft.

Kaum hatte sie Zeit, noch einige weitere Worte mit dem wiedergekommenen Freund zu wechseln, als die Glocke des Regisseurs verkündete, daß der Vorhang wieder aufgehe. Sie mußte hinauseilen, um ihren Eintritt nicht zu versäumen.

Unter den stummen Zuschauern dieses Zusammentreffens herrschte große Verwunderung. Sie hatten eine höchst interessante Entdeckung gemacht.

Während der Kammerjunker Lebeaureste und der Lieutenant von Wurmen auf ihre Plätze im Saal zurückkehrten, sagte der Letztere, über das Vorgefallene scherzend:

„Jetzt begreife ich, warum ich über das Herz des Mädchens niemals klar werden konnte; sie hat es bereits vergeben."

„Ich hätte es ahnen sollen," sagte Lebeaureste ... „eine Kindheitsneigung pfui, das riecht nach Kleinstädterei."

Maximilian war sich vollkommen gleich. Er hatte noch immer dasselbe muntere, lebhafte Wesen, das seinen Umgang so angenehm machte, und selbst die seinem Charakter fortwährend anklebende Schwäche wurde durch eine Menge liebenswürdiger Eigenschaften bemäntelt. Es ist wahr, daß diese Eigenschaften nicht sonderlich gediegen und tief waren, aber sie lagen wie ein schöner Sonnenschein auf der Oberfläche und verliehen ihm im allgemeinen Leben etwas sehr Angenehmes. Er war eine glücklich begabte, obschon nicht in allen Punkten gleich glücklich entwickelte Natur. Es war freilich nicht unmöglich, Fehler bei ihm zu entdecken, aber er besaß das seltene Talent, sie in einen unschuldigen, ja sogar angenehmen Schmuck zu kleiden, daher man sie eher als Capricen aufnahm, statt sie im Ernst zu verdammen. Was nun das schöne Geschlecht insbesondere betraf, so bewilligte ihm dieses gerne, schon wegen seines ungewöhnlich schönen und interessanten Gesichtes, zum Voraus vollständigen Ablaß.

Während seiner mehrjährigen Kunstreisen hatte der junge Virtuos sehr gute Geschäfte gemacht. Er hatte eine zahllose Menge von Concerten gegeben, die ihm Geld und Ruhm im Ueberfluß eintrugen, und zwar ohne irgend eine sonderliche Mühe von seiner Seite, denn er war, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf einem einzigen Pferd im ganzen Land umher geritten, d. h. sein Programm war immer und beständig dasselbe gewesen. Aber da jetzt sogar seine Erinnerungen an die erste Liebe ziemlich abgenützt zu werden anfingen, so hatte er für dießmal seine große Rundreise beendet und kehrte nach D. zurück, um allda auf seinen Lorbeeren auszuruhen und Materialien zu einem neuen Triumphzuge zu sammeln.

Es war auch noch ein anderer Grund vorhanden, der ihn jetzt nach D. führte, nämlich der Wunsch, Leopoldine wieder zu sehen. Seine Liebe zu ihr, die auf dem Grund einer Erinnerung aus der Kindheit ruhte,

sodann in Folge seines Aufenthalts in X. neu erwacht war und endlich in der Abschiedsstunde selbst heftig aufgeflammt hatte, diese Liebe hatte zwar seit jener Zeit nicht mit unwandelbarer Treue ganz allein sein Herz eingenommen, nein, dazu war es zu empfänglich für neue Eindrücke, deren sein wechselreiches Leben so viele bot; aber er hatte dennoch, so lustig er unter den Vergnügungen der Welt umher tanzte, die Erinnerung an seine schöne, geniale Schülerin niemals verloren. Ihr Bild trat oft in einsamen Stunden vor seine Seele. Es wurde dann immer wärmer in seiner Brust, und es kam ihm vor, als ob ein guter Geist ihn besuchte und für einen Augenblick einen Heiligenschein über seine innere Welt verbreitete. Vielleicht würde auch diese Erinnerung, wie so manche andere, mit der Zeit verblichen sein, aber sie bekam neue, frische Farben, als die Fama Leopoldinen's Namen auf ihre Schwingen nahm und ringsum verbreitete, ihre Siege verkündend und ihr Talent lobpreisend. Welcher Mann war wohl nicht bis auf einen gewissen Grad auch in seiner Liebe eitel? Maximilian war es, wie wir wissen, schon vorher in nicht geringem Maße, und wer würde ihn wohl dafür verdammen, daß er sich zu der gefeierten Sängerin noch stärker hingezogen fühlte, als zu dem für die Welt gänzlich unbekannten Mädchen in einem Landstädtchen?

Vom Theatersaale aus hatte Maximilian sie zuerst auf der Bühne wieder gesehen. Wie hinreißend sie war! ... Und Jedermann sprach bloß von ihr. Sein Herz stand bereits wieder in lichten Flammen. Je eifriger man sie lobte, je stärker man der bezaubernden Primadonna applaudirte, um so klarer wurde es ihm, daß er sie liebe; ja, daß er sie geliebt habe! ... seit ihre Blicke zum allerersten Mal sich begegnet waren, daß er sie inniger als irgend eine Andere geliebt, und daß seine Liebe bloß eine kurze Zeit ausgeruht habe, um jetzt mit gesteigerter Kraft zu einem ewigen Leben

aufzuerstehen ... Sein Gefühl war, wie man findet, mit einer gewissen Einbildung vermischt, aber nichtsdestoweniger tief und wahr. Es wurde dieß noch mehr, seit er aus Leopoldinen's erstem Gruß ersehen hatte, daß während der Trennung die schwesterliche Ergebenheit zu einer Flamme von wärmerer Natur aufgelodert war.

Leopoldine, sie, die beinahe jeden Abend die Liebhaberin spielte, sie, die mit so tiefer Wahrheit auf der Bühne all' die verschiedenen Schattirungan der Liebe des Weibes darstellte, sie stand jetzt gleichsam vor sich selbst beschämt da, als sie in ihrer eigenen Brust vollkommen entwickelt dasselbe Gefühl wieder fand, das sie so oft besungen und in den Augenblicken der Inspiration ihrer Seele einverleibt hatte. Sie war jetzt ganz einfach bloß ein Mädchen, das zum ersten Mal liebt; sie, die Primadonna, empfand bei sich dieselbe holde Unruhe, welche so manchmal die einfältigen Töchter der Provinz ergriffen hatte. Sie seufzte ganz so, wie die blöden Jungfrauen der Idylle, sie fühlte wie diese und ihre Raisonnements ... ja, sie waren just nicht viel klüger.

Bei näherem Nachdenken ängstigte sie sich darüber, daß sie im ersten Ausbruch ihrer unerwarteten Freude das große Geheimniß ihres Herzens allzu unvorsichtig verrathen habe. In Zukunft besser auf ihrer Hut, aufmerksamer auf sich selbst zu sein, wurde ihr erster Vorsatz, und darauf folgten viele andere gleich gute. Niemand sollte ihre Liebe ahnen, und am wenigsten Maximilian. Sie wollte für ihn bloß eine Freundin sein, weiter nichts. Ihre Thüre sollte hinfort für Alle verschlossen sein, denn sie mußte für ihn verschlossen sein. Er sollte also nur Gelegenheit haben, sie auf dem Theater zu treffen, oder wenn er sich Zutritt bei der Familie verschaffte, bei welcher sie wohnte, oder auch möglicherweise in irgend anderen Kreisen. Sie konnte ihm auch nicht verweigern, sie auf dem Spaziergang zu begleiten, aber wie gesagt, es war bestimmt,

daß sie ihn allein, bei sich, niemals empfangen würde. Dieser Beschluß wurde am Vormittag gefaßt; man sehe hier eine Scene vom Nachmittag.

Die sinkende Sonne koste mit freundlichen Strahlen die Hyacinthen in Leopoldinen's Salonfenster, und aus Dankbarkeit erfüllten diese das Zimmer mit herrlichen Düften. Aber dieser Geist des Friedens und Glückes, der innerhalb dieser Wände herrschte, mochte er einzig und allein von diesen Blumenkelchen ausströmen? . . . Einige Pomeranzen- und Akazienbäume bildeten in der Ecke des Salons eine kleine Laube Hier stand ein Sopha, und auf diesem saßen zwei Personen. Die eine war Leopoldine, und die andere, das war Maximilian. Ja, auf meine Ehre, just er, der vor einigen Stunden aus diesem Heiligthum verbannt worden war. Man brauchte bloß einen flüchtigen Blick auf sie zu werfen, um zu finden, daß sie bereits einander ihre Herzen geöffnet, daß ihre Gefühle bereits Worte gefunden hatten. Ach, auch hier lag ein Sonnenschein über neu aufgebrochenen Blumen.

Maximilian hielt Leopoldinen's Hand zwischen den seinigen und schaute glückselig in ihre dunklen, getreuen Augen.

„Wie mir das Leben auf einmal so theuer geworden ist!“ sagte er mit jener Zauberkraft in seiner Stimme, die nur der Liebe allein vorbehalten ist und die jedem Wort von Liebenden eine so holde Bedeutung schenkt.

„Ach,“ antwortete Leopoldine mit einem Seufzer, der durchaus keinen Schmerz mehr hatte, „Du bist doch nie so einsam, so verlassen gewesen wie ich; vielleicht ist es just diese Ungewohnheit, mich irgend einer andern Person vollkommen anzuvertrauen, die mich jetzt beinahe vor meiner eigenen Sehnsucht, Dir mein ganzes Herz zu widmen, bange macht. Aber doch, Maximilian, finde ich es so glücklich.“

„So glücklich! . . . O, laß keine Furcht ihren Schatten über unsern Himmel werfen! Du liebst und

glaubst an die Göttlichkeit der Liebe; Du kannst also nicht an mir zweifeln; Du weißt ja, Du weißt, wie meine ganze Seele von dieser überirdischen Kraft durchdrungen ist, die nicht nur die höchste Stärke des Weibes, sondern auch des Mannes ausmacht ... da, lege Deine Hand auf mein Herz . . . zähle die Schläge, wenn Du kannst; jeder von ihnen ist ein Gebet um Dein Wohl."

„Es kommt mir vor, als ob ich bisher nur in einem Traum gelebt hätte, wo Alles so unklar und dunkel vorbeischwebte, wo das Glück niemals vollkommen fertig würde ... Ach, die Liebe ist eine Wiederauferstehung der Seele. Der Grabstein, der meine Brust drückte, ist weggeschafft, und Dein guter Engel hat mich in eine neue Welt geführt, wo das ganze Leben mit schöneren Farben strahlt."

„Leopoldine, dieser Gedanke läßt mich zum ersten Mal ahnen ... kannst Du errathen was?"

„Daß der Tod auf dieselbe Art uns einmal eine noch schönere Verwandlung schenken wird."

„Wie nahmst Du die Worte von meinen Lippen! ... Zauberin, ich nehme sie mit einem Kuß zurück.

„O, laß uns Gott für diese Stunde danken. In unserer Kraft zu lieben gab er uns eine Bürgschaft für unsere Unsterblichkeit. Wenn wir schon hienieden eine Seligkeit, wie die unserige ist, empfinden können, was erwartet uns dann erst droben in seiner eigenen Wohnung?

„Nimm Du meinen Geist in Deinen Gebeten mit, falte Deine Hände zugleich mit den meinigen, Du bist mein Weg zum Himmel und zu Gott."

„Deine Stirne verfinstert sich, Maximilian."

„Es wohnt ein trauriger Gedanke unter der Wolke: ein Gedanke an die tiefe Kluft, die noch zwischen uns liegt, zwischen unseren Seelen, Leopoldine. Die Deinige schwebt auf leichten Flügeln rein und schuldfrei, die meinige dagegen ist in den Staub niedergedrückt.

Wie getrennt wären wir nicht von einander, wenn nicht die Liebe, diese Verbindung zwischen Himmel und Erde, uns Beide vereinigte! Du hast einen einzigen Fehler, Du liebst mich; und ich ein einziges Verdienst, ich bete Dich an. Ach, ich möchte ein Gott sein, um Deiner würdig zu sein; aber was bin ich wohl? . . . Holde, ich habe mein ganzes verflossenes Leben zu bereuen und abzubitten. Hörst Du nicht, wenn Du so Dein Ohr an meine Brust hinneigst, wie d'rinnen das Gewissen seine anklagende Stimme erhebt? . . . Du kennst nicht alle meine Fehler, Du traust mir zu viel."

„Möge Gott mir das verzeihen, ich glaube, daß Du keinen Fehler nennen kannst, der mich von Deiner Seite wegzuschrecken vermöchte. Wir wollen indeß für unsere gegenseitigen Gebrechen die Augen nicht verschließen; im Gegentheil wollen wir die Zukunft unserer gegenseitigen Veredlung widmen . . . Aber warum lächelst Du nicht wieder, Maximilian?"

„Weil ich nicht auch Dich belügen will. Die Erinnerung an meine vergangene Zeit steht in diesem Augenblick so lebhaft vor meiner Seele. Ich erschrecke selbst vor der Vergleichung zwischen dem, was ich gewesen, und dem, was ich jetzt bin. Ach, Du unschuldweißes Kind, ich kann unter allen meinen Erinnerungen kaum eine einzige recht gute Handlung aufsuchen, um sie als meine erste Gabe Dir zu Füßen zu legen; wo ich suchen mag, finde ich überall nur Thorheit, Schwachheit, Eitelkeit. Schon in meiner Kindheit wurde meine Seele von einem unsinnigen Verlangen nach Ruhm und Auszeichnung gequält; ich hatte keine Mutter, die über meine Unschuld wachte. Um die Gunst derjenigen zu gewinnen, in deren Obhut ich zuerst gegeben war, mußte ich frühzeitig die Kunst studiren, mir eine äußere Liebenswürdigkeit anzueignen; man schmeichelte dem schönen, artigen Jungen. Je besser ich Ergebenheit gegen die Launen Anderer zu heucheln verstand, um so leichter erreichte ich die Erfüllung meiner eigenen Wünsche. So

wurde ich ein Egoist, der Alles für den Schein thun lernte, und da ich bald wegen meiner musikalischen Fertigkeit als ein Wunderkind betrachtet wurde, so schadete mir diese übertriebene Schmeichelei, die man mir jetzt spendete, weit mehr, als die frühere Strenge. Mein Vater, als er endlich selbst meine Erziehung in die Hände nahm, verstand es nicht, meinen Charakter umzubilden, der jetzt bereits seine feste Grundlagen hatte. Er ist übrigens ein sehr sonderbarer Mann, der die Kunst und seine Ideen mehr liebt als sein eigenes Kind. Allein trat ich in die Welt hinaus. Ich war entzückt von der Aufmerksamkeit, die man meiner Person und meinem musikalischen Talent widmete. Das fröhliche Leben, die bunten Vergnügungen rissen mich hin. Zu glänzen, umschmeichelt zu werden, in Aller Mund zu leben, wurde meine Lust, und immer mehr verlor ich die Fähigkeit, durch beharrliche Arbeit und ernste Studien eine höhere Entwickelung zu erreichen. Alles was man noch heute an mir rühmt, ist doch nur Anlage. Ich kenne mein Schicksal; ich werde immer halb fertig bleiben, sowohl als Künstler wie als Mensch. Ach, Leopoldine, ich habe zuweilen ein Gefühl, daß auch ich den Keim zu etwas Gutem und Großem in mir trage; aber ich fühle auch, daß dieser Keim niemals emporsprießen, niemals irgend eine Frucht hervorrufen wird. Ich bekam vielleicht den hundertsten Theil einer großen Seele als mein Loos, aber ich habe dieses Kapital schlecht verwaltet."

„Du hast es doch nicht ganz und gar verschleudert; denn Dein Herz ist gut, ist weich und warm. Es ist ja doch so, Maximilian? Dein Blick kann nicht täuschen; er sagt, daß Du meiner Liebe würdig bist."

„Würdest Du das auch dann noch glauben, wenn ich bekenne, daß ich auch im Namen der Liebe manche Sünde begangen habe? . . . Ein Weib wie Du kann einen Mann wie ich bin nicht verstehen. Bei euch treten die Gefühle an's Tageslicht wie die schüchternen

Wiesenblumen des Frühlings. Bei uns dagegen werden sie hervorgeworfen wie aus einem Vulkan. Das Blut des Jünglings ist mit Feuer vermischt. Es siedet und kocht in seinem Innern; daher all die Uebertreibungen, die seine Handlungen kennzeichnen, all die Verirrungen, die seine Gedanken beherrschen. Nach den Träumen von Schwärmerei kommt das Verlangen nach Genuß, und er glaubt im blinden Taumel, daß er seinem Glück nachjage, während er seine eigene Seele verheert ... Ich bin nicht besser gewesen als meine Brüder. Ich bin auf der allgemeinen Straße gewandelt und habe denselben falschen Göttern geopfert wie sie. Dein Ohr würde beleidigt werden durch eine Schilderung all der Veränderungen, die mein Herz erlebt hat; aber Leopoldine, ich schwöre es beim Himmel, wenn ich auch die Gunst manches Weibes genossen habe, so habe ich doch niemals, niemals eine Stunde solcher Wonne besessen wie diese. Nein, ich weiß es jetzt, Du bist meine erste, meine einzige Liebe; was mein Herz bisher erfahren hat, verdient diesen Namen nicht."

„Aber wenn Du einmal findest, daß auch diese Liebe bloß eine Illusion war?"

„Das ist unmöglich. Unsere Seelen sind für einander geschaffen und sie passen zusammen, wie die Theile einer gespaltenen Kugel. Ja, wenn ich recht darüber nachdenke, so bedarf es just all Deiner Tugenden, um all diese Fehler aufzuwägen. Ach, das war eine glückliche Idee, sie versöhnt mich mit mir selbst! ... Inzwischen dürfte es nichts schaden, wenn ich die eine und andere schlechte Gewohnheit ablege. Nimm Du mich in Deine Schule und mache aus mir was Du kannst; mache mit mir was Du willst."

„Die Treue, das wird die allererste und vielleicht die schwerste Eigenschaft sein, die Du Dir erwerben mußt."

„Nein, sie wird die leichteste von allen sein, da Du mir immer mit Deinem guten Beispiel vorangehst.

... Wie schön Du Deine neue Würde als Lehrerin trägst! Aber Leopoldine, einige kleine Fehler mußt Du mich dennoch behalten lassen, denn ich fürchte sehr, daß die Vollkommenheit mir nicht recht gut stehen würde. Uebrigens muß ja auch jedes Gemälde, des Effektes wegen, seine Schattenseiten haben. Im Panorama unseres Lebens, wo Du das strahlende Licht, der klare Tag bist, da werde ich der mystische Schatten werden ... Du billigst diese Idee nicht? ... Nun wohl, Deinetwegen scheue ich kein Opfer. Ich will also eine Vollkommenheit, ein wahres Prachterexemplar von einem Menschen werden, versteht sich Niemand anders dedicirt als Dir. Aber diese große Verwandlung darf nicht auf einmal kommen, sondern nur so allmälig. Ja, holde Freundin, wir müssen vorsichtig sein, denn auch die Vollkommenheit hat ihre Gefahr."

„Und diese ist?"

„Die Langweiligkeit."

„Hand in Hand und Schritt für Schritt, aber immer vorwärts, so wollen wir unsere Marschroute festsetzen. Dir wird jedoch immer das schwerste Loos zufallen: Du bist die Stütze und der Wegweiser, ich bloß die getreue Begleiterin."

„Aber wenn wir uns in irgend einem stillen Thal zur Ruhe niedergelassen haben, dann bist Du es, welche Annehmlichkeit und Frieden an unsern Herd zaubert ... Du lächelst, Leopoldine; woher nahmst Du dieses Lächeln? Es ist wie wenn ein Engel aus Deinen Augen sich auf Deinen Lippen niedergelassen hätte. Wenn Du herrschsüchtig wärest, so könntest Du mich mit diesem Lächeln zu Deinem Sclaven machen."

„Ob Du das einmal wirst oder nicht, hängt bloß davon ab, wie Du Deine Freiheit benützest ... Ein Versprechen verlange ich jedoch sogleich: schmeichle mir niemals, Maximilian. Die Schmeichelei hat, selbst wenn sie Deine Stimme entlehnt, einen verletzenden

Stachel unter ihren Blumen. Bedenke, ich bin schon mehrere Monate lang Primadonna gewesen."

Maximilian fand eine andere Art, seine Bewunderung auszudrücken, als Worte.

Ein Autor wie ich hat leider diese Sprache der Liebe nicht zu seiner Verfügung. Er muß deßhalb seine arme Feder niederlegen; aber er thut es nicht ohne eine Klage darüber, daß er mit seiner Zeichnung der holden Himmelfahrt zweier Seelen nicht zu folgen vermag. Ach, auch sein Schicksal hat seine tragische Seite. Ja, es gleicht zuweilen dem der armen Henne, die mit mütterlicher Zärtlichkeit junge Schwäne unter dem Schutz ihrer Flügel auferzogen hat. Eines schönen Tages fliegen sie von ihr weg und sie kann ihre Lieblinge, ihre theuren Pflegkinder auf ihrer glücklichen Fahrt in höhere Räume nicht begleiten. . . . .
. . . .

Goldene Tage folgten auf diese. Die Liebenden trafen sich oft, und man denke sich das seltene Glück, keine keifende alte Tante spähte mit Argusaugen ihre Schritte aus, oder lauschte auf ihre Worte. Jeder Gedanke, der in der Seele des Einen auftauchte, sehnte sich, sogleich der Seele des Andern anvertraut zu werden ... wer kann etwas darüber sagen? sie wurden ja immer so wohl empfangen, so zärtlich erwiedert; jedes Gespräch, ja jedes im Vorbeigehen geflüsterte Wort, jedes dieser zahllosen kleinen Billette; zuweilen sogar bloß ein Blick führte diese Herzen einander näher, und alle diese tausend Kleinigkeiten, die nur dann einen Werth erhalten, wenn sie von den Lippen des Geliebten ausgesprochen werden, verliehen jetzt ihrem Leben ein mannigfaltiges Interesse. Glückliche Zeit! Die Liebe war das beständige, das unerschöpfliche Thema aller Gedanken des Tages, aller Träume der Nacht.

Glückliche Zeit, sage ich noch einmal, denn ich weiß, daß das Schicksal, wie es auch immer sein Rad rollen mag, dennoch niemals, niemals weder dem Wei-

sen noch dem Thoren ein besseres Loos schenkt, als das der Liebe; aber wie manche Herzen, die dieses Glück preisen, klagen nicht auch in bitteren Seufzern über seine Flüchtigkeit!

XIX.

Die carmoisinrothe Bandrose.

Zweite Hexe.
Wenn er nicht kann sein Herz bewahren,
Mag er des Teufels Macht erfahren.
Shakespeare.

Der Frühling war bereits weit vorangeschritten.

Es ist ein alter und guter Brauch, die Thore des Tempels der Kunst zu verschließen, wenn die Natur ihren grünen blumengeschmückten Salon öffnet und sowohl den Reichen als Armen freien Eintritt bietet ... Doch nicht so ganz frei, denn das Herz, wenn man eines hat, ist es, was die Musikanten bezahlen muß. Der Frühling ist, das läßt sich nicht läugnen, der größte aller Dekorationsmaler der Welt. Er ist namentlich stark im Colorit und führt einen saftigen Pinsel. Gegen seine Zeichnungen ist nichts einzuwenden, und welche Phantasie, welcher Geschmack verräth sich nicht in seinen Anordnungen aller Details einer Landschaft, der Hügel und der Thäler, der Haine und der Bäche ... Er ist auch der Schüler eines sehr großen Meisters, nämlich dessen, der einmal mit wunderbarer Hand die allererste Ausstellung machte. Was hinwiederum das Orchester betrifft, so muß man zugeben, daß es sehr wohl besetzt ist. Beinahe jeder Baum wölbt seine Laubkrone über einen kleinen Musikanten. Diese sind allerdings sammt und sonders so ungelehrt, daß sie wahrscheinlich selbst nicht be-

greifen, ob sie aus Moll oder aus Dur singen, und daß sie vielleicht niemals vom Generalbaß sprechen gehört haben, aber man muß gleichwohl gestehen, daß sie ungeachtet ihrer beklagenswerthen Unwissenheit dennoch als ausübende Künstler recht geschickt sind. Sie sind etwas einseitig in der Wahl ihrer Musik, das muß man zugeben, denn sie haben sich alle das erotische Genre in den Kopf gesetzt; aber ich versichere, diese Liebeslieder, in aller Einfachheit für zwei Schnäbel componirt, erklingen zuweilen allerliebst, und der Nachtigallen weltberühmte Duette sind über alle Kritik erhaben.

Auch die königliche Oper in D. stand von dem Versuche ab, mit ihrer Nebenbuhlerin außerhalb der Stadtthore zu rivalisiren. Der Tag vor der letzten Vorstellung der Saison war bereits gekommen . . . . .

. . . .

Am Morgen dieses Tages, während Graf Manfred noch an seinem Toilettentische saß, trat einer seiner vertrautesten Freunde bei ihm ein.

Es war ein Mann von elegantem, beinahe etwas zierbengeligem Aeußern. Wenn man nun seinen Aufzug in's Auge faßte, so konnte man ihn leicht für einen Jüngling nehmen. Aber bei näherer Betrachtung ersah man aus den dünnen Locken, den tiefen Furchen der Stirne, der graugelben Farbe der Wangen und den gleichsam erstarrten Zügen um die Lippen, daß er ein Mensch war, dessen beste Sommertage sich in einen frühzeitigen Herbst verwandelt hatten. Wir kennen ihn zum Voraus, es war der Kammerjunker Lebeaureste.

„Willkommen, mein lieber Robert,“ grüßte ihn der Graf, ohne seinen Platz zu verlassen. „Was verschafft mir das Vergnügen eines so frühen Besuches?“

„Der verdammte Rheumatismus,“ antwortete Lebeaureste mit einer kläglichen Grimasse. „Ich habe bereits meine Sommerdiät anfangen müssen. Der ganze Sommer ist für mich ein ununterbrochener Buß- und Besserungstag; magere Kost, Abends bald in's Bett,

am Morgen keine Ruhe, Marienbäder und Motion... Pfui Teufel, wie betrübt ist doch unser Leben!"

Während dieser Jeremiade warf er sich ohne Umstände und so bequem wie möglich in einen Emma, und erleichterte seine Brust mit einem Seufzer, während er seine strohgelben Handschuhe abzog.

„Es gibt," fuhr er mit seiner Klage fort, „nichts Schrecklicheres als das Diäthalten. Eine lukullische Mahlzeit wartet, der Champagner zischt, die Freunde scherzen, die Schönheit lächelt, das Vergnügen lockt mit tausenderlei Ködern, und jeder Blutstropfen, jede Nerve in unserem ganzen Körper wird von Begierde nach Genuß befeuert . . . Halten Sie Diät! sagt der Arzt, und der ganze Zauber rumpelt über den Haufen. Was hilft da alles Prozessiren? dieser halbe Körper, der so eben seine eigene Schwachheit vergaß, beweist die Nothwendigkeit der ärztlichen Vorschrift. Es schmerzt in den Armen, in den Beinen; man hat im Kopf eine Empfindung, wie wenn das ganze Gehirn in einer Kaffeemühle läge, die Lungen zischen bei jedem Athemzug, wie alte, abgenützte, zersprungene Blasbälge . . . Aber Du, Bruder Manfred, Du hast eine wahre Felsengesundheit. Ich bin nicht neidisch, aber es ärgert mich dennoch, Dich immer so frisch und stark zu sehen. Ja, es ist gewiß wahr, daß es Menschen gibt, die ihren Körper behandeln, als wäre er eine Maschine von Eisen und Guttapercha, und ihren Magen, als wäre er ganz einfach ein Sack, d. h. ein Speisesack, und die sich dennoch immer so vortrefflich befinden, während ich, ein Mann in der Blüthe seiner Jahre, ein Mann, der die Gesetze der Diätetik studirt hat . . . Laß uns jetzt von etwas Anderem sprechen; ich werde milzsüchtig, wenn ich an mein trauriges Schicksal denke . . . Was gibt es Neues im Theater?"

„Das Theater bereitet sich nur für seine bevorstehende Ruhe vor. Von morgen an sind seine Thüren ver-

schlossen, und seine Mitglieder entfliehen wie losgelassene Vögel, um ihre Freiheit zu genießen.“

„Bah, eine schöne Freiheit, auf meine Ehre! Jeder Schauspieler hat seinen Brummer und jede Schauspielerin ihren Tyrannen, entweder einen Mann oder einen Liebhaber, zuweilen Beide zugleich... Apropos, was macht die kleine, lustige, lebhafte Frau Agnes mit ihrem eifersüchtigen Mann, dem Herrn Clarinettisten?“

„Denke an den Spruch des Doctors: Halte Diät! Deine alte Neigung, die kleine Agnes, tritt heute Abend auf.“

„Ja, mit einem blauen Mal an der Stirne; Du hast vielleicht ihr letztes Abenteuer nicht gehört... Ihr Mann, der Clarinetist, ist, wie Du weißt, von Eifersucht geplagt, und die kleine Agnes soll just keine Penelope sein. Er sitzt wie auf Nadeln da unten im Orchester, so oft sie in einer zärtlichen Scene auftritt, und mit einem Auge auf das Theater, mit dem andern in den Noten, bläst er, schwitzt und quält sich. Wenn dann die Liebenden auf der andern Seite vom Wort zur Handlung übergehen, wenn eine Umarmung oder ein Kuß diese Schwüre der Treue besiegelt, da ertönt jedesmal vom Orchester her ein gellender falscher Clarinetton. Es ist eine Warnung des unglücklichen Mannes an seine Frau, ein Zeichen, daß er ihr mit unablässiger Aufmerksamkeit folgt. Man sieht sie oft bei diesem fatalen Ton zusammenzucken und sich eilig aus den Armen ihres Geliebten reißen. Aber als sie vor einigen Tagen eine Scene mit unserem ersten Tenor hatte, für den sie eine kleine Neigung besitzen soll, geschah es, daß sie, von ihren Gefühlen hingerissen, gegen den Warnungspfiff des Mannes gänzlich taub blieb. Sie spielte mit Feuer und Wärme; es war Leidenschaft in ihrem Gesang, sie fiel berauscht an die Brust ihres Lieblings, sie reichte willig ihre Lippen den seinigen entgegen, und sie küßten sich, wie Jedermann sehen konnte, recht con amore. Der Augenblick war effektvoll.

Das Publikum applaudirte, und der verzweifelte Clarinetist sprengte beinahe seine Lungen bei dem Versuch, das Beifallsgeschrei mit falschen Tönen zu überstimmen. Er bekam endlich eine scharfe Zurechtweisung von dem Capellmeister. Aber die arme Agnes, ihr Glück war kurz. Als sie nach dem Theater heim kam, mußte sie den warmen Kuß theuer bezahlen. Die erstickte Raserei ihres Mannes kam jetzt zum Ausbruch, und man behauptet, daß er, wahnsinnig von den Qualen der Eifersucht, seine Gemahlin mit dem Clarinet mitten auf die Stirne geschlagen habe; so viel ist sicher, daß sie ein blaues Mal zwischen ihren schönen Augen trägt.

Der Graf lachte herzlich über die Anekdote.

„Ich merke, daß Du in die Geheimnisse meiner Untergebenen besser eingeweiht bist, als ich selbst; hast Du nichts mehr zu erzählen?"

„Nichts von Interesse. Man schwatzt freilich davon, daß Mamsell Elvira, die blonde, schlanke Figurantin... wie alt mag sie wohl sein?"

„Höchstens fünfzehn."

„Man behauptet, daß sie bereits Glück gemacht, d. h., daß sie in den Augen des alten, reichen ***schen Ministers Gnade gefunden habe, und daß ihre vortreffliche Mama sehr ernstlich über den Kaufschilling nachsinnt. Aber ich glaube es nicht, in unsern Tagen kommt das Glück den Leuten nicht so zugeflogen... Wahrscheinlicher klingt das Gerücht, daß Mamsell Leopoldine, unsere ausgezeichnete Prima Donna, sich zu vermählen gedenke. Ei der Tausend, wie kann man eine solche Dummheit begehen, wenn man Genie hat wie sie? Daß sie sich endlich einen Liebhaber gewonnen hat, darüber will ich nichts sagen, obschon sie eine klügere Wahl hätte treffen müssen; aber wenn sie ihn heirathen würde, das wäre unverzeihlich. Eine Schauspielerin, die Glück machen will, darf nicht verheirathet sein. Sie muß vor dem Publikum in einem romantischen, poetischen, illusorischen Lichte dastehen . . . aber die Ehe, das ist

ja die trockene Prosa selbst. Wie kann man wohl von einer Sängerin entzückt werden, wenn man weiß, daß sie nach Vollendung ihrer Arie nach Hause eilen muß, um ihren Kleinen Wiegenlieder zu singen? Man wagt kaum, ihr ein Bravo zuzurufen; es kann ja, das arme Weib, wie dieß der kleinen Agnes geschah, ein Clarinet an die Stirne kosten. Die Schauspielerkunst heißt hauptsächlich deßhalb eine freie Kunst, weil ihre Jünger frei sein müssen . . . Wenn Leopoldine heirathet, ist sie für das Theater verloren, und das wäre für uns ein großer Verlust in diesen armen Zeiten. Ein sonderbares Ding ist sie immer gewesen, und trotz ihres großen Kunstgenies ist sie mir immer in Bezug auf das Talent, ihren eigenen Vortheil zu berechnen, etwas beschränkt vorgekommen. Darum finde ich es nicht unwahrscheinlich, daß sie eines schönen Tags die Dummheit begehen wird, ihre Hand demjenigen zu schenken, dem sie ihr Herz geschenkt hat. Jedenfalls ist es schon ein Fehler für eine Prima Donna, ihr ganzes Herz einem Einzigen zu verschenken; die Hälfte müßte wenigstens immer für das Publikum aufgehoben bleiben. Aber Leopoldine ist leider voll von schwärmerischen Phantasien und moralischen Tendenzen, die mit ihrer Stellung in der Gesellschaft nicht ganz zusammenpassen. Dieser Herr Maximilian da ist jedoch eine glückliche Seele; Leopoldine liebt ihn mit inniger Zärtlichkeit. Ich habe sie beim bloßen Ton seiner Tritte die Farbe wechseln sehen, und man sage was man will, die Liebe des Mädchens ist etwas werth... Du schweigst, Manfred? Man behauptet gleichwohl, daß auch Du einer von denen gewesen seiest, die es auf ihr Herz angelegt, aber daß Du fehlgeschossen habest, hahaha! . . . Sei edelmüthig, thue Alles, was Du kannst, um ihre Heirath zu hindern!“

„Verlaß Dich auf mich,“ antwortete der Graf, aber es war etwas Gezwungenes in dem Lächeln, das seine Worte begleitete.

Der Kammerjunker bemerkte es nicht, denn er hatte

auf einem Tisch neue Morgenjournale gefunden und vertiefte sich in die Lektüre derselben.

Inzwischen schritt Manfred im Zimmer auf und ab. Was Freund Lebeaureste von Mamsell Leopoldine geschwatzt, hatte unbehagliche Gedanken in ihm erweckt. Ihre Liebe war dem Grafen nichts Neues. Er hatte schon lange Kenntniß davon besessen und bereits auf's Genaueste seine Berechnungen gemacht, was er bei der eingetroffenen Veränderung zu gewinnen oder zu verlieren habe. Bei ihm war die Leidenschaft nicht bloß Entzücken und Rausch, denn sie raisonnirte, sie folgte einem gewissen System. Für einen Augenblick hatte er die Grundsätze vergessen, welche die Erfahrung ihm eingepflanzt, und einen übereilten Schritt gethan, als er am beschriebenen Maskenball Leopoldinens Herz mit Sturm erobern wollte. Vor sich selbst schämte er sich über diesen großen Mißgriff, und es war für ihn jetzt eine Ambitionssache, das Weib einmal zu beherrschen, das ihn zu seinen Füßen gesehen und mit seiner Kälte gedemüthigt hatte. Er verließ sich auf sein wohlerprobtes Intriguirtalent, auf seine Geschicklichkeit, in der Kunst Schlingen zu legen, und er war vollkommen überzeugt, daß die Zukunft ihm einen glänzenden Ersatz für die Niederlage bereiten würde, die er im Geheimen erlitten hatte. Diese Hoffnungen ließen sich durch das Gerücht von Leopoldinens Liebe für einen Andern nicht stören. Der Graf betrachtete vielmehr dieses Ereigniß als seinen eigenen Plänen günstig, und nach seiner Anschauungsweise war es für einen Mann von Welt höchst unpassend, eifersüchtig zu sein.

„Wenn die Liebe einmal das Eis um ihr Herz gebrochen hat," dachte er mit heimlichem Vergnügen, „dann trägt sie bereits einen Verräther in ihrem Schooße. Ich kenne die weibliche Natur; der erste Schritt ist der schwerste. Die erste Liebe kommt unschuldig und fromm wie ein Kind und schleicht sich so schön in das Herz ein; aber wenn sie wieder entflogen ist, so hat sie die

Thüre offen stehen gelassen. Mögen sie und ihr Seladon jetzt wie gurrende Turteltäubchen in Arkadiens Hainen sitzen, ich habe nichts dagegen; dieß ist bloß der erste Akt eines Schauspiels, bei dem auch ich ein Wort zu sagen habe, und ich werde mein Entree nicht versäumen."

Er hatte sich auch genau über den Mann, der ihre Liebe gewonnen, unterrichtet, und er fand in Maximilian's Charakter und Gemüthsart eine Bürgschaft für den Erfolg seiner Absichten. Aber er hatte nie daran gedacht, daß Leopoldine mittelst einer Heirath einen Strich durch seine Rechnung machen könnte. Es kam ihm ganz unglaublich vor, daß die junge Sängerin, die ein so schönes Debüt gemacht hatte und eine so verheißungsreiche Zukunft besaß, auch nur einen Augenblick daran denken könnte, ihr beneidenswerthes Glück gegen einen so geringen Preis, wie eine Ehe mit einem armen Virtuosen, zu verkaufen. Noch jetzt, als er von Lebeaureste dieses Gerücht gehört hatte, bezweifelte er seine Wahrheit; aber seine Aufmerksamkeit war geweckt worden, und er fand, daß die Zeit gekommen sei, sich selbst bei dem Spiele zu betheiligen.

Nachdenklich setzte er seinen Spaziergang fort. Er dachte jetzt nach genauerer Ueberlegung, daß die Himmelfahrt der Liebenden nun weit genug vorgeschritten sei, und er zerbrach sich den Kopf über ein zweckdienliches Mittel, um sie wieder in's wirkliche Leben herabzurufen, wo die Blumen der Liebe so leicht verwelken.

Nach einiger Zeit erheiterte sich sein Gesicht, denn er hatte gefunden, was er suchte. Er eilte an einen Wandschrank und nahm eine Rosette von carmoisinrothem Sammtband heraus.

„Mein Plan ist fertig," sagte er vergnügt zu sich selbst. „Die Liebe ist ein Kind, die sich leicht schrecken läßt, und um zwei Herzen zu trennen, bedarf es bloß eines Schattens."

Hierauf wandte er sich zum Kammerjunker und hielt ihm die Bandrose vor die Augen, indem er fragte:

„Kennst Du das Ding hier noch, Bruder Robert?“

„Ein Toilettenstück eines Frauenzimmers . . . nein, ich kann mich nicht erinnern.“

„Du hast vielleicht überhaupt den ganzen letzten Maskenball im Opernhaus vergessen?“

„O sprich nicht davon: es pocht mir noch immer im Kopf, wenn ich an diesen Abend denke . . . aber still, es beginnt in meinem Gedächtnisse zu tagen . . . diese Rosette, ja, ich entsinne mich just unseres lustigen Zusammentreffens. Du wolltest von einem kleinen Rendez-vous wegeilen, ich war — zu meiner Schande sei es gestanden — v o l l genug, um Deinen Namen laut zu verkündigen, und die maskirte Dame, die Dich begleitete, zitternd und ängstlich . . . sie war es, die diese Rosette verlor.“

„Ganz richtig, und weißt Du, wer diese Dame war?“

„Nein, mein Blick war gar zu verschleiert. Ich erinnere mich bloß einer superben Figur und einer kleinen weißen Hand.“

„Soll ich Dir ein Geheimniß anvertrauen?“

„Es geht mir nichts über interessante Geheimnisse.“

„Aber ein Geheimniß, das Du nicht zu verschweigen brauchst.“

„Um so besser.“

„Nun wohl, die Dame, mit der ich damals von meinem Privatstübchen im Opernhaus zurückkam, war Mamsell Leopoldine.“

„Was sagst Du, Manfred! . . . Sollte es möglich sein? Sie, die Vestalin, die Jungfrau von Orleans der Bühne? . . . O die Weiber, die Weiber! . . . Aber ich habe es ja mit meinen eigenen Augen gesehen und noch Viele mit mir.“

„Ja, Robert, auf Ehre, sie war es wirklich. Ich sage es jetzt nicht, um mit einer empfangenen Gunst zu

prahlen, aber ich möchte wünschen, daß dieses kleine Abenteuer eines jener sogenannten Geheimnisse würde, die man sich im Anfang unter Freunden zuflüstert, bis sie endlich ein Gerücht werden, das in der ganzen Stadt die Runde macht. Versteh mich recht, ich will wahrhaftig Leopoldine nicht schaden, aber das Theater darf eine solche Primadonna nicht verlieren, und ich bin überzeugt, daß wir durch dieses Gerücht ihrer Heirath leicht vorbeugen können. Wir erweisen dadurch sowohl dem Publikum als ihr selbst einen großen Dienst."

„Die Nachricht muß namentlich für ihren Liebhaber höchst angenehm sein."

„Er wird sich bei Zeiten erinnern, daß es besser ist, eine Sängerin zur Geliebten als zur Frau zu haben."

„Ja, das ist die Moral vom Ganzen. Aber ich kann mich kaum von meiner Ueberraschung erholen. Leopoldine gibt heimliche Rendezvous . . . O Weiberlist! . . . Au, au, es sticht mich mit tausend Nadeln in meiner rechten Schulter . . . Leb wohl, Manfred, ich muß noch wenigstens eine halbe Meile wandern, bevor ich meinen Kaffee nehmen darf. Genieße das Leben, so lang Du es vermagst; die Zeit kommt gewiß, wo auch Du Diät halten mußt. Ehe die Sonne untergeht, sollen unsere Freunde den interessanten Skandal wissen. Leb wohl!"

Ueberglücklich kehrte Maximilian von einer kurzen Morgenpromenade nach dem Hotel zurück, wo er wohnte. Er hatte so eben Leopoldine an ihrem Fenster gesehen, und der Gruß, den sie ihm geschenkt hatte, beseligte sein Herz.

Der Portier übergab ihm zwei Briefe, mit denen er auf sein Zimmer eilte. Der eine hatte keinen Poststempel; er erbrach ihn zuerst und las.

„Herr Maximilian!

„Ein Mann, der Ihnen wohlwill, schreibt diese Zeilen. Es thut ihm leid, Ihr Glück zu stören, aber er hat sich niemals bedacht, eine Wahrheit auszusprechen, wenn er damit eine gute Handlung zu verrichten glaubte.

„Sie sind gegenwärtig in Mamsell Leopoldine verliebt. Ich bin weder ein Heuchler noch ein Pedant, sondern gönne der Jugend gern ihre Freuden. Aber ich sehe mich veranlaßt, Ihnen einen guten Rath zu ertheilen. Seien Sie auf Ihrer Hut, junger Mann, und vergessen Sie nie, daß mehr als ein Weib in seinem Herzen einen blinden Liebhaber verlacht hat; vergessen Sie die Worte Sirach's nicht: Wende Deinen Sinn nicht zu einer Sängerin, damit sie Dich nicht ergreife mit ihrer Schmeichelei.

„Es gibt hier in der Welt zwei wesentlich verschiedene Arten von Liebe. Die eine steht mit dem Vergnügen und der Freude im Bund; sie flattert wild von Rose zu Rose und genießt die Herrlichkeiten des Augenblicks, ohne an ihre Dauer zu denken. Die andere dagegen ist ernsthafter und tiefer; sie will wie ein zweites Schicksal über unser ganzes Leben herrschen und sowohl Zeit als Ewigkeit umfassen... Sagen Sie selbst, welche von beiden Arten man anwenden muß, wenn der Gegenstand eine Primadonna ist. Aber sie liebt mich so zärtlich; sie hat noch nie einen Andern geliebt, sagen Sie vielleicht. Lassen Sie mich glauben, daß Sie kein Narr sind. Die Liebe und die Verstellungskunst sind im Theater ebenso alltäglich, als Unschuld und Tugend selten sind. Mamsell Leopoldine ist entzückend, ich möchte Sie beneiden. Aber glauben Sie mir, sie hat schon gar zu lange die verpestete Luft eingeathmet.

„Sie verlangen Beweise. Es findet sich im Theater selbst ein gewisser vornehmer und mächtiger Herr, der Ihnen möglicher Weise solche liefern könnte. Inzwischen können Sie ja, nur um die Glaubwürdigkeit meiner

Worte zu prüfen, einmal wie zufällig Ihre schöne Gebieterin fragen, ob sie nicht vielleicht vor einiger Zeit eine carmoisinrothe Bandrose verloren habe.

„Im Uebrigen lassen Sie die Gelegenheit nicht aus Ihren Händen wischen. Eine üppigere Rose wird Ihnen vielleicht nie mehr zu Gebote stehen.

„Dieß sagt Ihnen in der allerbesten Absicht ein Mann, der Sie für zu gut hielt, um sich im Netze eines Ihrer nicht würdigen Weibes fangen zu lassen."

Der Brief hatte keine Unterschrift.

Maximilian's erstes Gefühl war Verdruß. Er zerriß das Schreiben in Stückchen und schwur Wehe und Verdammniß über den Verfasser.

„Wie niederträchtig, wie schändlich!" rief er. „Nur der gemeinste Neid kann es wagen, einen Schatten der Verleumdung über die reinste der Weiber werfen zu wollen. Meine Leopoldine, dieses holde Wesen, diese spiegelklare Seele, sie wagt man meiner unwürdig zu nennen... Der Unverschämte, der diese Worte geschrieben hat, müßte für seine schwarze Lüge mit dem Tode büßen."

Er ging einigemal im Zimmer auf und ab, blieb wieder stehen, hob die Stückchen des zerrissenen Briefchens auf und las von Neuem:

„Vergessen Sie niemals, daß mehr als ein Weib in seinem Herzen einen blinden Liebhaber verlacht hat!" wiederholte er für sich selbst. „Welche abgedroschene Phrase!" fügte er verdrießlich hinzu, „und all diese Schmähungen über die Primadonna und das Theater... Nur alte Weiber und solches Gelichter verleumden heut zu Tage noch das Theater. Daß Unschuld und Tugend trotz der verpesteten Luft wirklich dort gedeihen können, dafür ist just sie ein Beweis, sie, die man jetzt anzuschwärzen sucht. Leopoldine ist Künstlerin, wie ich Künstler bin, obschon ihr Ruf die Welt durchfliegen wird, während der meinige kaum über meinen Geburtsort hinausgelangt; und darum weil sie eine schöne Kunst verehrt, sollte ich sie verkennen? . . . Meine Liebe

zu ihr sollte also dieselbe leichtsinnige Natur annehmen, wie diejenige, mit der ich bisher so verschwenderisch gewesen bin? Ich sollte sie ganz so lieben, wie ich früher ein paar feurige Augen, eine geschmeidige Figur, volle Formen, einen schönen Fuß liebte, denn sie sollte keine andere Bewunderung verdienen? . . . Welche niederträchtige Unwahrheit in dieser Behauptung! . . . Ja gewiß," wiederholte er, „eine niederträchtige Unwahrheit!"

Aber er versank darauf in tiefe Gedanken, wobei seine Stirne sich immer mehr verdüsterte . . . Wie der Raubvogel, nach Beute spähend, über das Thal hinschwebt, so umschwebt der düstere Zweifel das Herz des Menschen, stets bereit, es zu seinem Raube zu machen. Maximilian blutete bereits unter seiner scharfen Klaue.

Er fuhr aus seinen Grübeleien auf.

„Nur ein Teufel kann diesen Brief geschrieben haben," rief er. „Es liegt in jedem Wort ein Gift, das mein Blut bereits angegriffen hat . . . Ist also diese Zeit himmlischen Friedens bereits verschwunden? . . . Bin ich ein Thor, ein Mann, der ausgelacht zu werden verdient? . . . Ach nein, ich weiß, daß Leopoldinens Seele rein ist wie Schnee, ich glaube an ihre Liebe, und gleichwohl . . . kann ich den Dämon nicht austreiben, der mein Herz zerfleischen will . . . O mein Gott, wenn sie mich betrogen hätte, wenn die Falschheit in dieser Engelsgestalt wohnte, wenn sie allen andern Weibern gliche, die ich kennen gelernt habe? . . . O Hölle, von Dir würde ich dann meine Rache entlehnen . . . Nein, nein, ich bin toll, ich weiß nicht, was ich sage. Der bessere Glaube, die höhere Lebensauffassung, die Leopoldine mir geschenkt hat, wird von meinen Erinnerungen und meiner Erfahrung überstimmt . . . Ich muß wieder zu ihr. Reuevoll will ich mich zu ihren Füßen werfen und allda für meine Schwachheit Verzeihung erbetteln."

Schon ergriff er seinen Hut, um zu gehen, als der zweite Brief ihm in die Augen fiel . . . Sein Inhalt war kurz folgender:

In der Riesenstadt der Welt, dem reichen London, lag ein älteres Frauenzimmer auf dem Todtenbette. Schon in ihrer ersten Jugend war sie als ein Opfer der Verführung gefallen. Ihre besten Kräfte waren dem Leichtsinn und eitlem Tand gewidmet gewesen, und die falschen, verbrecherischen Vergnügungen, denen sie angehangen, hatten ihr Herz vergiftet. Jetzt nachdem die Jahre die letzte Spur ihrer Schönheit vernichtet hatten, nachdem ihre Gesundheit zerstört war und der Tod bereits zur Thüre ihres Schlafzimmers hereingrinste, jetzt blickte sie mit Entsetzen auf die zurückgelegte Bahn, und die Gewissensqualen machten ihr Lager härter als die Krankheit . . . Dieses Weib war die längstvergessene Schauspielerin, die schöne Buhlerin Diana, Michael Lambert's entwichene Gattin, einst die Maitresse eines reichen Engländers, Maximilian's Mutter . . . Nach vielen Nachforschungen war es ihr endlich gelungen, den Aufenthaltsort ihres Sohnes zu erfahren. Zu schwach, um selbst zu schreiben, ließ sie jetzt ihren letzten Wunsch durch einen Arzt mittheilen. Von Reue über die Vergangenheit, von Furcht vor der Zukunft gemartert, flehte das unglückliche, von Körper- und Seelenleiden verzehrte Weib, daß ihr Sohn, den sie einst so herzlos verlassen, jetzt an ihr Todtenbett eilen möchte, um ihr mit seiner Verzeihung den Frieden in der langen Grabesnacht zu schenken, den sie sonst nicht gewinnen zu können glaubte . . . Der Briefschreiber fügte hinzu, daß Maximilian keinen Augenblick zu verlieren habe, wenn er diesen Wunsch seiner sterbenden Mutter erfüllen wolle, denn sie sei so schwach, daß sie allem Aussehen nach kaum noch ein paar Wochen leben werde.

Dieser Brief würde unter anderen Verhältnissen als die gegenwärtigen auf Maximilian wahrscheinlich einen tieferen Eindruck gemacht haben, als er jetzt that. Sein Herz war in diesem Augenblick bereits dermaßen von Leopoldine erfüllt, daß die Bitte der Mutter draußen stehen und klopfen mußte. Welche Zärtlichkeit konnte

er auch wohl dieser Mutter weihen, die so viele Jahre hindurch die unnatürlichste Kälte gegen ihr einziges Kind gezeigt hatte und jetzt erst, geschreckt durch den Anblick des Todes, ihm ihre Arme öffnete! Ueberdieß war es ihm in dieser Stunde des Zweifels mehr als je ein Bedürfniß, durch den Glauben an weibliche Tugend, Unschuld und Reinheit gestärkt zu werden. Aber welchen schrecklichen Gegensatz hierzu fand er nicht im Leben seiner eigenen Mutter! Auch sie hatte dem Theater angehört und war einmal schön und gefeiert gewesen. Wie hatte nicht sein Vater sie geliebt, und wie war er nicht betrogen worden! ... Maximilian war nur gewöhnt, mit der Freude umzugehen, sein Muth schwankte bereits.

Eine kurze Weile nachher trat er in Leopoldinen's Salon. Sie bewillkommte ihn mit einer Zärtlichkeit, über welche sein Herz seine Qualen im ersten Augenblick ganz vergaß, so daß es nur die Glückseligkeit der Liebe empfand.

„Just jetzt weilten meine Gedanken bei Dir, mein Geliebter,“ sagte sie und fügte mit einem Ton, der klagend sein wollte, aber im Gegentheil Freude ausdrückte, hinzu: „sie befinden sich daheim bei mir nicht mehr wohl.“

Die finsteren Gedanken kehrten bei Maximilian zurück.

„Ach, Du weißt nicht,“ antwortete er, „daß Du Deine Seele einer ewigen Unruhe weihst, wenn Du sie mit mir verbindest.“

Der wehmüthige Ton in Maximilian's Stimme war bei ihm etwas ganz Fremdes und machte Leopoldine ängstlich. Sie fand, als sie ihn jetzt aufmerksamer betrachtete, daß sein ganzes Wesen sich nicht mehr gleich war.

„O, mein Gott,“ rief sie, „wie düster Dein Blick ist! Deine Stirne brennt ... Du bist krank, Maximilian ... Antworte, sprich, was ist Dir geschehen!“

„Nichts und dennoch sehr viel. Ich habe Dir ja gesagt, daß ich schwach bin ... Ich bin ein Thor, der Deine Theilnahme nicht verdient ... Komm, Leopoldine, setze Dich zu mir auf den Sopha; laß mich Dich betrachten. Ach, Dein Blick könnte nicht so einen Himmel abspiegeln, wenn Du ihn nicht in Deinem Herzen trügest.“

Der arme Liebhaber schwankte zwischen ganz entgegengesetzten Gefühlen.

„Du erschreckst mich, Maximilian. Sei aufrichtig, laß mich Deinen Schmerz theilen.“

„Ich bin ein Elender, daß ich Deine unschuldige Freude so stören kann . . . Verzeih' mir, Geliebte! Werde für mich, was David für Saul war. Verscheuche den bösen Geist aus meiner Brust und schenke mir wieder Frieden!“ ... Ich habe einen Traum gehabt, einen unglückseligen Traum.“

„Auch Deine Träume gehören mir. Ich habe ja den Schüssel zu Deinem Herzen; verschließe es also nicht mit Deinen Qualen, sie sind bereits die meinigen; ich fühle, daß ich Dich trösten könnte; habe Vertrauen zu derjenigen, die Dich so innig liebt.“

„Ich träumte, ich sei im Himmel, Leopoldine; es war ein Engel, der mich auf seinen Flügeln hinaufgehoben hatte, und dieser Engel, das warst Du. Alles, was ich Schönes geahnt hatte, blühte hier in ewiger Herrlichkeit. Es fiel eine Binde von meinen Augen; ich sah alles das Vergangene, das Gegenwärtige, das Zukünftige in einem verklärten Schein. Ich fand in der Liebe die Lösung des Räthsels, das man hier Leben nennt, und es wurde mir klar, daß das, was wir auf Erden Glück nennen, im Himmel seinen rechten Namen führt und Tugend heißt. Du warst beständig an meiner Seite; nein, Du warst in meinem Herzen. Alle unsere Gefühle, alle unsere Gedanken waren gemeinschaftlich. Die Liebe hatte unsere Seelen zu einer einzigen verschmolzen, die von keiner Sehnsucht mehr

verzehrt wurde, denn sie hatte keine Gebrechen ... Aber auf einmal senkte sich eine finstere, kalte Wolke über uns. Sie riß Dir die Schwingen von den Schultern, und wir fielen wieder hierher herab. Die Erde hatte für mich allen Reiz verloren, denn ich konnte den Himmel nicht vergessen, wo ich kaum noch so glücklich gewesen war ... Mir war, als stünde ich am Nordpol selbst, überall von blaugrünen Eisbergen und einer erfrorenen, todten Natur umgeben, die ihre einzige Beleuchtung von einem flammenden, blutfarbigen Nordschein erhielt. Alle Disharmonien des Lebens knarrten vor meinen Ohren. Ich wollte mich an Deinem Busen wärmen, aber Du warst verschwunden. Statt dessen grinste mir ein schauerlicher Höllengeist entgegen und — wie toll doch die Träume sein können, mit teuflischem Hohngelächter reichte mir dieser Dämon eine carmoisinrothe Bandrose und sagte, Du habest sie verloren, indem Du mit einem andern Liebhaber entflohen seiest."

Maximilian legte einen starken Ton auf diese letzten Worte und fixirte dabei Leopoldine mit einem scharfen, forschenden Blick.

Die Erinnerung an die Ereignisse, die mit der verlorenen Rose im Zusammenhang standen, fuhr wie ein Blitz durch ihre Gedanken. Eine Purpurröthe goß sich über ihre Wangen und sie schlug ihre Augen nieder, die früher den seinigen zugekehrt waren. Wie von einer Schlange gestochen, sprang Maximilian von seinem Platze auf.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre und Graf Manfred trat ein.

„Verzeihen Sie, meine Freunde, daß ich Ihr tête-à-tête störe," sagte der ungebetene Gast, indem er Leopoldine sehr vertraulich grüßte. Sodann setzte er sich ganz ungenirt auf den Sopha, den Maximilian verlassen hatte, und fuhr, gleich als merkte er nicht, wie unwillkommen er war, also fort:

„Ich hoffe, daß Sie sich wohl befinden? . . . Glauben Sie nicht, daß bloß der eigennützige Theaterdirector es ist, der sich für Sie interessirt; nein, es ist der ergebene Freund, der immer treu bleiben wird, selbst wenn er jetzt bald von Amtswegen keine Gewalt mehr über Sie hat . . . Es ist von höchster Wichtigkeit, daß wir jetzt an die Zukunft denken und unverzüglich Ihren neuen Contract aufsetzen. Sie wissen, daß ich im Sinn habe, Alles für Sie zu thun . . . Mit Zufriedenheit können inzwischen sowohl Sie als ich auf die in einigen wenigen Stunden abgelaufene Saison zurückblicken. *Ihre* Siege sind auch die *meinigen* gewesen. Ja, wir haben viele angenehme Erinnerungen gemeinschaftlich. Entsinnen Sie sich des Abends, wo Sie auf einer improvisirten Bühne in meinem Wintergarten als Flora Ihr eigentliches Debüt vor dem Publikum machten? Sie hätten sie da sehen sollen, Herr Maximilian; sie war bezaubernd und gewann sich alle Herzen; das meinige zuerst und vor allen . . . An diesem Abend entschied sich Ihr Schicksal, Mamsell Leopoldine; seither ist Ihr Leben eine Kette von Triumphen gewesen. Erinnern Sie sich auch vielleicht der kleinen Intrigue auf dem Opernball? Seien Sie ruhig; Ihr Geheimniß ist bei mir treu verwahrt . . . Sie, Herr Maximilian, der Sie selbst Künstler sind, wissen wohl, daß alle Jünger der Kunst und besonders eine Theatersängerin eines mächtigen Schutzes bedürfen. Es ist hier unmöglich, ohne eine gute Leitung all' den vielen Schlingen zu entgehen, welche Kleinlichkeitssinn und Neid auf ihren Weg legen, und welches Publikum hat wohl je, ohne vorher gehörig bearbeitet zu sein, einem Talent Gerechtigkeit widerfahren lassen? Ich bin deßhalb nicht bloß erfreut über die glänzenden Erfolge meiner Primadonna, ich bin stolz darauf . . . Für die nächste Saison, Mamsell Leopoldine, hoffe ich, Ihnen eine angenehmere Wohnung schaffen zu können. Ihr Salon hier ist ohne Zweifel recht schön, aber ich bin dennoch niemals ganz damit zufrieden gewesen;

auch habe ich bereits eine andere Wohnung für Sie auserſehen. Sie werden dort eine freiere Ausſicht von Ihren Fenſtern und eine bequemere, geſchmackvollere Anordnung der Zimmer haben, unter Anderm auch ein allerliebſtes kleines Boudoir mit einem beſonderen Ausgang auf eine der Terraſſen des Gartens. Dieſes Zimmer muß im orientaliſchen Styl geſchmückt werden; ich habe bereits die Idee zum ganzen Ameublement vollkommen in meiner Phantaſie, und ich hoffe, Sie werden damit zufrieden ſein.“

In dieſem Geiſt fuhr der Graf fort zu ſchwatzen und die Rolle eines mit der jungen Sängerin ſehr intim verbundenen Mannes zu ſpielen; kurz er that, wie wenn er bei ihr ganz zu Hauſe wäre. Er ließ ſich dadurch nicht ſtören, daß ſeine Fragen kaum beantwortet wurden; im Gegentheil ſchien er juſt zu wünſchen, daß man ihn in ſeinem Wortſchwall nicht unterbreche, und die verſchiedenartigſten Gegenſtände wurden von ſeiner geſprächigen Zunge mit einer Ungezwungenheit zuſammengeworfen, die nicht ſelten in Ausgelaſſenheit überging, und mit Schlauheit benützte er die Gewalt, die er über Leopoldine beſaß, als der Eingeweihte in ein Geheimniß, das ſie ihrem Geliebten niemals hatte mittheilen können. Gleichwohl hütete er ſich ſorgfältig, eine offene Erklärung hervorzurufen. Er wollte bloß Maximilian beunruhigen. Sein ganzes Gerede war ein Spiel mit Andeutungen, aber durch Blicke und Mienen ſtreute er auf jeden Satz ein feines Gift.

Und Maximilian, er ſtand wie auf glühenden Kohlen. Der Argwohn, den man bei ihm erweckt hatte, wurde durch den freien, vertraulichen Ton des Grafen und durch Leopoldinen's Verwirrung beſtärkt. Sicherlich würde er in Beleidigungen gegen Beide ausgebrochen ſein, wenn er ſich nicht durch ſeine Stellung als betrogener Liebhaber genirt gefunden und gefürchtet hätte, ſich vor dem Manne lächerlich zu machen, der ihn mit ſolcher Gleichgültigkeit behandelte . . . Noch wollte ſein Herz

sich nicht vollkommen von Leopoldinen's Treulosigkeit überzeugen lassen, aber es konnte auch seine Zweifel nicht mehr widerlegen. Warum hatte sie ihre Augen niedergeschlagen, als er am Ende seiner Traumerzählung von der carmoisinrothen Rose erzählt hatte? was war das für ein geheimes Maskenabenteuer, das sie und Graf Manfred mit einander gehabt hatten? Warum war sie bei der Erinnerung daran auf's Neue erröthet? Wenn es ganz unschuldig gewesen wäre, würde sie es dann ihrem Geliebten nicht anvertraut haben? ... Und jetzt, warum hörte sie die beleidigenden Scherze des Grafen an? Warum empfing sie seine Complimente? Warum wurde dieser Mann nicht mit offener Verachtung abgewiesen? ... Auf diese und viele ähnliche Fragen konnte er in seiner aufgereten Stimmung keine beruhigende Antwort finden.

Bald wurde es ihm ganz unmöglich, länger hier zu bleiben. Unter dem Vorwand, daß ein dringendes Geschäft ihn abrufe, nahm er einen kalten Abschied und verließ das Zimmer ... Er war gekommen, in der Hoffnung, seine düsteren Gedanken verscheuchen zu können; aber als er jetzt ging, hatten sich seine Zweifel in eine halbe Gewißheit verwandelt. Es ist der Fluch der Schwachheit, daß sie niemals eines starken Glaubens fähig ist. Er sah jetzt in dem Grafen Manfred einen Nebenbuhler und glaubte sich in seiner eigenen Liebe betrogen. Es bedarf, wie gesagt, nur eines Schattens, um zwei Herzen von einander zu reißen. . . . .

. . . .

Am Abend dieses unglücklichen Tages war Maximilian in der Oper.

Er ging dahin mit dem Vosatz, Leopoldine nicht aufzusuchen, denn er wollte, wie dieß in solchen Fällen gewöhnlich ist, seine Rache mit einer erheuchelten Gleichgültigkeit beginnen ... Aber als sie auf die Bühne trat, da zerschmolz all' das Eis, womit er sein Herz zu überziehen gesucht hatte. Ihre Schönheit hatte ihn

noch nie so bezaubert wie jetzt, und der Anhauch eines guten Geistes, der ihren Gesang begleitete, sprach Trost und Versöhnung zu seiner Seele.

Im Augenblick, wo der Vorhang nach dem Schluß des ersten Actes fiel, eilte er auf's Theater. Eine Bitte um Verzeihung lag bereits auf seinen Lippen; aber er fand nicht die Leopoldine, die er suchte; er fand nur die von ihren Bewunderern umringte Primadonna. Lachen und Scherze erschollen aus diesem Kreis, und man nahm aus der besondern Bedeutung dieser Vorstellung als der letzten in der Saison neue Veranlassung zu Complimenten und schmeichelhaften Versicherungen. Maximilian erhielt keine Gelegenheit, ein vertrauliches Wort mit seiner Geliebten zu wechseln. Sonst war er immer stolz auf die Huldigung gewesen, die ihr gewidmet wurde; jetzt dagegen ärgerte er sich darüber, und da er in seiner schlechten Laune vergaß, daß es ihr gänzlich unmöglich war, mit den allgemeinen Gewohnheiten des Theaterlebens zu brechen, so machte er für sich selbst die höchst unbillige Reflexion, daß es der weiblichen Schamhaftigkeit, der Natur der wirklichen Unschuld widerstreite, die abgeschmackten Galanterien solcher Schwätzer anzuhören ... Graf Manfred wich nicht einen Augenblick von Leopoldinen's Seite. Er zeigte an diesem Abend in seiner Aufmerksamkeit gegen sie eine Wärme, die mehr an einen Liebhaber der Sängerin, als des Gesanges erinnerte, und der Schleier, womit er sein Entzücken bemäntelte, war höchst durchsichtig. Dieß erregte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden; man machte flüsternd seine Anmerkungen darüber; aber in Maximilian rasten mit aller Kraft alle Qualen des Zweifels und der Eifersucht.

Im Verlauf des Abends verbreitete sich im Saal immer mehr ein Gerücht, welches erzählte, daß Mamsell Leopoldine sich mit ihrem Liebhaber überworfen habe, weil es an Tag gekommen sei, daß sie eine Tugend

erheuchelt, die sie nicht besitze, und daß sie lange insgeheim die Geliebte des Grafen Manfred gewesen. Dieses Gerücht bildete bald den Gegenstand des allgemeinen Gesprächs und wurde mit derselben Begierde aufgenommen, womit man immer einen Scandal aufnimmt, mit einer Begierde, die auf den Glauben leiten könnte, daß die Zerstörungslust eine unserer stärksten Leidenschaften sei, und daß die Menschen im Allgemeinen ihre größte Freude darin finden, die Welt so jämmerlich als möglich zu machen. Wir beginnen das Leben als Mordengel unserer Puppen, und setzen es dann in der gleichen Weise fort, indem wir den guten Namen und Ruf unserer Nebenmenschen zerfleischen.

Es währte nicht lange, so gelangte diese interessante Nachricht auch zu Maximilian's Ohren; er vernahm sie theils durch einige Worte, die er aus dem Gespräch zwischen seinen Nachbarn auffing, theils durch eine Menge halbverdeckter Anspielungen und Fragen von Seiten seiner näheren Bekannten. Endlich wurde ihm die ganze Geschichte mitgetheit, und einer seiner Freunde erzählte, er habe bei einem Maskenball mit eigenen Augen gesehen, wie Leopoldine im schwarzen Domino und mit einer carmoisinrothen Bandrose auf der Brust Arm in Arm mit Graf Manfred von einem geheimnißvollen Rendezvous zurückgekommen sei.

Jetzt zerbrach der letzte Splitter von Maximilian's Glauben. Es lag jetzt klar am Tage, daß Leopoldine treulos, er selbst betrogen war. Diese Ueberzeugung von getäuschter Liebe fiel wie ein Winter auf seine Gefühle, alle Blumen erblaßten, aber seine Seele wurde dabei weniger stürmisch, gleichwie auch das Meer unter den Banden des Eises Ruhe gewinnt.

Vor allen Dingen galt es, Selbstbeherrschung zu besitzen. Es lag Maximilian ganz besonders daran, daß man nicht erfahren sollte, wie tief sein Herz in Wirklichkeit verletzt worden war. Deßhalb bot er alle seine Kräfte auf, um eine gute Miene zu behaupten.

Er wußte nur zu gut, daß ein getäuschter Liebhaber in den Augen der Welt immer lächerlich erscheint, und von dem Publikum ausgelacht zu werden, das war für ihn der schärfste Stachel in der Dornenkrone des Schmerzes.

Er heuchelte eine fröhliche, muntere Stimmung, nahm den genannten Freund unter dem Arm und führte ihn in's Foyer. Hier kam ihm eine ganze Schaar von Bekannten entgegen. Maximilan lud sie sämmtlich ein, Platz zu nehmen und mit ihm ein Glas zu trinken.

Man hatte noch nicht viele Worte mit einander gewechselt, als einer der Brüder, der etwas freie Ansichten über die Gebote des Zartgefühls hatte, ganz plötzlich rief:

„Nun, wie steht's, Maximilian? hast Du wirklich mit Leopoldine gebrochen?"

Die Frage schien auf den Angeredeten keinen tiefen Eindruck zu machen. Er nippte an seinem Glas und antwortete ganz ruhig: „Leicht angeknüpft, leicht abgebrochen . . . wer kann für all' die Winde Rede stehen, die auf dem Meer der Liebe blasen?

„Bravo!" riefen mehrere Stimmen.

„Recht so!" sagte Einer; „man muß es mit seinen Gefühlen immer leicht nehmen, wenn es sich um eine Verbindung dieser Art handelt."

„Ich für meinen Theil," bemerkte ein Anderer, „habe niemals an Leopoldinen's gepriesene Unschuld glauben können. Sie ist immer kokett gewesen, das steht fest, obschon sie, etwas schlauer als andere Theaterköniginnen, die für uns gefährlichste Art wählte: sie hat mit einer erheuchelten Freiheit von aller Koketterie kokettirt."

„Ich kann mir eine Schauspielerin ohne Koketterie nicht denken," bekannte noch ein Anderer von der Gesellschaft.

„Kaum ein einziges Weib," fiel Maximiiian ein.

„Den Grafen Manfred zum Theaterdirector machen,

hieß auch den Bock zum Gärtner setzen," bemerkte ein Witzkopf.

„Aber sage mir, Maximilian," begann derselbe wieder, der das Gespräch auf diesen Gegenstand gebracht hatte, „Du kennst Leopoldine besser, als irgend ein Anderer; sie schien Dir so ernstlich zugethan zu sein; hat sie wirklich ein Herz?"

„Bah," antwortete Maximilian lustig, ein Herz, das wäre gar zu wenig, sie hat ihrer zwei, drei, ja wenigstens ein Dutzend."

Diese Aeußerung rief im Allgemeinen Lachen hervor.

Das Gespräch wurde in demselben Ton fortgesetzt. Maximilian zeigte sich dabei ungewöhnlich erregt. Er replicirte mit scharfem, schneidendem Scherz auf alle vorgebrachten Fragen, er streute Salz auf alle Bemerkungen, die gemacht wurden, ja, er ging in Schmähungen, Verleumdungen und frivolen Reflexionen weiter, als irgend ein Anderer ... für sich selbst empfand er eine Art Wohlbehagen darin, das Ideal seines Herzens Stück für Stück zu zerreißen, und aus dem Glas, dem er fleißig zusprach, schöpfte er einen erkünstelten Muth, sein eigenes Leiden zu verachten.

Als die ehrenwerthe Sippschaft aufbrach, um auf ihre Plätze im Saal zurückzukehren, sagte einer der Freunde zu seinem Nachbar:

Maximilian ist ein wirklicher Gentleman. Ich meinte vor einiger Zeit, er fange an, sentimental zu werden; aber jetzt ist er sich wieder gleich; er ist lebhaft und lustig und hat nichts Weinerliches an sich."

„Du täuschest Dich, Bruder, antwortete der Nachbar, der zufällig einen etwas schärferen Blick besaß; „bemerktest Du nicht, daß Maximilian's ganzes Bemühen darauf gerichtet war, uns hinter's Licht zu führen? Aber in seinem Eifer schoß er am Ziele vorbei, seine Freude war Verstellung, sein Lachen war hämisch ... Glaube mir, wer eine so schöne Geliebte verloren hat, der jubelt nicht darüber, wenn er sich auch mit der Zeit

trösten läßt. Aber auch in der Liebe ist es eine Kriegslist, über seine eigene Niederlage ein Tedeum zu singen."

Es war ein Glück für Maximilian, daß er diese Worte nicht hörte; sie würden ihn vollkommen unglücklich gemacht haben. Jetzt konnte er sich wenigstens über den eingebildeten Triumph freuen, das Urtheil des Publikums irregeleitet und sein eigenes Ansehen gerettet zu haben. Er glaubte auch bereits sein eigenes Herz überwunden zu haben ...

Er glaubte es; aber nach der Vorstellung, als die Zuschauer sich bereits entfernt hatten, da blieb er hinter einem Baum verborgen ganz nahe bei der Hinterpforte, die zu der Garderobe führte, und zu welcher Leopoldine herauszukommen pflegte, stehen. Er wollte sie noch einmal sehen, bevor er nach Hause zurückkehrte.

Sie kam nach einer Weile, aber am Arm des Grafen Manfred. Sie stieg in einen Wagen; es war der Wagen des Grafen.

Maximilian blieb, die Stirne an die harte Rinde gedrückt, stehen, nachdem der Wagen weggerollt war. Der Umstand, daß Leopoldine sich der Equipage des Grafen bediente, was einen ganz einfachen und durchaus nicht ungewöhnlichen Grund hatte, wurde für ihn jetzt ein neuer Beweis für ihre Untreue. Auch der Schmerz hat seine Begehrlichkeit; gleich dem Feuer sucht er in jedem Span Nahrung und ist reizbar wie ein hysterisches Weib.

„Wie herzlos hast Du mit mir gespielt!" seufzte er bei sich selbst, indem er an Leopoldine dachte. „Als ich zu Deinen Füßen lag, da lachtest Du in Deinem Herzen ganz sicherlich über meine Schwachheit. Du hast Recht gehabt, denn ich war thörichter als ein unschuldiger Jüngling, der zum ersten Mal in das Netz eines Weibes verstrickt wird ... Ich fühlte mich so glücklich, da ich bei Dir die Wahrheit und den Frieden gefunden zu haben glaubte; ein neuer Weg durch das Leben

öffnete sich vor meinem Blick. Aber dieses Glück, es war bloß ein flüchtiges Luftgebilde, eine Theaterscene, eine Lüge. Ich bin nicht länger kindisch. Nein, ich bin wieder derselbe skeptische, leichtsinnige, wilde, genußsüchtige Vagabund, der ich immer gewesen. Ja, Leopoldine, wir werden uns noch einmal treffen. Meine Liebe ist zermalmt und kann nie mehr belebt werden, aber unter ihren Ruinen spucken noch die Begierden: ich weiß, wie man mit Weibern Deines Schlages umgeht. Es ist nicht mehr der blöde Jüngling, der Dich umarmen wird; es sind nicht mehr seine keuschen Lippen, welche die Deinigen küssen werden. Du bist mein! Mit der lieblichsten Stimme hast Du es in mein Ohr geflüstert ... Nun wohl, Leopoldine, ich schwöre es, Du sollst die Meinige werden. Und dann?" ... fügte er nach einer Pause fragend hinzu ... „Dann werde ich am Todtenbett meiner Mutter meine allerletzte Thräne weinen; nicht über das, was ich verloren habe, denn das ist nichts, sondern über Alles, was ich nie besessen habe und nie besitzen werde ... Möge die Welt dann auch meine einzige Geliebte werden: wir sind für einander geschaffen ... Eine alte Sage behauptet, der große Meister Paganini habe für die Gabe, der ausgezeichnetste Violinspieler seiner Zeit zu werden, seine Seele an die Hölle verkauft. Das ist just eine Künstlerschaft in meinem Genre, und ich hätte wohl Lust, einen solchen Handel zu probiren."

XX.

Vater und Sohn.

Trübe nicht des Mädchens Seele;
Nie wird sie sich wieder klären,
Nie den Himmel wiederspiegeln.
J. L. Runeberg.

„Leopoldine!

„Ich habe Dir heute Vormittag einen Traum erzählt ... Er ist bereits in Erfüllung gegangen. Einer weiteren Erklärung bedarf es nicht. Einen Prozeß gegen das Schicksal anzüfangen, nachdem seine Entscheidung schon gefällt ist, verlohnt sich nicht der Mühe...

„Es ist entschieden, wir müssen uns trennen.

„Einen Thoren werde ich den Mann nennen, der mit Seufzern und Klagen seine letzten Stunden in dem Paradies vergeudet, aus welchem er ausgetrieben zu werden verurtheilt ist ... Noch steht er ja mitten im Lustgarten. Mit jedem Athemzug schöpft er neue Wärme für sein Blut; die Rose blüht, die Traube schwillt, die Taube gurrt ... Was geht ihn die Zukunft an? Mag er in glücklicher Vergessenheit des Abgrundes, der sich bereits zu seinen Füßen öffnet, begierig die wenigen himmlischen Augenblicke genießen, die ihm noch verliehen sind; mag er just jetzt den Triumph seiner Seligkeit feiern; mag sein Blick gleich einem herrlichen Lustfeuer just in seiner höchsten Vollendung erlöschen; mag seine letzte Stunde ein Siegesfest werden!

„Wie es hernach gehen mag, so besitzt er doch den Trost, wenigstens einen Augenblick gelebt zu haben; es ist dieß immer ein Zuckerkörnchen, das er der plaudernden Erinnerung in den Mund legen kann.

„Glaube nicht, daß ich diese Worte im Fieberwahnsinn schreibe. Nein, ich bin jetzt erst recht ver-

ständig . . . Eine wichtige Angelegenheit ruft mich in spätestens 24 Stunden von der Stadt ab; ich sage Dir jetzt unser letztes Lebewohl.

„Morgen Abend um 8 Uhr wartet ein bedeckter Wagen vor Deiner Thüre. Er wird Dich sicher und unbemerkt in ein kleines und selten besuchten Wirthshaus, genannt die weiße Taube, führen. Ich erwarte Dich da.

„Wenn Du nicht kommst ... aber es ist unmöglich.

„Dein ehemals geliebter

„Maximilian.“

„Ich verlange keine Antwort, wir treffen uns morgen oder auch nie.“

Diesen Brief schrieb Maximilian sogleich, als er aus der Oper nach Hause gekommen war.

Er bildete sich ein, vollständige Beweise dafür zu besitzen, daß Leopoldine ihn betrogen habe. All die idealen Eigenschaften, die er bei ihr angebetet, betrachtete er als Illusionen, hervorgerufen von seiner eigenen Schwachheit und ihrer überlegenen Verstellungskunst; daß sie ihn liebte, daran konnte er nicht zweifeln; aber ihre Liebe war nicht mehr, wie er geglaubt hatte, die allererste Flamme eines reinen jungfräulichen Herzens, eine primula veris der Gefühle. Sie liebte ihn, aber ganz einfach wie ein gewöhnliches, listiges und kokettes Weib. War sie doch schon vorher die Geliebte eines wegen seiner vielen Liebesabenteuer allgemein bekannten Mannes gewesen, und sie schien noch immer in der Gewalt dieses Mannes zu stehen. Er war es ja, der ihr schnelles Glück im Theater bereitet hatte. Ganz sicher war sie dem Beispiel ihre Colleginnen gefolgt und hatte seine Gunst mit ihrer Zärtlichkeit, ihrer Schönheit erkauft. Was war also das Herz werth, das Maximilian erobert hatte? Er hatte ein Phantasiebild angebetet. Der Engel war verschwunden, und an seiner Stelle öffnete ihm eine leichtsinnige, trugvolle Schauspielerin ihre entweihten Arme. Unter andern Umständen würde

er ohne Zweifel weniger streng in seinem Urtheil gewesen sein, aber just weil er Leopoldine wirklich liebte und ihr das vollständige Opfer aller seiner besseren Gefühle dargebracht hatte, wandte er sich jetzt mit Entsetzen von den Trümmern des Glückes, das ihm noch zu Gebote stand, ab, wie wenn er ein widerliches Skelet gesehen hätte. Er nannte jedoch dieses Gefühl eine Schwachheit, die er vor der ganzen Welt verbergen wollte, und die Eitelkeit gebot ihm, nicht zu fliehen, bevor er als Sieger diejenige hatte demüthigen können, die so grausam mit seinem Glauben spielte.

Es war ein einziger Tag, der alle Gefühle Maximilian's auf solche Art über den Haufen geworfen hatte . . . Gleichwohl war seine Ueberzeugung nicht stärker, als daß er sich beinahe fürchtete, mit Leopoldine wieder zusammenzutreffen. Er fühlte, daß die Gewalt, die sie über ihn besessen hatte, noch keineswegs gänzlich gebrochen war, und er war nicht recht sicher, ob er nicht auf's Neue von ihrer heiteren Schönheit, ihrem himmlischen Blick bethört werden sollte, der immer einen so mächtigen Einfluß auf sein Herz gehabt hatte. Deßhalb hatte er beschlossen, sie nicht früher als in der Abschiedsstunde selbst zu sehen.

Der Brief, den er noch diesen Abend absenden wollte, war bereits zusammengefaltet und mit der Aufschrift versehen; als er ihn versiegeln wollte, bemerkte er, daß es ihm an Lack fehlte. In der Absicht, solches bei seinem Wirthe zu holen, eilte er auf die Thüre zu. Diese ging in demselben Augenblick auf und Michael Lambert trat über die Schwelle.

Es waren mehrere Jahre verflossen, seit Vater und Sohn einander so nahe gestanden. Maximilian wußte zwar wohl, daß sein Vater sich jetzt in D. aufhielt; er hatte ihn mehreremal im Theater gesehen, aber es hatte noch kein Verkehr zwischen ihnen stattgefunden.

Nach dem Tag, wo der Sohn von seinem Vater geflohen war und sich auf eigene Faust in die Welt

hinaus begeben, hatte der Erstere einmal einen Versuch gemacht, das zerrissene Band wieder zusammenzuknüpfen, aber dieser Schritt zur Versöhnung wurde, wie es ihm schien, vom Vater mit Kälte zurückgewiesen, und seitdem hielt ihn ein mißverstandener Stolz ab, sich von Neuem zu nähern. Michael war jedoch nicht so gänzlich ohne ein Vaterherz, wie man glauben konnte. In Folge seiner strengen Ansichten als Musiker verachtete er tief die Bahn, die Maximilian wandelte, und betrachtete ihn als einen verlorenen Sohn, der eine unvertilgbare Schande über den Namen seines Vaters bringe; aber die Stimme der Natur konnte Michael in seinem Herzen nicht zum Schweigen bringen, er konnte sie bloß in seinen Handlungen verläugnen, jedoch auch das nicht vollständig. Mit welcher Begierde hatte er nicht alle Nachrichten von Maximilian eingezogen, die er nur erhalten konnte! mit welchem warmen Interesse war er nicht den Irrfahrten und Abenteuern seines Sohnes gefolgt! Noch niemals war ein Vorwurf gegen ihn über seine Lippen gegangen, ohne daß er von einem zärtlichen Seufzer begleitet wurde; er verachtete ihn, aber liebte ihn gleichwohl, und hier in D., mit welcher Freude hatte er nicht Maximilian wiedergesehen, trotz seines Abscheues vor der Art, wie er die Kunst entheiligte!

Dieser lebhafte, einnehmende junge Mann, es ist mein Sohn! hatte er mit Vaterfreude vor sich selbst wiederholt. Er war manchen Abend unbemerkt seinen Schritten gefolgt und hatte einen Genuß darin gefunden, den leichten, raschen Gang des Sohnes, seine ungezwungenen Bewegungen zu betrachten, und mit gespanntem Ohr hatte er gelauscht, um nur ein Wort, nur einen Ton seiner wohlklingenden Stimme aufzufangen ... In solchen Stunden hatte er mehr als einmal seine Arme ausgebreitet und im Sinne gehabt, vorzuspringen, um sein Kind an die Brust zu drücken. Aber ein anderes Gefühl, eine andere Liebe war es, die

ihn zurückhielt: **Michael liebte die Kunst über alles Andere auf Erden.**

„Ja, es ist mein Sohn," hatte er zu sich selbst gesagt, indem er seinem väterlichen Entzücken den Hemmschuh anlegte; „es ist mein Sohn; aber ich erkenne ihn nicht an. Seine Wege sind nicht die meinigen. Wenn ich ihn an meine Brust drücken wollte, so wäre dieß ein Abfall von dem Glauben, für welchen ich leben und sterben will."

Inzwischen war jetzt die Stunde gekommen, wo sie wieder Angesicht zu Angesicht einander gegenüber standen.

„Mein Vater," rief Maximilian, überrascht von dem unvermutheten Besuche, und ehe er noch hatte berechnen können, welche von seinen Gefühlen er verbergen oder offenbaren sollte.

Worte wie diese werden nicht mit Gleichgültigkeit ausgesprochen; es zitterte ein Herz in seiner Stimme. Michael verlor die ruhige Würde, mit welcher er eintrat. Thränen glänzten in seinen Augen. Er eilte auf den Sohn zu, umfing seinen Kopf mit beiden Händen und küßte ihn einmal um's andere auf die schöne, glatte Stirne.

„Ach, Maximilian," sagte er gerührt, „Du bist mir dennoch lieb. Nimm den Stachel weg, womit Du in mein Herz gestochen; werde wieder würdig, mein Sohn zu heißen."

Ein Engel der Versöhnung schwebte über ihnen beiden in dieser Stunde. Aber die Geister der Finsterniß ruhten auch nicht. Sie stellten zwischen Vater und Sohn den falschen Stolz, diese Distel unter den Blumen der Gefühle; sie streckten zwischen ihren Herzen einen Schild von Eis aus ... Der günstige Augenblick floh unbenützt vorüber ... Maximilian, der so eben noch seinem Vater hatte zu Füßen sinken wollen, fühlte sich jetzt sowohl geistig als körperlich gleichsam gelähmt. Es war, als hätte eine schwere Last seine Arme gefesselt, als wäre ein Schloß vor seinen Mund gelegt worden.

Die Pause, welche entstand, war unheimlich, wie die Pause an einem Todtenbett. Endlich vermochte Maximilian das Band seiner Zunge wieder zu lösen; aber es war nicht Reue, Liebe und Versöhnung, was ihm die Kraft dazu verlieh: es war die Bitterkeit.

„Ihr erstes Wort nach einer so langen Trennung ist also eine Beleidigung,“ sagte er, einen Schritt zurücktretend. „Seit meiner Kindheit bin ich daran gewöhnt, nicht anders angeredet zu werden; es ist jetzt noch wie früher, merke ich.“

„Auch Du bist Dir gleich geblieben,“ antwortete Michael und trocknete unbemerkt eine Thräne. „Du trägst Deinen Kopf hoch, obschon Dein Fuß die Pfade der Verirrung wandelt.“

„Haben Sie mir also nichts Anderes zu sagen?“ fragte Maximilian noch kälter.

Jetzt flammte Michael's Zorn auf.

„Entarteter Sohn!“ rief er. „Wenn ich all die Vorwürfe aussprechen sollte, die Du verdienst, so würden meine Kräfte nicht ausreichen ... Wie schön hast Du die Gaben angewandt, welche die Natur an Dich verschwendet hat! wie gut hast Du meinen Rath, meine Lehren befolgt! . . . Ach, Dein ganzes Leben ist eine Lästerung gegen die Kunst gewesen, unter deren Jünger Du gezählt werden willst. Du hättest ein würdiger Streiter für hohe Ideen werden können; aber sprich, was bist Du jetzt? ... Ja, Du, mein Sohn, mein Schüler, Du bist ein Charlatan, ein Concertspeculant, ein Seiltänzer mit der Geige, der nicht für die Musik, sondern von der Musik lebt. In der wahren Kunst wohnt eine heilige Schönheit, welche eine neue Erlösung für die Menschheit in sich schließt. Diese Kunst hast Du gleich einem zweiten Judas aus lumpiger Geldgier verrathen. Die Eitelkeit ist die stärkste Triebfeder in Deinem Leben geworden . . .“

„Lassen Sie uns von etwas Anderem reden,“ unterbrach Maximilian. „Ganz sicherlich sind Sie in einer

andern Absicht gekommen, als bloß um mir diese Schmähungen zu sagen . . .“

Die Ruhe, die er zeigte, verdiente den Namen Gleichgültigkeit.

„Ja wohl,“ versetzte der Vater, „ich bin hieher gekommen, um von Dir eine gute Handlung zu verlangen.“

„Erklären Sie sich näher.“

„Während der letzten Saison hat hier in D. eine junge Sängerin debütirt. Sie kam, man weiß nicht woher, schwang sich auf einmal bis zur Primadonna auf und hat sich in einigen wenigen Monaten einen Ruf geschaffen, ist ein Wunder, eine Löwin geworden.“

„Sie meinen Mamsell Leopoldine . . . Sicherlich theilen Sie auch in Bezug auf sie das Entzücken des Publikums nicht.“

„Das Publikum ist in seinen Kunstansichten ein unmündiges Kind, und nicht ohne Ursache sagt man in unseren Tagen von einem modernen Künstler, er verrücke seinem Publikum den Kopf. Den Kopf verrücken, das ist just der rechte Ausdruck von einer Kunst, die sich selbst etwas verrückt zeigt . . . Ich will gerne so wenig als möglich Böses von dieser Sängerin sagen; aber ich will deßhalb ihre Fehler nicht läugnen. Man hat sie übermäßig gerühmt; man hat ihr den Lorbeerkranz gereicht, ehe noch der Sieg errungen war, man hat alle lobenden Worte der Sprache, alle Uebertreibungen der Schmeichelei erschöpft, um ihr Talent zu preisen, kurz und gut, man hat Narrheit auf Narrheit aufgeschichtet, um auf diese Art das arme Kind zum Himmel zu erheben, was dem Wortlaut gerade entgegen nichts anders heißt, als sie in den Staub hinabzuziehen. Man steigt nicht dadurch zum Himmel empor, daß man auf den gekrümmten Rücken seiner Anbeter herumtritt; man schwingt sich nur vermittelst seiner eigenen Schwingen da hinauf, wenn man welche hat und sie recht zu benützen versteht . . .

Maximilian, Deinem Vater zu lieb, hemme ihren freien Flug nicht länger.“

„Sie sprechen, wie wenn ihr Schicksal in meiner Hand läge.“

„Leopoldine liebt Dich.“

„Und woher wissen Sie das so bestimmt?“

„Von ihr selbst, obschon noch nie ein Wort zwischen uns geredet worden ist ... Niemand ist ihr mit mehr Aufmerksamkeit gefolgt als ich, und deßhalb kennt sie auch Niemand besser als ich. Schon lange ehe das Gerücht es erzählte, ersah ich aus einer gewissen nicht zu erkennenden Veränderung in ihrem ganzen Wesen, ihrem Gesang und ihrem Spiel, daß das Herz getroffen war. Ich bemerkte es an demselben Abend, wo Du in die Stadt kamst, und ich bebte bei dieser Entdeckung. ... Ich bebte, denn das Schicksal dieses Mädchens liegt mir nahe am Herzen; wahrlich nicht, wie wenn sie als Künstlerin bereits die Vollkommenheit erreicht hätte, aber darum, weil ich glaube, daß sie ihr näher kommen könnte, als irgend eine andere von allen denen, die ich auf meinem langen Wege getroffen habe. Noch nie sah ich reichere Anlagen in eine einzige Hand gehäuft, noch nie eine Seele augenscheinlicher von der Natur zu etwas Großem bestimmt. Unsere Periode ist die der kleinen Genies. Diese tauchen haufenweise auf, aber sie stehen wie Blumen an einer Landstraße, bestaubt und welk. Die Luft muß gereinigt, die Gemüther müssen erfrischt werden. Dieß vermag nur ein großer Geist. Wenn der Himmel der Welt einen großen Geist gibt, so gibt die Welt dem Himmel tausend Seelen zurück ... Ich bebte auch, weil ich die Natur der Liebe kenne. Sie ist allerdings ein Kind des Himmels, sie hat sich aber hienieden allzu viele unruhige Genossen geschaffen. Manchmal senkt sie sich wie ein Frühling auf eine junge Seele und verbreitet Licht, Leben und Wärme. Oefter jedoch kommt sie wie der Herbst mit Sturm und Ungewitter. In allen Fällen hat ja Leopoldine für ihr Herz die

Kunst; was bedürfte sie also eines Liebhabers? . . . Leider hat sie selbst ihr eigenes Beste nicht begriffen. Sie hat sich von ihren weiblichen Gefühlen überwältigen lassen, und ohne die Gefahr zu ahnen, worin sie schwebt, liebt sie Dich und genießt der Liebe falsches Glück . . . Ich fürchte, Maximilian, daß Du der schweren Verantwortung, die Du Dir durch Deine Macht über dieses Herz zugezogen hast, nicht gewachsen sein mögest.

„Und Sie sind also hieher gekommen, um mir eine Vorlesung zu halten über die Art und Weise, wie man eine Sängerin liebt? Ist's nicht so?"

„Ich bin hieher gekommen, um wo möglich der Kunst eine ihr geweihte Seele zu retten. Mamsell Leopoldine befindet sich gegenwärtig in einem kritischen Augenblick, der über das ganze Wohl und Wehe ihres Lebens entscheiden wird. Sie hat als Künstlerin keine systematische Entwicklung gemacht. Ihre Stimme ist angenehm. Sie singt rein und hübsch, sie zeigt Proben von einer genialen Auffassung und nimmt nicht selten einen weit höheren Flug, als der Componist je geahnt hat. Aber ungeachtet alles dessen fehlt ihr eine der wesentlichsten Bedingungen, um in ihrer Kunst groß und selbstständig zu werden; es fehlt ihr eine wahre und sichere Grundlage. Deßhalb ist sie immer, selbst in ihren besten Augenblicken, ungleich in ihrem Vortrag. Ihr Geist schwebt, er schwebt hoch, aber er kennt den Weg nicht. Es sei ferne von mir, den Werth der Inspiration herabsetzen zu wollen. Ohne Inspiration gibt es kein Genie, aber die Inspiration allein verleiht der Seele nicht diese Klarheit, welche eine entschiedene Forderung der höhern Kunst ausmacht. Es ist nicht genug, lebhaft zu fühlen, man muß auch tief fühlen; noch mehr, man muß edel fühlen! Leopoldinens Auffassung des Schönen gleicht der Quelle, welche den Himmel in ihrer Fluth abspiegelt; laß einen Wind darüber hingehen, und das Bild ist gebrochen, verdreht. Wie gefährlich ist also nicht ihre Stellung! . . . Um's Himmels willen,

Maximilian, trübe diese klare Quelle nicht! ... Sie hat Dir ihr Herz geschenkt, aber just vom Herzen hängt ihre ganze Künstlerschaft ab. Hüte zärtlich diesen himmlischen Schatz. Es kommt auf Dich an, einen Tempel für gute Engel oder ein Nest für die Gefallenen daraus zu bauen; ein Weib, das liebt, gehört nicht mehr sich selbst an."

„Sie täuschen sich sehr, und das ist verzeihlich, Mamsell Leopoldine ist in Wirklichkeit ein ganz anderes Weib, als Sie glauben."

„Gewiß nicht, Maximilian! Mein Urtheil ist auf ein sicheres Studium gegründet. Ihre Seele liegt ja bloß dargelegt in ihrem Gesang ... Meine Unruhe um ihr Schicksal hat sich in demselben Maß gesteigert, als ich bemerkt habe, daß die Liebe tiefer in ihr Herz eingedrungen ist. Das Publikum, dessen erschlaffte Gefühle starke Reizmittel lieben, verlangt Leidenschaft auch in der Kunst, und man hat deßhalb die Veränderung, welche die Liebe bei der jungen Primadonna zu Stande gebracht, als den letzten Schritt betrachtet, dessen sie zu ihrer Vollendung bedürfe. Dieser Meinung liegt ein großer Irrthum zu Grunde. Leopoldine bedarf jetzt mehr als je einer ruhigen Auffassung. Sie hat ihr Genie in sicherer Verwahrung; aber ihre Gefühle haben Feuer gefaßt; sie brennt, wo sie nur warm sein sollte."

„Ich sage Ihnen noch einmal, daß Sie sich getäuscht haben. Verscheuchen Sie die poetischen Bilder; sehen Sie Leopoldine, so wie sie wirklich ist. Ihr Portrait ist mit wenigen Zügen entworfen. Glückliche Gaben, gute Sängerin, geistreiche Schauspielerin, das Bild eines Engels ... So stimmen wir überein, und das ist auch Alles, was sich von der Bühne aus kund gibt. Aber schauen Sie in ihr Herz, und Sie werden darin denselben Leichtsinn, dieselbe Heuchelei, dasselbe Spiel mit heiligen Gefühlen finden, das eine wohlbestellte Primadonna, um nicht von den Weibern im Allgemeinen zu sprechen, jeder Zeit ausgezeichnet hat."

„Halt ein mit Deinen Schmähungen! Sie verdient sie nicht . . . Armes, unglückliches Kind, so wirst Du von demjenigen beurtheilt, dem Du Dein Herz geschenkt hast! . . . Du stehst im Begriff, für diesen Mann die schönste Bestimmung Deines Lebens zu opfern, und er lohnt Dir mit Verleumdung . . . Du liebst, und er gibt Dir einen eiskalten Hohn zurück. Maximilian, mich schaudert vor Deiner Gemeinheit. Die Kunst trittst Du mit Füßen und für Deine Geliebte hast Du nur Verachtung. Gibt es denn kein menschliches Gefühl in Deiner Brust? Hast Du gar kein Herz mehr?“

„Für eine Theaterliebhaberin nicht.“

„Du sprichst diese Schmähung mit einem satanischen Lächeln aus . . . Ich fange jetzt an, die ganze Tiefe Deiner Niedrigkeit zu verstehen. O Gott, meine Ahnung hat mich also nicht getäuscht! Beim ersten Blick, den ich heute Abend auf Leopoldine warf, sah ich, daß ihre Gefühle in Wallung waren. Das Publikum wurde von ihrem feurigen Vortrag entzückt, aber ich wurde davon verbrannt, und ich beklagte sie, denn jeder Ton sagte mir, daß sie am Rande eines Abgrundes stehe. Ich konnte meine Unruhe nicht beherrschen, ich konnte nach der Vorstellung nicht nach Hause zurückkehren. Ich überwand meinen Unwillen gegen eine Zusammenkunft zwischen uns und eilte hieher. Ich bin nicht zu meinem Sohn, sondern zu Mamsell Leopoldinens Liebhaber gekommen, um wo möglich mit meinen Bitten die Gefahr abzulenken, die über ihrem Haupte schwebt . . . Meine Furcht war also nicht unbegründet . . . Du hast kein Mitleid für dieses unglückliche Mädchen. Du liebst sie nicht, aber die Gluth der Leidenschaft strahlt in Deinem Blick . . . Ja, ich habe Dich durchschaut, Du stehst im Begriff, einen moralischen Mord zu begehen.“

„Sie urtheilen in einer Sache, die Ihnen gänzlich unbekannt ist. Sie wissen nichts von dem Schritt, den ich zu thun gedenke, und von den Motiven, die ihm

zu Grunde liegen. In allen Fällen, warum Himmel und Erde aufrühren wegen einer Sache, wozu die Welt tausend Gegenstücke zu bieten vermag? Mamsell Leopoldine ist weder die erste noch die letzte schöne junge Sängerin, die den Namen einer Kokette verdient ... Legen Sie mir keine Schuld bei, wenn Sie einen Brand in ihrem Herzen finden. O nein, ich könnte Ihnen allerlei Historien von diesem Herzen erzählen. Haben Sie nicht gehört, was die ganze Stadt weiß, daß zwischen ihr und dem Grafen Manfred schon lange eine geheime Verbindung stattgefunden hat?

„Schwache Seele; kannst Du, Du, an diese schwarze Lüge glauben! ... Um Leopoldinens Unschuld zu bezweifeln, muß man geistig sowohl taub als blind, oder auch selbst ein so treuloses Wesen sein, daß man alle andern verkennt. Aber so ist es, wer das Schöne nicht liebt, kann der Tugend keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Du theilst die Gewohnheiten der Welt in allen Stücken, Maximilian. Ein Herz, das den Lockungen der Verführung zu widerstreben vermag, verdammt ihr als kalt und gefühllos; aber wenn es euch endlich gelingt, das Feuer der Leidenschaft darin zu entzünden. dann schreit ihr mit Schadenfreude: Seht dieses Geschöpf, das so himmlisch rein erschien; es ist nicht besser als wir andere; man darf es verachten, mit Füßen treten! ... Nun wohl, Maximilian, schmähe, höhne, aber bei Allem, was heilig ist, mißbrauche die Macht nicht, die Du über dieses Weib besitzest! Du hast den Frieden, die Harmonie in ihrer Seele gestört; laß das genug sein. Glaube, daß sie Deiner nicht würdig ist, verdamme sie, verfluche sie als einen bösen Geist; aber fliehe sie, fliehe sie für immer, laß Alles zwischen euch beendigt sein und denke, daß sie auch für Deine niedrigsten Begierden zu tief gesunken sei ... Du hast Recht, ich kenne sie nicht. Ganz sicherlich ist sie, wie Du sagst, ein verächtliches Wesen. Ja, Maximilian, wende Dich von Leopoldine ab. Du liebst sie nicht, und das Opfer, das ich ver-

lange, kann also nicht groß sein. Es ist hier in der Welt kein Mangel an jungen, schönen, liebenden Weibern. Man sagt, Du seist ein Günstling des schönen Geschlechtes; bald wird sich Dir ein anderer, ein noch wärmerer Busen öffnen. Schwelge dort in dem Glück, das Du suchst, und vergiß auf ewig sie, die heuchlerische, leichtsinnige Schauspielerin . . . Laß Dich bewegen! Wenn Du kein Gefühl dafür hast, daß Dein Vater es ist, der Dich anruft, so bedenke doch, daß ich ein alter Mann bin. Siehe, mein Haar ist ergraut, meine Wange ist abgezehrt. Gehorche meiner Bitte, wenn auch nicht aus kindlicher Liebe, so doch aus Ehrfurcht vor dem Alter."

Michael sprach mit Wärme und Innigkeit, aber Maximilian befand sich in einer Stimmung, worin man gegen die ganze Welt feindselig ist. Die Ueberzeugung, von Leopoldine betrogen, in seiner Liebe getäuscht zu sein, hatte alle seine Gefühle verhärtet: sein Schmerz hatte sich in Bitterkeit umgewandelt. Jetzt scheute er sich, auch nur ein einziges von den Worten seines Vaters in sein Herz einzulassen, gleich wie der Despot die Stimme der Wahrheit, Freiheit und Aufklärung fürchtet. Eine neue Revolution würde sein Unglück in Verzweiflung verwandelt haben. Er hielt sich fest am Haß und an der Rache, wie an einem Rettungsbrett, einer letzten Stütze für seinen Muth.

„Ich bin gewöhnt, meine Handlungen selbst zu verantworten," lautete seine kurze Antwort.

In diesem Augenblick erinnerte er sich, daß die Ankunft seines Vaters ihn verhindert hatte, den Brief an Leopoldine abzuschicken, die ihn noch an diesem Abend empfangen sollte, und daß er aufgehalten worden war, als er sich eben das erforderliche Siegellack hatte verschaffen wollen.

Nachdem er sich entschuldigt, daß er sich auf einige Augenblicke entfernen müsse, sprang er in den untern Stock des Hotels hinab.

Die Hand auf den Schreibtisch gestützt, stand Michael in traurige Gedanken versunken da. Sein niedergeschlagener Blick begegnete jetzt dem erwähnten Briefe, und Leopoldinens Name erweckte seine Aufmerksamkeit. Ein Gefühl sagte ihm, daß dieser Brief für das Schicksal der armen Sängerin von Bedeutung sei. Er ergriff das zusammengelegte Papier, und da er es noch unversiegelt fand, öffnete er es ohne Bedenken und überblickte hastig den Inhalt. Was er las, gab ihm volle Gewißheit, daß sein Argwohn wohlbegründet war und daß Leopoldine wirklich von einer großen Gefahr bedroht wurde. Das Herz des alten Mannes brannte von einem edlen Verlangen, sie zu retten. Sein allererster Gedanke war, den Brief zu vernichten. Aber er sah bald ein, daß dieß ohne Nutzen sein würde. Eine andere Idee flog ihm durch den Kopf, und ehe er darüber nachdenken konnte, hatte er bereits eine Feder eingetaucht und mit schneller Hand eine Aenderung in dem Schreiben vorgenommen.

Maximilian kam einen Augenblick nachher zurück, von einem Kellner begleitet, welchem er den Brief, nachdem er sogleich versiegelt worden, übergab.

„Hast Du Dich bedacht?“ fragte Michael, als er mit seinem Sohne wieder allein war. Was ist Dein Entschluß?“

„Nicht schwach zu sein . . . der Würfel ist bereits gefallen, es ist zu spät, die Kugel aufhalten zu wollen, wenn das Zündpulver bereits brennt.“

„Und Du trotzest meiner Warnung, bleibst unbeweglich gegen meine Bitte?“

„Die Gerechtigkeit ist eine Cardinaltugend, die allen andern voranstehen muß . . . Sehen Sie, man bekommt zuweilen Ehrenschulden gegen sich selbst, die ihre ordentliche Bezahlung verlangen. Ich will so handeln, daß ich nicht vor jedem Weib, dem ich begegne, zu erröthen brauche.“

„Maximilian, Du treibst mit den heiligsten Ge-

fühlen Spott. Sprich nicht von Gerechtigkeit, ohne das Urtheil zu bedenken, welches Dein eigenes Leben verdient. Du häufest Sünde auf Sünde, aber niemals wird die Strafe, die gerechte Strafe über Dein trotziges Haupt ausbrechen . . . Ein Fehler, der aus Uebereilung begangen wird, läßt sich leicht entschuldigen; aber die reife Ueberlegung, die ruhige Berechnung ist es, die den Fehler zum Verbrechen stempelt. Dein Wandel ist bisher leichtsinnig gewesen. Ich habe mich darüber gegrämt, aber mein Mitleid ist Dir gleichwohl mit Zärtlichkeit gefolgt. Jetzt, in diesem Augenblick, will ich das letzte Band zerreißen, das Dich noch mit meinem Herzen verknüpft. Du erweckst meinen Abscheu, ja ich könnte Dich verfluchen!“

Maximilian schien tief ergriffen von dieser Strenge . . . aber bald erhob er sein gesenktes Haupt wieder.

„Vollenden Sie!“ sagte er trotzig . . . „Dieser Tag ist bedeutungsvoll,“ fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, und der Gedanke an Leopoldine machte seine Stimme weniger kalt. „Mein Herz ist bestohlen, ausgeplündert wie von einem falschen, listigen Taschendieb. Mein Vater kommt zu mir zum ersten Mal nach vielen Jahren . . . aber er kommt, um mich zu verfluchen . . . Meine Mutter, welche niemals Mutterliebe gehabt hat, ruft mich zu sich; aber der herannahende Tod ist es, der ihr Herz weich gemacht hat.“

„Deine Mutter, sagst Du, Maximilian? Sie ist dem Tode nahe, sie ruft Dich zu sich?“

„Lesen Sie diesen Brief.“

Michael that es . . . Als er vollendet hatte, fielen einige große Thränen auf die Schrift hinab.

„Welche verzweifelte Lage!“ sagte er. „Arme, arme Diana! . . . Auch sie hat mich nicht verstanden; aber ich verzeihe ihr gerne. Sie erwartet Dich, ich will nicht daran zweifeln, daß Du ihren letzten Wunsch erfüllst. Wann reisest Du ab?“

„Morgen Abend.“

„Dank, Maximilian! . . . O wenn Du wüßtest, welche Freude es für mich ist, Dir für eine würdige Handlung danken, Dich einen Augenblick lieben zu können, ohne mich meiner Schwachheit schämen zu müssen! . . . Nimm einen warmen Gruß für Deine Mutter mit, sage ihr, daß mein Herz keine Anklage mehr gegen sie erhebt. Sei zärtlich und versöhnlich, Maximilian. Ihr Leben ist unruhig gewesen; gib ihrer letzten Stunde Frieden . . . Arme Diana! in einer andern Welt wirst Du mich besser verstehen, und dort wirst Du meine Fehler vergessen. Einmal waren wir jedoch glücklich zusammen; wir waren jung und wir liebten einander. Erinnere sie an diese Zeit; die Erinnerung daran wird ihr viel sagen, wird über ihr Todtenbett einen Abglanz von den kurzen Sonnenscheinstunden unseres Lebens werfen . . . Glaube nicht, Maximilian, daß es wahr sei, wenn man sagt, ein warmes Herz werde von den Jahren abgekühlt. Ach nein, just unsere Gefühle sind es, die uns einen Begriff von der Ewigkeit geben.“

Es war schwer zu glauben, daß diese sanften Worte von demselben Mann gesprochen wurden, der einen Augenblick zuvor so streng gewesen, und dennoch war es so. Michael Lambert konnte Alles verzeihen, nur nicht die Entheiligung der Kunst . . . Aber er fühlte sich jetzt müde von so vielen verschiedenen Gemüthsbewegungen, und er wollte das Gespräch über Leopoldine nicht wieder aufnehmen.

„Ich gehe,“ sagte er, Maximilian die Hand zum Abschied reichend. „Gewiß wird es lange anstehen, bevor wir uns wieder treffen; wann und wie es geschieht, weiß Niemand . . . Du stehst im Begriff, eine gemeine Handlung auszuführen; aber ich habe noch eine Hoffnung, Dich daran verhindern zu können. Möge es mir gelingen und mögest Du selbst einmal, wenn die Reue Dich demüthig gemacht hat, an das Vaterherz appelliren: Du wirst es dann nicht verschlossen finden.“

Bereits über die Schwelle hinausgekommen, wandte er sich noch einmal um und fügte bittend hinzu.

„Maximilian, verhärte Dein Herz nicht . . . Sei versöhnlich gegen Deine Mutter, edel gegen Deine Geliebte.“

XXI.

Die weiße Taube.

> Saul: Wer bist Du denn?
> Die Hexe: Die Stimme des höchsten Gottes.
> Saul: Nun, was bringst Du?
> Die Hexe: Dein Urtheil.
>
> Lamartine.

Man könnte sagen, daß auch das Herz des Weibes unmündig sei, daß es Mangel an Selbstständigkeit leide. Die Gefühle des Mannes haben mehr eigene Entzündbarkeit. Bei ihm entsteht der erste ursprüngliche Funke der Liebe, aber das Weib entlehnt das Feuer von seinem Liebhaber und verliebt sich gewöhnlich nur in seinen Freier. So zeigt es sich im alltäglichen Leben, und die Ursache dieses Verhältnisses liegt wahrscheinlich mehr in der Erziehung, als in der Natur. Man thut jedoch Unrecht, sehr Unrecht, wenn man deßhalb ihr Herz als wärmer beurtheilt. Wer liebt am tiefsten, wer liebt am treuesten? . . . Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Sie opfert ihre ganze Seele, während er nur einen Theil davon gibt. Und so muß es sein. Der Mann gehört der Welt an, er erhielt für die Kämpfe derselben seine Kraft, und das häusliche Leben für seine Ruhe. Aber für das Weib ist das häusliche Leben die Welt, ihre Pflicht, ihre Tugend, ihre Ehre, Alles verschmilzt mit ihrer Liebe . . . Eine geistreiche Frau

hat selbst einmal geäußert: „die Liebe enthält die Geschichte unseres ganzen Lebens, dagegen ist sie nur eine Episode in dem Leben des Mannes."

Leopoldine hatte eine Künstlerseele, aber in ihrer Liebe war sie doch nur Weib. Ihre weichen, warmen Gefühle, ihre lebhafte Phantasie, ihre poetische Auffassung und ihr Talent zum Idealisiren, machte ihr Herz nur vertrauensvoller, ihre Hingebung unbegrenzbar. Ohne Zweifel hatten auch, obschon es bei ihr selbst nicht zum Bewußtsein kam, die Gemüthserregungen, die ihrem Beruf und dem Theaterleben im Allgemeinen angehören, auf den Charakter ihrer Liebe eingewirkt und der Flamme in ihrer Brust eine Entwickelung gegeben, die allzufrei war, um nicht gefährlich zu sein. Man bedenke ihre verlassene Lage, den leeren Tand, von dem sie umgeben war, die Beispiele, die sie vor Augen hatte, die Grundsätze und Ansichten, die man ihr einzuimpfen suchte ... Sagt, ist das nicht mehr als genug, um jedes strenge Urtheil zu entwaffnen?"

Der Mann, den Leopoldine einst ihren Freund, ihren Beschützer genannt, wie hatte nicht auch er Alles gethan, um ihre Begriffe von Liebe und Tugend zu verwirren! Sein frecher Versuch, ihr Herz zu erstürmen, war allerdings mißlungen, aber seine Sophismen hatten vielleicht mehr als einen Keim des Unkrautes in ihrem empfänglichen Gemüth zurückgelassen. Dem Grafen Manfred konnte sie widerstehen, denn sie liebte ihn nicht; aber der Mann, dem sie ihr Herz geschenkt hatte, welche Waffe besaß sie wohl, um sich gegen ihn zu vertheidigen? Ein Kampf mit Maximilian war für sie ein Kampf mit sich selbst.

Sie vermochte die plötzliche Veränderung, die mit ihrem Geliebten vorgegangen war, nicht zu durchschauen; wenn sie sein Benehmen am verflossenen Tag in Betracht zog, wenn sie seiner geheimnißvollen Worte gedachte und sich der finsteren Blicke erinnerte, die sie ihn auch auf die Personen, welche sie umgaben, und besonders

auf den Grafen Manfred schleudern sah, fragte sie sich selbst, ob es wohl möglich wäre, daß Maximilian an ihrer Liebe zweifeln, daß er von Eifersucht gequält sein könnte. Sie wollte es nicht glauben.

Ihr eigenes Herz war über allen Argwohn erhaben und sie begriff nicht, daß man anders lieben könnte.

„Nein," dachte sie und war glücklich in dieser Ueberzeugung, „er kann nicht an mir zweifeln. Wenn eine ganze Welt wider mich zeugte, so würde doch Maximilian noch seinen Glauben bewahren ... Ein großer Kummer hat ihn getroffen. Er leidet tief; aber warum theilt er seinen Schmerz nicht mit? ... Diese Ungewißheit gibt mir den Tod. Gewiß fürchtet er, mich zu betrüben; er ist zärtlich und schonend, er will sein Unglück allein tragen ..."

In solcher Art fuhr sie fort, seine Handlungen mit allen schönen Farben zu schmücken. So thut das Weib immer. Sie malt das Bild ihres Geliebten in derselben Manier, wie man früher auf gnädigsten Befehl das Bild der Königin Elisabeth malte, nämlich ohne Schatten. Aber wie sehr sie sich auch bemühte, dem Bilde Licht und Freundlichkeit zu geben, so konnte sie doch keinen Augenblick Ruhe finden. Eine wehmüthige Ahnung flüsterte ihr zu, daß ihr kurzes Glück bereits sein Ende erreicht habe.

Jetzt empfing sie Maximilian's Brief. Der zugleich dunkle, lieblose und dennoch leidenschaftliche Inhalt dieses Schreibens erweckte einen Sturm in ihrer Seele. Es war ihr, als hätte ein Erdbeben in einem Augenblick die ganze Welt über den Haufen geworfen. Zum ersten Male fühlte sie ihr Vertrauen zu Maximilian wanken. Die Hoffnung sank wie eine flügellahme Taube. Das Herz blutete, aber es brannte gleichwohl.

Worte, wie sie hier zu lesen standen, hatte sie von Maximilian noch nie gehört, und je mehr sie darüber nachsann, um so unruhiger wurden ihre Gedanken ...

Eines war jedoch klar: sie sollten sich trennen! ... Eine Zusammenkunft, ein letzter Abschied, und dann eine ewige Trennung!

Der ruhige Verstandesmensch vermag zweideutige Räthsel zu lösen, nach Ursachen zu forschen, zu berechnen und zu prüfen; aber die Liebe hat für den Kummer sowohl, als für das Glück nur ein Herz. Leopoldine konnte die Dunkelheit nicht begreifen, womit *ihr* plötzliches Unglück sie umhüllt hatte. Alles Nachdenken wich vor ihren Gefühlen, und diese steigerten sich zu einer fieberhaften Extase. Mit dem Muth der Verzweiflung wollte sie den Drohungen des Schicksals entgegentreten, wollte ihre Brust dem Dolchstoß des Schmerzes darbieten. Was hatte sie wohl mehr zu verlieren? ... Sie fragte nicht, weder nach dem, was geschehen war, noch nach dem, was bevorstand. Sie wußte bloß, daß sie Maximilian noch immer mit einer Hingebung liebte, die jede Warnung verachtete, jeder Gefahr trotzte, jedes Opfer wagte.

Als die für die Abreise festgesetzte Stunde auf dem Pendel in ihrem Salon schlug, flog sie aus ihren Träumen auf. Sie war fest entschlossen, zur Zusammenkunft mit Maximilian zu eilen.

In einen Mantel gehüllt und einen dichten Schleier über den Hut herabgelassen, verließ sie ihre Zimmer, ohne Jemand davon zu unterrichten. Jetzt erst, als sie ihre Handlungen verbergen und eine Erkennung fürchten mußte, erhob das Gewissen seine Stimme und machte sie einen Augenblick zaghaft. Aber der erste Schritt war bereits gethan. Ein bedeckter Wagen erwartete sie vor dem Hause; sobald der Kutscher das Frauenzimmer sah, das allein auf ihn zukam, öffnete er sogleich den Schlag. Sie stieg ein und im nächsten Augenblick entrollte der Wagen in fliegender Eile.

. . . .

Das kleine Wirthshaus, die weiße Taube, lag ein wenig von der großen Landstraße ab, nicht weit von

dem Stadtthore. Es war ein verborgener und keineswegs schöner Ort. Die Wirthin hatte sich auch weder durch gute Preise, noch durch gute Waare zu ihrem Vortheil bekannt gemacht. Ganz natürlich war deßhalb die Zahl der Gäste sehr gering uud die Wirthshauskunden von gewöhnlichem Schlag kamen nur selten dahin. Aber das Haus hatte seine besondere Merkwürdigkeit; es war nämlich schon seit alten Zeiten als ein oft gebrauchter Ort für geheimnißvolle Zusammenkünfte, als ein passender Freihafen für romantische Abenteuer bekannt ... Welche Geheimnisse unter diesem niedrigen Dache! ... Ja, wenn die Wände im Allgemeinen etwas mittheilsamer wären, so hätte jeder Stock dieses rothangestrichenen Häuschens einen Roman erzählen können, einen Roman, der, Gott weiß es, wenigstens so gut wäre als unsere gewöhnlichen.

Als der Wagen in dem schlechtgepflasterten Hofe vorfuhr, eilte die Wirthin zur Taube, eine dicke, aufgedunsene Matrone mit einer gemeinen Altenweiberphysiognomie, begleitet von einer verächtlich lächelnden Jungfer in die Flur heraus. Leopoldine, die nicht darauf vorbereitet war, von fremden Personen empfangen zu werden, erschrack über die keineswegs anmuthsvolle Begegnung dermaßen, daß sie an allen Gliedern zitterte.

„Willkommen liebe Freundin," flüsterte die Frau mit einer gewissen Vertraulichkeit. „Man braucht unter meinem Dache nicht zu zittern," fügte sie aufmunternd hinzu. „Beruhigen Sie sich jedenfalls ... Die Person wartet droben. Im Uebrigen findet sich hier keine fremde Seele im ganzen Hause vor ... Steh' nicht so da und habe Maulaffen feil, du dummes Ding, sondern leuchte dem Frauenzimmer die Treppe hinauf."

Dieser letzten Aufforderung, die natürlich der Magd galt, wurde alsbald Folge geleistet, und die neugierige Wegweiserin gab sich dabei die größte Mühe, mit ihren frechen Blicken den Schleier zu durchschauen, der zu

ihrem großen Verdruß das Gesicht der fremden Dame fortwährend verhüllte. Als sie in den obern Stock hinauf kamen, öffnete die Dienerin ein Zimmer und Leopoldine trat ein.

Aber sie war so ermattet von ihren heftigen Gemüthsbewegungen, daß sie in dem Augenblick, wo die Thüre sich hinter ihr schloß, kraftlos auf einen Stuhl niedersank.

Sie verlor inzwischen ihr Bewußtsein nicht ganz, sondern bemerkte, daß eine vorsichtige Hand ihr die Oberkleider abnahm, ein Wasserglas zu ihren Lippen führte und ihre Schläfe feuchtete.

Nach Verlauf etlicher Minuten kehrten ihre Kräfte zurück und ihre Gedanken begannen sich zu ordnen.

„Maximilian!" flüsterte sie mit schwacher Stimme.

Aber sie erhielt keine Antwort ... Endlich vermochte sie die Augen wieder aufzuschagen.

Ein neuer Schreck wartete ihrer ... Es war nicht Maximilian, der an ihrer Seite stand, es war ein Mann, den sie noch nie gesehen hatte.

Die Bestürzung verlieh ihr augenblicklich neue Kräfte. Sie sprang von ihrem Platze auf und rief voll Angst.

„O, mein Gott, wer sind Sie? Wohin bin ich geführt worden?"

Der Mann, der vor ihr stand und den sie jetzt näher betrachtete, war ein älterer, kleiner, magerer Mann mit üppigen grauen Haaren und einem Ausdruck edlen Wohlwollens, das auf seinen Zügen ruhte. Es war nicht möglich, vor ihm zu erschrecken ... Leopoldine fühlte sich bereits ruhiger, als sie seinem freundlichen, ehrlichen Blick begegnete.

„Sie fragen, wer ich bin," sagte er. „Seien Sie ruhig und hören Sie mich an ... Einmal, es war an einem Wintertag, saßen Sie weinend und tief betrübt auf einer Bank unter den entlaubten Bäumen im Schloßparke. Ein Mann stand in Ihrer Nähe, er wurde von

Ihrem Schmerz gerührt, und in der Absicht, Ihnen ein Vergnügen, einen kleinen Trost im Kummer zu bereiten, schob er unbemerkt eine Rose, die er zufällig bei sich hatte, auf Ihren Schooß ... Dieser Mann war ich ... Einige Zeit später sah ich Sie wieder; es war im Theater. Sie waren jetzt Primadonna und der auserkorene Günstling des Publikums geworden. Vielleicht hörten Sie hie und da mitten in den stürmischen Applausen eine Stimme, die Schweigen gebot; vielleicht lasen Sie auch unter den Theaterkritiken, welche das ganze Füllhorn der Schmeichelei zu Ihren Füßen ausgossen, das eine und andere mißbilligende Urtheil ... Der Mann, der auf diese Art gegen Sie aufgetreten ist, bin ich ... Endlich verschenkten Sie Ihr Herz an einen jungen, hübschen Virtuosen; ganz gewiß hat Ihr Geliebter Ihnen erzählt, daß er einen Vater hat, einen sehr närrischen und hartherzigen alten Mann. Dieser Vater, dieser alte Phantast, Michael Lambert, steht jetzt vor Ihnen. Sie wissen jetzt, wer ich bin; wollen Sie auch hören, warum ich hierher gekommen bin? ... Armes Kind, ich bin hierher gekommen, um Sie wo möglich vor einer großen Gefahr zu retten ... Setzen Sie sich hier auf den Sopha. Ich habe Ihnen viel zu sagen; lassen Sie mich vertraulich und aufrichtig sprechen."

„Sie haben Ihr Herz verschenkt," fuhr er fort. „Sie lieben Maximilian. Es ist betrübt, daß es so ist, aber ich habe deßhalb kein Recht, Ihnen Vorwürfe zu machen. Maximilian besitzt viele in den Augen der Welt einnehmende Eigenschaften; ich weiß das, und obschon man mich einen unnatürlichen Vater nennt, kann ich mich doch innig über jeden guten Zug freuen, der bei ihm noch nicht verwischt ist, wie ich nicht ohne Schmerz an seine Fehler denken kann. Daß ein Weib ihn liebt, daran finde ich nichts Besonderes. Die Liebe würde ja auf unserer Erdkugel ganz aussterben, wenn sie nur Vollkommenheiten forderte. Aber ich weiß auch,

daß dieser Mensch, der sein eigenes Glück niemals begriffen hat, nie im Stande sein wird, das Glück eines rn andeMenschen zu bereiten. Er gleicht einem Segler, der sich ohne Seekarte, ohne Compaß auf's Meer hinaus begeben hat. So lange das Wetter schön, der Wind gut und das Fahrwasser frei ist, so lange ist die Reise eine muntere Lustfahrt. Aber wenn der Sturm droht, dann weiß er nicht, wo ein Hafen zu finden ist, wenn das Ungewitter einmal losbricht, so ist er ohne Rettung verloren! ... Sein ganzer Muth ist Uebermuth. Es findet sich bei ihm keine Kraft vor, sondern nur Leidenschaft. Seinem Herzen entspringen viele feurige Gefühle; sie prasseln und knistern ... Folgen Sie ihnen in ihrem Lauf ... sie steigen eine Weile kühn und glänzend wie Raketen, aber bald fallen sie ausgebrannt und erloschen zur Erde ... Was ist bei ihm die Liebe? ... Eine Blume, die einen einzigen Tag duftet. Was ist seine Treue? ... eine Laune ..."

„Ihr Urtheil ist ungerecht," unterbrach ihn Leopoldine. „Sie kennen Maximilian's warmes Herz nicht."

„Fliehen Sie diese Wärme, sonst werden die Flügel Ihrer eigenen Seele davon versengt werden."

„O, ich bin schon unglücklich genug; nehmen Sie mir nicht den Glauben an ihn, den ich liebe."

„Haben Sie denn seinen Brief nicht gelesen?"

„Maximilian leidet. Ein Unglück hat ihn getroffen."

„Ja wohl, ein Unglück; aber wissen Sie den Namen desselben?"

„Sprechen Sie, sprechen Sie."

„Es heißt Mißtrauen und Zweifel."

„Es ist also wahr, er zweifelt an meiner Liebe?"

„Noch mehr, er zweifelt an Ihrer Tugend."

„O Himmel!"

„Weinen Sie nicht, mein Kind, haben Sie Muth. Aus diesem Kummer wird einmal Ihr wahres Glück erstehen. Ihre ungewöhnlichen Gaben, Ihr Kunstgenie haben meine innige Theilnahme erweckt. Seit mehreren

Monaten bin ich Ihnen mit der strengsten Aufmerksamkeit gefolgt. Eine Künstlerin, die, wie dieß bei Ihnen der Fall ist, nur der Kunst lebt, ist nicht schwer zu studiren. Ihre Liebe konnte mir also nicht unbekannt bleiben; in Ihren Gesängen haben Sie mir dieses Geheimniß Ihres Herzens erzählt. Ich ahnte ein Unglück von dieser Liebe und erfuhr bald, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Es wurde mir mit jedem Tag immer deutlicher, daß Ihr Herz nicht mehr der Kunst allein angehört; Ihre Seelenkraft war zersplittert, Ihre Gefühle fieberhaft. Mußte ich nicht dadurch leiden, leiden durch die Furcht, daß die Welt den Götterfunken in einer Seele wieder erlöschen könnte? Endlich, es war gestern im Theater, verriethen Sie eine Unruhe, eine Gespanntheit, die mich erschreckte. Ihre Seele glich der Natur, wenn ein Gewitter in der Luft ist. Es war mir jetzt unmöglich, länger ein bloßer Beobachter zu bleiben. Ich wollte Alles wagen, um Sie zu retten. Aber was sollte ich thun? Es war nicht wahrscheinlich, daß Sie auf den Rath und die Warnung eines Fremdlings hören würden, wenn er sich auf weiter nichts als auf Vermuthungen stützen könnte. Ich beschloß also, Maximilian aufzusuchen, abschon ich wußte, daß ein Zusammentreffen mit ihm die alte Wunde in meinem Herzen aufreißen würde. Es ging, wie ich vermuthete. Ich traf nicht einen Sohn, der mit bußfertiger Reue zu meinen Füßen fiel, ich traf einen eiskalten Egoisten, der sich stolz und trotzig meinen bereits geöffneten Armen entzog ... Ich sprach von Ihnen. Maximilian gab mir volle Gewißheit, daß mein Argwohn nicht unbegründet war; die Eifersucht hatte Macht über diese schwache Seele erhalten, und in seinem Wahnsinn hatte er Ihnen eine niedrige Rache geschworen. Ich will Ihren Schmerz nicht dadurch vermehren, daß ich all' die harten, verächtlichen Worte wiederhole, die er fallen ließ, mit tiefer Betrübniß muß ich bekennen, daß sie eines Mannes von Ehre unwürdig waren.

Vergebens bestürmte ich ihn mit meinen Bitten; er blieb unbeweglich und verharrte bei seinem einmal gefaßten Entschlusse ... Zufällig fiel der Brief, den er an Sie geschrieben, in meine Hände ... Ich ersah darin die letzte Bestätigung seiner niedrigen Absichten. In seinem Brief hatte er die Zeit für die Zusammenkunft, die hier an diesem übelberüchtigten Orte stattfinden sollte, auf acht Uhr festgesetzt; es gelang mir, ohne daß er es bemerkte, die Zahl in sieben zu verwandeln, und weit entfernt, mich dieser Fälschung zu schämen, werde ich sie als eine Eingebung des Himmels betrachten, wenn es mir gelingt, Sie meinem verirrten Sohne zu entreißen ... Jetzt bin ich für Sie kein bloßer Fremdling mehr. Jetzt habe ich das Recht, zu sagen: Sie befinden sich auf einem falschen Weg, Sie haben bereits den ersten Schritt zu Ihrem Falle gethan; kehren Sie wieder um, so lange es noch Zeit ist."

„Er hat also harte und verächtliche Worte über mich ausgesprochen!" wiederholte Leopoldine vor sich hin ... Wer kann die Qualen beschreiben, die in diesen Worten seufzten? Es war, als hätte sie das Todesurtheil über ihr eigenes Herz verkündigt.

„Ein falsches Gerücht ist von Ihren Freunden ausgeheckt und verbreitet worden. Maximilian hat an diese lumpige Verleumdung mehr geglaubt, als an Ihre Tugend, an Ihre Unschuld. Er glaubt, daß Sie ihn betrogen haben, daß Graf Manfred im Geheimen ein begünstigter Nebenbuhler gewesen sei."

„Und er hat mir eine niedrige Rache geschworen, sagen Sie?

„Gemeine Leidenschaften sind an die Stelle der früheren Liebe getreten."

„Also ... aber nein, es ist nicht wahr, Sie lügen! ... Um's Himmelswillen, antworten Sie, sagen Sie, daß Sie mich getäuscht haben!"

„Ein Hoffnungsschimmer flammte noch einmal in Leopoldinen's Seele auf. Sie sprang von ihrem Platze

auf, legte ihre beiden Hände auf Michael's Schultern und schaute mit festem, forschendem Blick in seine Augen. Sie begegnete darin nur dem aufrichtigsten Mitleid.

„Glauben Sie," antwortete er, „daß ein Vater auf solche Art über seinen Sohn lügen könnte?"

„Es ist also vorbei, vorbei! . . . der letzte Strahl meines Glückes erlischt . . . Sie, der Sie meine Freude gemordet haben, aus Barmherzigkeit nehmen Sie auch mein Leben."

„Armes, beklagenswerthes Kind, neigen Sie Ihr Haupt an die Brust eines alten Mannes und weinen Sie Ihren bitteren Schmerz aus . . . Auch ich war einmal jung und liebte. Auch ich weiß, wie schwer sich das Leben empfindet, wenn man keine Achtung mehr vor der Person haben kann, die man doch nicht zu verurtheilen vermag . . . Die Liebe schließt sich in den Sommertagen des Lebens wie ein Blumenkranz um unsere Seele. Bald fallen die Blumen ab, und nur die dürren Stengel, die verwelkten Blätter bleiben übrig; aber so oft das Herz wieder hoch schlägt, stößt es an einen scharfen Stachel und vergießt einen Tropfen seines besten Blutes . . ."

„Doch ich bin nicht bloß hierher gekommen, um Sie zu zermalmen," fuhr Michael nach einer kurzen Pause fort. „Ich habe auch Trost und Hoffnung zu bieten. Ihnen wurde ein Schatz von unermeßlichem Werthe gegeben, ein Schatz, der Sie immer reich machen wird, wenn auch die Liebe Ihr Herz zu plündern sucht. Sie erhielten in Ihrer Seele einen Funken vom heiligen Feuer der Kunst. Pflegen Sie diesen Funken recht, und Sie erheben sich über jede irdische Widerwärtigkeit. Es ist allerdings eine Wahrheit, die wir nicht vergessen dürfen, daß ein vollkommenes Glück hienieden nicht gedeihen kann, da auch unsere höchste Freude eine unerfüllte Sehnsucht kennt. Aber noch nie war der Mensch unglücklich, der mit Tugend und Fleiß auf seiner für ihn bestimmten Bahn voran-

gesprungen ist. Für Sie liegt diese Bahn dem Himmel näher, als für die große Menge, denn Sie sind zur Künstlerin geboren. Ja, Leopoldine, ein frisches und warmes Gefühl für das Schöne ist eine unserer herrlichsten Gaben. Dadurch vernehmen wir Alle, daß ein Gott unter uns lebt. Aber einigen wenigen Sonntagskindern des Glückes wurde auch die wunderbare Kraft verliehen, diesem Gefühl eine für die Sinne der Menge unfaßliche Form zu geben. Ein solches Genie wirft Strahlen eines himmlischen Lichtes über das Leben; es tritt als eine Offenbarung der höchsten Wahrheit mitten in einer verirrten Zeit hervor ... Gegen welches Loos sollten Sie wohl diese Fähigkeit vertauschen? . . . Bei Allem, was heilig ist, lassen Sie sich nicht irre führen, seien Sie treu gegen sich selbst, standhaft in der Prüfung. Es ist nicht möglich, daß Sie den hohen Werth der Kunst übersehen können, nachdem Sie Augenblicke besessen haben, wo das innerste Heiligthum derselben Ihnen eröffnet war. Gewiß wurden Sie auch in diesen Stunden des lieblichsten Entzückens von dem Verlangen beseelt, als Künstlerin zu leben und zu sterben. Die Stimme, die damals in Ihnen redete, das war die Stimme Ihres guten Genius. Lauschen Sie ihm noch einmal, er ist in dieser Stunde vielleicht durch anderweitige Sorgen stumm gemacht; aber es gibt ein Morgen und er wird wieder zu Ihnen reden, wird Ihre Seele wieder auf seine Schwingen nehmen und sie jubelnd über ihre Befreiung vorwärts zu Licht und Sieg führen."

„Glauben Sie also, daß man Künstler sein könne, ohne ein Herz zu besitzen?

„Nein, das ist in Wahrheit unmöglich."

„Und das m e i n i g e ist auf ewig dahin ... Sehen Sie, auch ich habe die Kunst geliebt. Diese Liebe war es, die mich aus einer ruhigen Heimath wegtrieb und in die stürmische Welt hinaus führte ... Ich fühlte mich damals glücklich, denn ich besaß ein großes Ziel

für mein Streben ... Aber ohne Zweifel war ich unwürdig, die Bahn zu vollenden, die ich vor mir sich öffnen sah. Ich besaß nicht Kraft genug, mich von der Welt, von den Umständen um mich her unabhängig zu machen. Ich stand so allein unter den Menschen. Sie erschienen mir so kalt; ich wollte an einer geliebten Brust Schutz und Wärme suchen ... Sie haben Recht, dieß war eine Schwäche, eine Treulosigkeit gegen die Kunst, ein Verrath an mir selbst ... Aber der Fehler ist begangen, meine Kraft ist gebrochen."

„Verzagen Sie nicht! dieses traurige Ereigniß, das Sie jetzt so tief schmerzt, ist nur eine Prüfung gewesen, durch welche Sie mit veredeltem Gemüthe zu einer besseren Zukunft gelangen werden ... Der Augenblick ist entscheidend. Für Sie öffnen sich zwei verschiedene Wege. Noch ist es Zeit ... wählen Sie denjenigen, den Sie betreten wollen ... Auf der einen Seite finden Sie Maximilian. Möglicherweise wird es Ihnen gelingen, seinen niedrigen Argwohn zu verscheuchen und ihn von Ihrer Unschuld, Ihrer makellosen Liebe zu überzeugen. Eine zärtliche Versöhnung wird die gelockerten Bande wieder anknüpfen. Aber hören Sie mich, Leopoldine. Wenn Sie Ihr Schicksal mit dem seinigen vereinen, dann haben Sie, so wahr ich lebe, für den Rausch einiger wenigen Augenblicke das Glück Ihres ganzen Lebens geopfert, und derselbe Kleinlichkeitsgeist, dieselben heftigen Begierden, dieselben unreinen Neigungen, die seine Seele verheeren, werden bald auch auf die Ihrige verwüstend einwirken ... Auf der andern Seite stoßen Sie auf einen einsamen Weg. Er führt zum Tempel der Kunst empor. Strenge Forderungen, harte Entsagungen erwarten Sie da. Vielleicht werden Sie auch nicht Kraft genug besitzen, um bis zu der ewig sonnenbeglänzten Höhe zu gelangen. Aber Ihr Streben führt Sie doch zu einem großen, einem himmlischen Ziele. Ein solches Streben, Leopoldine, das ist bereits ein Glück, und wenn Sie auch

auf halbem Weg unter dem Druck der Last erliegen sollten, so wird doch immer der holdeste Gewissensfrieden Ihre Seele trösten. Wählen Sie, Leopoldine; das Schicksal liegt in diesem Augenblick in Ihrer eigenen Hand."

„O mein Gott, welche Qual!"

„Sie besinnen sich? ... Merken Sie wohl, das ist ein Schwanken zwischen dem Laster und der Tugend."

„Ich habe Maximilian ewige Treue geschworen, ich kann ihn nicht aufgeben."

„Aber er ist es ja, der Sie aufgegeben hat; er ist es ja, der gesagt hat, daß Sie sich auf ewig trennen müssen ... Ueberdieß bindet Sie ein älterer Eid: die Kunst hat Ihre allererste Liebe gewonnen."

„Auch Sie haben ja geliebt ... ach, verstehen Sie meinen Schmerz!"

„Seien Sie stark, mein Kind. Was thut es, ob auch das Herz blutet, wenn nur das Gewissen unbefleckt ist? ... Sicherlich hat jeder Mensch auf der Welt seinen besondern Beruf. Ihre Bestimmung, daran dürfen Sie nicht zweifeln, ist, für die Kunst zu leben. Der Himmel ist nicht verschwenderisch mit solchen Gaben, wie sie Ihnen verliehen worden sind, Sie haben sie nicht für sich allein erhalten, Sie haben sie dazu erhalten, um viele Hunderte von Seelen zu trösten, zu erheben, zu veredeln. Für diese Bestimmung müssen Sie leben. Ein gewöhnliches Weib gehört ihrem Manne und ihrer Familie an; für Sie ist die Kunst eine Welt."

Leopoldine erhob ihr Haupt, das sie in ihre Hände gebeugt hatte, und ein klarer Strahl brach durch die Thränen in ihren Augen hervor. Er kam von innen, dieser Strahl; er war der Wiederglanz eines Lichtstromes, der den Nebel um ihre Seele durchbrach ... Michael's Worte hatten eine Saite in ihrem Innern angeschlagen, die lange Zeit verstummt, aber noch nicht gänzlich gesprungen war.

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort," bat sie mit

Eifer, gleich als fürchtete sie, daß die Begeisterung, die sie zu beleben anfing, wieder erlöschen könnte.

„Ja wohl," begann Michael wieder, „Ihr Beruf ist groß und beneidenswerth. Erfassen Sie die ganze erhabene Schönheit desselben, und Sie werden nicht länger wanken in Ihrem Beschluß. Ach, Leopoldine, was heißt es wohl, sein eigenes persönliches Glück zu opfern, wenn man eine höhere Pflicht damit erfüllt und mit seinem eigenen Schmerz das Wohl seiner Mitmenschen bereitet? ... Die Welt versteht mich nicht, aber Sie, ich habe mich nicht getäuscht, Sie verstehen die ewigen Wahrheiten von der Göttlichkeit der Kunst aufzufassen, die ich auf eine würdigere, eindringlichere Weise ausdrücken zu können wünschte. Ja, glauben Sie mir, ich meine es gut mit Ihnen, obschon meine Sprache anders klingt, als diejenige, die Sie zu hören gewöhnt sind. Ich sage Ihnen offen, Sie sind noch keine große Sängerin. Aber ich sage Ihnen auch, daß Sie die Fähigkeit haben, höher zu steigen, als irgend eine Andere von allen Ihren Mitbewerberinnen. Maximilian, mein eigener Sohn, hat, wie auch die ganze übrige Legion Ihrer Verehrer, für mein Urtheil nur ein mitleidiges Lächeln. Man nennt mich einen unvernünftigen Phantasten, einen Pedanten, und gleichwohl, Leopoldine, gleichwohl findet sich unter ihnen Allen nicht ein Einziger, der so tiefen Antheil an Ihrem Schicksal nimmt, wie just ich, dieser strenge Pedant. Diese Anbeter, die für Ihre Fehler blind sind und vor Ihrem Talent das Knie beugen, wie haben sie nicht alle ihre Kräfte angestrengt, um eine ganz gewöhnliche gefallsüchtige, geschmückte, eigenliebige, intrigante, leichtsinnige Theaterprinzessin aus Ihnen zu machen? Aber nein, das soll ihnen nicht gelingen. Noch haben Sie Gefühl für die Schönheit der Wahrheit und der Tugend, und ich, der ich weiß, daß Sie noch weit, sehr weit zum Ziele haben, ich würde ohne Bedenken den Rest meines Lebens dahin geben, wenn ich damit Sie

gegen die Verirrungen der Welt zu schützen und Ihrem rechten Beruf entgegen zu führen vermöchte . . . Doch welche Macht besitze wohl ich über Ihr Herz? Ich bin ein Fremdling, den Sie heute zum Erstenmal sehen. Aber ich will Ihre heiligsten Erinnerungen retten; sie will ich um Schutz für eine gute Sache anrufen. Man hat mir gesagt, daß Sie ein verwaistes Kind seien, aber gewiß besitzen Sie noch die Erinnerung an einen edlen Vater, eine gute, eine zärtliche Mutter . . . Ja, Leopoldine, eine tiefe Rührung sagt mir, daß ich recht getroffen habe. In Ihrer Mutter Namen spreche ich zu Ihnen. Gedenken Sie ihrer Liebe, ihrer Hoffnungen, ihrer Rathschläge, ihrer letzten Worte . . . Sie können nicht länger zögern, kommen Sie, kommen Sie, folgen Sie mir!"

„Meine Mutter, meine Mutter!" rief Leopoldine, ihre gefalteten Hände zum Himmel erhebend. Ein neuer Enthusiasmus durchströmte ihre Seele. „Bei Gott, ich bin nicht feig," fuhr sie fort. „Mag das Herz brechen, ich entziehe mich meiner Pflicht nicht. Ich bin ein schwaches Weib, aber ich habe dennoch Muth, ich werde mich selbst überwinden . . . Vorwärts, vorwärts geht mein Weg, ich trotze den Sorgen und Qualen ... Sie haben gesiegt, edler Freund, ich folge Ihnen!"

„Sie sind gerettet!" jubelte Michael und schloß sie einen Augenblick in seine Arme . . . „Welch ein seliges Gefühl für mein altes Herz!" fügte er hinzu. „Ich habe also nicht vergebens gelebt, ich habe wenigstens eine Seele für die Kunst, für die Tugend gerettet! ... Aber wir haben keine Zeit zu verlieren; die Stunde ist bald verflossen, und Maximilian kann jeden Augenblick anlangen; wir müssen von hier forteilen."

„Maximilian kommt! Noch einmal, dieses letzte Mal muß ich ihn wiedersehen. Sie können mir's nicht verweigern, ihm auf ewig Lebewohl zu sagen."

„Doch, Leopoldine, ich bin streng und unbeweglich."

„Sollen wir uns also ohne Abschied trennen?"

„Ohne Abschied ... Eine Zusammenkunft würde Ihnen nur neuen Schmerz bereiten und einen neuen Kampf hervorrufen."

„Aber Maximilian ..."

„Er hat durch seine unedle Handlungsweise alles Recht auf Mitleiden verwirkt. Nach einigen Stunden unternimmt er eine längere Reise. Fliehen Sie ihn jetzt, und die Zeit wird Ihnen genügende Kraft schenken, um ihn dereinst wieder mit Ruhe zu sehen. Ich habe Ihr Wort, kommen Sie, lassen Sie uns eilen."

. . . .

Nach einigen Minuten fuhr Leopoldine an Michael Lambert's Seite wieder nach der Stadt.

Es war heller Mondschein.

Just als der Wagen, worin sie fuhren, auf die öffentliche Landstraße hinausbog, begegnete ihnen eine offene Droschke, auf deren Rücksitz ein Herr allein saß.

„Maximilian! er ist es, halt, halt!" rief Leopoldine, die ihn augenblicklich wieder erkannte, und sie machte dabei eine Bewegung, um sich durch den Wagenschlag hinauszuwerfen.

Aber Michael hielt sie zurück.

„Gott sei Dank, er kommt zu spät!" sagte er triumphirend.

Und die beiden Wagen fuhren, ohne anzuhalten, nach entgegengesetzten Richtungen weiter.

XXII.

Michael Lambert's Akademie.

L'art c'est le vrai.
Mademoiselle Rachael
in Andersen's Album.

Wohl wartet Dein der Ruhm, doch
in die heiligen Hallen
Dringst Du so leicht nicht ein: der
Preis ist hoch vor allen.
Lamartine.

Wie schön ist es nicht, nach dem tollen und zuletzt abgespannten Stadtleben eines ganzen langen Winters endlich mit dem Sommer auf's Land hinausziehen zu dürfen!

Leider findet das alte Sprüchwort: die Gewohnheit ist mehr als die halbe Natur, eine gar zu allgemeine Anwendung. Man gewöhnt sich an Alles und durchaus nicht am schwersten an das Schlechte. Man prahlt mit seiner Resignation, seiner Geduld, seiner Entsagung; aber man schweigt vorsichtig von seiner Trägheit, ja oft bemerkt man sie selbst nicht. Nun ist es unläugbar, daß eine Stadt, ich meine eine große Stadt, denn für die kleinen habe ich ganz und gar keine Sympathien, auch ihre Annehmlichkeiten besitzt. Man hat seine bequeme Wohnung; man hat Restaurationen und Cafés, man hat an jeder Straßenecke einen Omnibus, man hat Freunde und namentlich Bekannte im Ueberfluß. Jeder Tag bringt seine pikanten Neuigkeiten, allerdings sehr lügenhafter Natur, aber jedenfalls Neuigkeiten; man hat Morgenposten und Abendposten, man hat Paraden und Toiletten nach der neuesten Pariser Mode . . . Dagegen welche Mühseligkeiten sind nicht mit einem Umzug verbunden! Fortzuziehen, meine

Damen, nicht wahr, das ist ein halber Tod. Man scheidet von einer Welt, um in einer andern wieder aufzuerstehen, über deren Annehmlichkeiten man dennoch nicht vollkommen sicher ist.

„Mein lieber Alter,“ seufzt manche arme Stadtdame in der Mitte des Sommers, „es beginnt doch unerträglich schwül in unseren Zimmern zu werden.“

„Und diese Satansfliegen,“ stimmt der Mann ein, der just mit dem Fliegengarn dasteht und am vergoldeten Spiegelrahmen einen großen Fang macht.

„Es ist doch sehr schön auf dem Lande um diese Zeit . . . wie vortrefflich die Kinder da gedeihen werden!“

„Es ist schon lange her, daß ich die Sonne nicht mehr aufgehen sah . . . Es ist schon lange her, daß ich keinen Hasen mehr schoß, und noch länger, daß ich keinen Barsch mehr angelte.“

„Wenn wir doch nur . . . doch ich will lieber gar nicht davon reden.“

„Wenn wir doch nur . . . doch Du hast Recht, es wäre ganz unmöglich.“

„Ein paar Monate auf dem Lande, das wäre doch ein kleines Himmelreich.“

„Höchst angenehm! ich würde da vielleicht meinen schweren Athem verlieren.“

„Gleichwohl ist es rein unausführbar . . . welche Mühe, welche unerhörte Mühe . . . Bedenke die Haushaltung!“

„Und dann Deinen Dienst.“

„Und die französische Lektion unseres kleinen Mädchens.“

„Und die Mathematik des Jungen.“

„Man kann sich auf die Dienstboten nicht verlassen; selbst die Haushälterin hat ja einen Bräutigam.“

„Wer würde nach dem Hauswesen sehen?“

„Wer würde meine Caktus begießen und den hüb-

schen Agapantus? . . . Nein, es ist klar, wir müssen zu Hause bleiben."

„Ja, das steht fest! . . . es ist eine Narrheit, an etwas Anderes nur zu denken."

„Hu, hu, wie warm es hier ist, eine ungesunde Luft!

„Die Satans-Fliegen! . . . Hol sie der Teufel! jetzt haben sie sich mitten auf den Ordensstern an der Büste des Königs gesetzt."

Aber wenn jetzt das Glück dennoch diesen durch so manche Gewohnheiten festgeketteten Stadtbewohnern recht wohl will, so finden wir sie trotz aller Unmöglichkeiten, trotz der französischen Lektionen, trotz der Mathematik, trotz des Bräutigams der Haushälterin und des kleinen Agapantus, eines schönen Tags im Grünen wieder. Der Auszug ist vor sich gegangen. Es ist wahr, er hat eine schreckliche Mühe mit sich geführt, die mehrere Tage lang alles Behagen, die Freuden und die Einigkeit unter den Gatten störte; aber die Mühsal ist glücklicherweise überstanden, und sie sitzen jetzt, wie gesagt, im Grünen.

Welches frische Leben bewegt sich nicht hier um sie her und strömt mit unwiderstehlicher Macht an ihre eigenen von den Widerwärtigkeiten der Stadt beklommenen Herzen! . . . Alle Engbrüstigkeit ist jetzt verschwunden, sowohl diejenige, die in der Kehle und in der Lunge sitzt, als auch diejenige, die ihren Sitz in der Seele hat; denn auch die Seele hat ihre Engbrüstigkeit, sie ist sogar eine sehr häufige in ihren Folgen höchst gefährliche Krankheit. Jetzt ist es so eingerichtet, daß ein starker Zusammenhang zwischen der physischen und der moralischen Natur stattfindet. Niemand kann körperlich recht gesund sein, ohne daß er an der Seele gesund ist, und umgekehrt. Aber die Sommerluft zwischen den zusammengedrängten Stadtmauern ist eben so unrein, wie im Allgemeinen das innere Leben da, wo alle Leidenschaften aufgehäuft sind wie in einem großen

Tiegel, aus welchem Jeder mit seinem Löffel schöpft, und darum, es mag zwar paradox klingen, aber man kann doch daran denken, darum hat jeder Mensch sowohl ein körperliches als ein geistiges Bedürfniß, mitunter auf dem Lande zu leben. Ja, ist jemals ein denkendes und fühlendes Wesen auf die Auen und in die Wälder, auf die Berge und in die Thäler herausgekommen, ohne zu empfinden, daß wenigstens nicht der liebe Gott es war, der die Städte geschaffen hat? Ich zweifle daran, und erkläre es daher als eine Nothwendigkeit, daß Jedermann sich gewissermaßen heimisch fühlen muß, wenn er sich des lieblichen Umgangs mit Gottes schöner, freier Natur erfreuen darf ... Aber dieß war eine allzulange Abschweifung vom Gegenstand. Meine Absicht war bloß, an dieses Gefühl des Anheimelns zu erinnern. Möge nur ein Hauch davon den Leser treffen, wenn ich jetzt die stolze Residenzstadt verlasse und irgend wohin auf das einfältige Bauernland hinausfliege!

Siehe da, eine Meeresbucht hat sich so tief zwischen Hügel und Forste eingeschlichen, daß sie beinahe den Charakter eines kleinen Binnensee's gewonnen hat. Aber nur das salzige Wasser ist es, das diese Klarheit, diese Frische besitzen kann; nur die Meereswellen sind es, die so frei, so munter und dennoch so ernsthaft tanzen. Rings um die Ufer zeigt sich das üppigste Grün. Auf einer kleinen, von Hecken und dichtbelaubten Buchen umgebenen Höhe liegt ein hübsches Sommerhaus. Die Villa, wenn man einer so anspruchslosen Wohnung diesen vornehmen Namen geben darf, ist ohne allen Prunk und Flitterstaat, erscheint aber einladend und lieblich auf ihrem schönen Platze. Ganz gewiß war es ein Pfuscher, der diese Wände aufbaute; denn der Styl kann keineswegs irgend einem der gelehrten Style bei-

gezählt werden. Gleichwohl findet sich hier eine gewisse Ordnung. Alles ist geputzt und wohl unterhalten. Die hohen Fenster haben grüne Jalousien; ein Spalier von Geisblatt erstreckt sich bis an den Dachsparren hinauf, und auf der Seite, welche der Sonne zugekehrt ist, erblickt man eine geräumige von einem Zeltdache beschattete Veranda.

Von diesem Platz aus muß man vorzugsweise die Gegend überschauen. Etwas Großartiges und was man romantisch schön nennt, sucht man hier vergebens; aber soweit das Auge reicht, ist die Landschaft hübsch und fruchtbar. Gerade davor liegt die schöne Bucht mit ihrem Reichthum an Holmen und Scheeren. Zur Rechten sieht man durch eine Thalsenkung einen Schimmer des Meeres selbst, und häufig wird die Scene durch irgend einen fernen Segler belebt. Auf der andern Seite dagegen dehnt sich ein Feld mit Aeckern und blumenreichen Wiesen aus, da und dort unterbrochen von einer Hecke. Weiterhin am Fuße eines Berges, mitten unter Saatfeldern und den weidenden Heerden, zeigt sich eine Gruppe von Häusern, welche aussehen, als bemühten sie sich über einander hinzuklettern bis hinauf auf die Spitze des Berges. Ueber ihnen allen erhebt sich die Spitze eines Kirchthurms. Manches Dorf hat ein stolzeres Aussehen; aber dieses geberdet sich wahrhaftig wie eine Stadt, obschon eine der allerkleinsten. So hier von der Ferne gesehen, gewährt es einen pittoresken Anblick und trägt nach Kräften dazu bei, dem Gemälde einen Zug der Heiterkeit zu geben, welchen man, wie Ehrenswärd bemerkt, darüber empfindet, daß man die Welt bewohnt sieht.

Zufällig war diese Villa zu vermiethen, als eine reisende Herrschaft in dem Städtchen anlangte. Ich habe ganz und gar keine Lust, den Geheimnißkrämer zu spielen, und sage es deßhalb gerade heraus, daß diese Reisenden Niemand anders waren, als unser alter Bekanner Michael Lambert und seine junge Freundin, Mamsell

Leopoldine. Der Platz gefiel ihnen Beiden. Der Contrakt wurde aufgesetzt, und nachdem eine alte Madame, ein Inventarstück des Landhauses, sich verpflichtet hatte, der Haushaltung vorzustehen, zogen die Fremdlinge in der angenehmen Wohnung ein.

Für die Bevölkerung des Städtchens bildete dieses einfache Ereigniß einen reichen Stoff zu Klatschereien. Die Kaffeeschwestern ermüdeten sich mit Vermuthungen über die Fremdlinge, ihren Stand und ihre Verhältnisse. Eine Geschichte löste die andere ab, ohne daß man deßhalb der Wahrheit näher kam. Aber was die guten Leutchen am Meisten ärgerte, war der Umstand, daß diese Fremden selbst sich so gleichgültig gegen das Stadtleben und die Freudeu der Gesellschaft zeigten. Um ein einförmiges Landleben dem gebildeten Umgang vorzuziehen, welchen ihre Stadt bot, müßte man, meinten die Kaffeeschwestern, entweder besser oder schlechter sein, als die große Menge. Jetzt wie immer war man mehr geneigt, das Letztere zu glauben.

Inzwischen hatten sich unsere Freunde bereits über einen Monat in ihrer Sommerwohnung aufgehalten. Leopoldinens im Anfang so bleiche Wangen, blühten mit jedem Tag wieder frischer auf. Ihr Blick wurde allmälig immer lebhafter. Allerdings konnte sie nicht ohne Schmerz und tiefe Bewegung an die Vergangenheit, an Maximilian, an ihr kurzes Liebesglück denken. Aber sie hatte hier zu ihrem Trost eine so schöne Natur, und sie besaß eine feste Stütze an dem immer sanften und aufmunternden Michael. Ihr Kummer wurde durch diese Gesellschaft gemildert, und sie fühlte, daß das Leben noch viel Schönes zu bieten habe. Ihr Gemüth hatte seine jugendliche Spannkraft nicht verloren. Der Wind, der über das Feld hinrast, bricht nur die Stengel der verwelkten Blumen; aber die frischen beugen sich bloß, um sich wieder aufzurichten. Leopoldine war nicht heiter, aber sie war ruhig. Das Landleben genoß sie, wie nur eine solche Person es genießen kann, deren Herz

von Kindheit auf die Annehmlichkeiten desselben kannte. Noch einmal wurde sie hingerissen von jenen Träumen einer unschuldigen Schwärmerei, die sie in früheren Zeiten geliebt hatte. Die alte, innige Bekanntschaft mit den Wiesen und Hainen, den Blumen und Vögeln wurde wieder angeknüpft, und mit unaussprechlicher Freude fand sie, daß die geheime Verbindung zwischen der Natur und ihrer Seele trotz der langen Trennung noch nicht zerrissen war.

Es war ein lieblicher, milder Abend. Die Sonne, die sich zum Untergang neigte, breitete über die Gegend einen so verklärten, einen so heiteren Glanz, als wollte sie den Betrachter zu dem Glauben verleiten, er sehe eine Heimath für eitel Glück und Freude. Die Fenster in dem Städtchen glitzerten wie ungeheure Edelsteine, und das vergoldete Kreuz auf dem Kirchthurm war von einer Strahlenglorie umgeben. Die See lag so spiegelblank da, daß sogar die Fische es wagten, zuweilen über ihre Oberfläche hervorzugucken. Das kaum erst gemähte Heu erfüllte die Luft mit den herrlichsten Düften, und in den Hagedornbüschen unten am Hügel schlug eine zurückgebliebene Nachtigall ihre melodischen Triller.

Jetzt wie gewöhnlich zu dieser Stunde des Tages saßen Leopoldine und Michael außen in der Veranda.

Sie waren Beide lange still, obschon mit lebhaften Gedanken beschäftigt. Endlich wurde Michael's Herz zu voll, und Leopoldine, die ihn wohl verstehen gelernt hatte, bemerkte das bald. Sie lauschte gern seinen Reden und fragte jetzt mit der ganzen Zärtlichkeit einer ergebenen Tochter:

„Sagen Sie mir, was empfinden Sie beim Anblick dieses schönen Gemäldes?“

„Ich fühle,“ antwortete Michael mit Wärme, „ich fühle weiter nichts, als daß ich ein Mensch bin, der zur Hälfte dem Himmel, zur Hälfte der Erde angehört. Die Natur, die ich ebenso innig liebe wie Du selbst,

schenkt mir selten das, was man Freude nennt, sondern erregt mir vielmehr Wehmuth, aber diese Wehmuth ist lieblich.

„Erfreuen Sie sich also nicht an dem Frieden, an der Ruhe, welche Alles um uns her in diesem Augenblick zu genießen scheint?“

„Allerdings, aber ich kann dennoch all' die Qualen und Leiden nicht vergessen, welche das Leben mit sich führt ... Es geht eine Dissonanz durch meine Seele, wenn ich die Schönheit der Natur betrachte und zu gleicher Zeit die Verirrungen meiner Mitmenschen bedenke ... Alles athmet Frieden und Glück, sagst Du. Wende Deine Blicke nach dem Städtchen dort. Wie viel Qual und Langeweile wohnt nicht da, wie manches Herz wird da nicht just in diesem Augenblick von Kummer, Bitterkeit und Schmerz heimgesucht! ... Dieser Contrast ist es, der meine Wehmuth hervorruft, denn ich weiß, ich fühle, daß es anders sein könnte und anders sein sollte. Die Kluft zwischen Himmel und Erde ist nicht so groß, wie man sich im Allgemeinen vorstellt, und manche Wege führen darüber hin, denn Alles, was schön ist, führt zum Himmel. Aber obschon seine Thore sich so gerne öffnen, so sind es doch nur sehr wenige, die hineintreten. Verstehe mich wohl, Leopoldine; meine Absicht ist nicht zu tadeln, sondern nur zu beklagen.“

„Ja, Sie haben Recht. Sehr häufig sind es nur unsere Fehler, die uns zum Unglück führen; die Erde ist sonst in manchen Beziehungen ein würdiger Vorhof zur höchsten Glückseligkeit.“

Unsere Zeit liegt sehr im Argen ... Ich bin kein Revolutionär, der einen gewaltsamen Umsturz der Gesellschaft wünscht, auch träume ich von keinem Eldorado der Vollkommenheit hienieden, aber schon seit vielen Jahren hat mich der Gedanke geschmerzt, daß die Menschheit von einem Kreuze gedrückt wird, das um Vieles schwerer ist, als der Himmel es bestimmt hat. Mögen

Andere über neue Gesetze und verbesserte Regierungsformeln grübeln; ich glaube, daß auch unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen der Welt das Glück allgemeiner sein und frischer blühen könnte. Die Revolution, die ich wünsche und ersehne, betrifft die äußeren Formen nur wenig; sie fordert weder das Blut des Volkes, noch die Krone der Regenten, sie berührt nur die Gefühle der Individuen. Ja, das Herz, das ist die wahre Grundlage für alle großen Reformen, für alle Widerwärtigkeiten! ... der Nebel, der uns umgibt, und in Folge dessen wir diese vielen Mißgriffe in Bezug auf das, was zu unserm wahren Glücke gehört, begehen, kommt nicht von oben, von der Heimath der ewigen Klarheit, von ihm, der über seiner neu geschaffenen Welt so liebreich gebot: Es werde Licht! ... O nein, er kommt von unseren verirrten Wünschen. Statt in freier und klarer Flamme aufzulodern, brennt unsere Seele mit einem halb erstickten Leben. Der Funke in uns ermangelt der Lebensluft; er kann weder brennen noch erlöschen. Er glüht bloß und ruft, wenn ich so sagen darf, eine Rauchwolke hervor. Laß einen frischen Wind durch das Leben blasen, und der Nebel wird sich zerstreuen. Bemerke es wohl, Leopoldine, ein solcher Wind ist die Kunst. Bei den Alten, die in manchen Fällen klüger waren als wir, war Apollo zu gleicher Zeit der Gott der schönen Künste und der Sonne."

Nach einer augenblicklichen Pause fuhr Michael fort:

„Die Geschichte liefert uns viele Beweise dafür, wie jede großartige Handlung unter dem Einfluß eines edlen Enthusiasmus ausgeführt wurde; wie eine einzige hochsinnige Idee oft eine ganze Nation zu inspiriren, alle Kleinlichkeit zurückzudrängen und die erhabensten Züge von Muth, Kraft und Selbstverleugnung hervorzurufen vermochte. Aber in welchem Lande wir auch geboren sein mögen, unser rechtes Vaterland liegt doch über den Wolken, und es gibt deßhalb eine Art

von Patriotismus, der allen Nationen gemeinschaftlich ist, nämlich die Liebe zum Guten, gleichwie sich bei uns Allen ein Gefühl vorfindet, das die edelste aller Begeisterungen, nämlich die Empfindung für das Schöne hervorzurufen vermag. Würde dieses Gefühl, das jedem Herzen angehört, bei dem Volke zu einem höheren Leben erweckt, so würde auch der genannte Patriotismus auf festeren Grundlagen ruhen. Dann würde die Civilisation nicht mehr wie jetzt über die Welt hingehen, indem sie die Rohheit, aber auch die Kraft bricht. Sie würde nicht so wie jetzt bei jedem Schritt unzählige Keime zu neuen Lastern und einem vorher ungekannten Elend ausstreuen; sie würde dann nicht mehr bloß ein Irrlicht der Aufklärung, sie würde die wahrste von allen Aufklärungen selbst sein. Die Menschen würden eine Binde von ihren Augen weggerissen finden; sie würden erfahren, daß sie Alle Kinder desselben Vaters sind, daß ihr Glück gemeinschaftlich ist, und daß in jeder Seele ein mit der ganzen übrigen Schöpfung harmonischer Ton erklingt ... Es scheint mir, als sei dieses Ziel nicht unerreichbar, es lebt ja so unendlich viel Schönes um uns her, wenn nur unsere Herzen dafür offen wären. Aber ach, es liegt ein schwerer Stein auf unserm Herzen, ein Grabstein, Leopoldine, welchen die Kunst, dieser Engel der Auferstehung, besser als irgend ein Anderer abzuwälzen vermag.

„Und dieß ist Ihr Glaube?“

„Mein fester Glaube. Die Welt verlacht mich und ruft mitleidig: Armer Phantast, seine Ideen sind nur leere Träume! ... Großer Gott, wenn ich nur ein träumender Thor bin, so vertrane ich dennoch auf Dich und preise mein Loos glücklich, im Vergleich mit denjenigen, die auf die kleine Seifenblase, genannt eigene Weisheit, neue Welten und neue Systeme bauen ... Leider habe ich selbst wenig ausrichten können. Viele Widerwärtigkeiten haben meine Unternehmungen durchkreuzt und meine besten Bemühungen zu Nichte gemacht.

Mir wurde nur die Liebe zur Kunst und der Glaube, ja, die Gewißheit ihrer holden Bestimmung gegeben, nicht aber die Eigenschaften der schöpferischen Kraft und die materiellen Gaben, die einen großen Künstler bilden. Deßhalb habe ich, wie gesagt, nur in geringem Maß für die Idee zu wirken vermocht, die mein Herz erobert hat und für die ich gerne mein ganzes Leben opfern wollte. Ich klage jedoch nicht über mein Schicksal, denn man kann schon allein dadurch glücklich sein, daß man in einem großen, einem schönen Gedanken lebt ... Ganz sicher besitzt die gute Sache manchen würdigeren Kämpen als ich bin, und es werden noch Mehrere auftreten, denn just, weil die Sache gut ist, ist sie auch wahr und kann also nicht fallen. Was bei mir vielleicht bloß noch eine dunkle Ahnung ist, das wird in der Zukunft seine volle Entwickelung gewinnen; dann wird der Kampf kurz und der Sieg sicher werden ... Freue Dich, Leopoldine, auch Du hast eine Rolle in diesem Kampf; auch Dir kommt es zu, den Weg für bessere Zeiten zu bahnen.“

„Ach, auch ich habe hohe Gedanken von der Bestimmung der Kunst gehabt, und ich besitze sie theilweise noch. Aber die Erfahrung hat mich gelehrt, meiner eigenen Kraft zu mißtrauen. Was bin wohl ich? ... Nur eine Sängerin, deren ganzes Talent sich darauf beschränkt, dem Publikum mitunter einen angenehmen Zeitvertreib zu bereiten, deren ganze Aufgabe darin besteht, einige wenige Zuhörer zu erheitern, zu zerstreuen und sie in meinen besten Augenblicken zu einem flüchtigen Entzücken hinzureißen. Dieß ist Alles. So ist meine ganze Kunst bloß für den Augenblick da; wenn meine Töne verklungen sind, so sind sie auch schon wieder vergessen ... Ich habe meine Unbedeutsamkeit just durch das gefunden, was man meine Triumphe nannte.“

„Daß Du Dich von Deinen Triumphen nicht befriedigt fühlst, ist ein Beweis für Deinen höheren Beruf und dafür, daß Dein Ehrgeiz einer andern, bessern

Art angehört, als der Ehrgeiz der großen Menge, der einzig und allein Eitelkeit ist ... Siehst Du, Leopoldine, meine Vorliebe für die Musik kommt nicht allein von meinen besonderen Anlagen oder auch von meinen Studien, sondern daher, daß diese Kunst mit dem Menschenherzen in näherer Verbindung steht, als irgend eine andere. Die Malerei, die Plastik, ja sogar auch die Dichtkunst fordert, um aufgefaßt und begriffen zu werden, ein gewisses Maß von Kenntnissen, einen gewissen Bildungsgrad, weßhalb diese Künste dem großen Publikum immer fremd bleiben werden. Aber die Musik gehört dem Volke an. Sie lebt mitten unter uns, wie ein vertraulicher, tröstender Freund, dem man sowohl seine Freude als seinen Kummer anvertraut. Mit Gesang kannst Du das Herz des Volkes gewinnen und seinen Enthusiasmus erwecken; im Gesang kannst Du den Menschen die höchste Offenbarung von den Kräften ihrer Seele und der Göttlichkeit des Schönen geben. Geh' unter das Landvolk hinaus und Du findest dort, daß es ein reiner Instinkt ist, der diese Leute veranlaßt, ihre Gefühle im Gesange zu ergießen, und ungeachtet sie keine Ahnung von den Regeln der Kunst und der Wissenschaft haben, wie manches schöne, echt poetische Lied ist nicht von ihnen ausgegangen! Diese musikalische Inspiration, die sich bei dem Bauernstande vorfindet, beweist mehr als alles Andere, daß die Musik vorzugsweise eine natürliche Kunst genannt werden kann, die theilweise von allen Bildungsgraden unabhängig ist ... Jetzt ist es leider etwas ganz Gewöhnliches, daß die Wissenschaft da, wo sie Hand an eine Sache legt, nur wenig Schonung gegen die Natur zeigt. Die kluge Frau liebt es, recht gründlich zu Werke zu gehen; deßhalb will sie auch sogar den Grund selbst umarbeiten und es ist ihr ganz besonders lieb, von dem Gebäude, das sie dann errichtet, sagen zu können: Seht, das ist ganz mein eigenes Werk, etwas ganz Neues von oben bis unten.

Ihre Rolle als Leiterin und Erklärerin verachtend, scheint sie statt dessen als Schöpferin im Kleinen auftreten zu wollen ... Wir finden diesen wissenschaftlichen Hochmuth auch in der Geschichte der Musik wieder. Man hat sich unglaubliche Mühe gegeben, aus dieser lebendigen, freien Kunst eine recht grundgelehrte, wenn auch todte Wissenschaft zu bilden. Zu diesem Zweck hat mancher beharrliche Denker, mancher spitzfindige Mathematiker sich graue Haare angegrübelt, und es hat große Genies gegeben, für welche ein musikalischer Genuß weniger mit den Ohren und dem Gefühl, als mit den Augen und dem Verstande zu thun hatte. Aber Dank, ewiger Dank sei den Heroen der Kunst gesagt, welche den hochgelehrten Spekulationen den Hals brachen und einem naturfrischeren Geist Platz schafften!... Doch die Wissenschaft ist nicht der schlimmste Tyrann der Kunst; sie hat noch einen andern Gegner, und dieser heißt Mode. Von ihr kann man just nicht sagen, daß sie zu studirt und zu systematisch sei; aber sie ist statt dessen allzu leichtfertig. Einen Zug hat sie jedoch mit ihrem gelehrten Confrater gemein; sie hat nämlich gleich diesem der Wahrheit und der Natur den Rücken gekehrt. Die moderne Aesthetik ist nicht leicht zu charakterisiren, denn sie flattert mit dem Wind, der heute weht, aber wenn wir die Erzeugnisse beobachten, die sie hervorgebracht hat, so werden wir bald finden, daß mit einigen wenigen Ausnahmen all' ihr Streben dahin geht, Effect zu machen, die Sinne des Publikums krampfhaft zu reizen und dem Glänzenden, dem Zierlichen die Sprache des Herzens zu opfern. Das Wahrhaftschöne hat dem Flittertand weichen müssen, den der Geschmack des Tages anbetet. Ein ehrlicher Wunsch, diesen Geschmack zu reinigen und zu veredeln, wird selten bemerkt. Inzwischen haben wir noch immer viele Genies und noch mehr Talente. Sie haben uns wahre Meisterwerke in ihrer Art geschenkt; nur Schade, daß die Art selbst nicht meisterhaft ist. Die Kunst blüht,

behauptet man. Ja wohl, aber diese Blüthen sind künstlich. Sie gleichen gänzlich den Bouqueten, die man seit einiger Zeit mit erstaunlicher Geschicklichkeit in den Fabriken zu Paris verfertigt; man muß die mechanische Geschicklichkeit bewundern, die Farben sind glänzend, die Zusammensetzung untadelhaft, und man meint sogar funkelnde Thautropfen in den üppigen Kelchen zu sehen. Aber betrachte sie näher, so findest Du ein geschmücktes Flickwerk, und vergebens suchst Du die Parfüme, die den naturfrischen Düften gleichkämen. Sehr oft verachtet man es gänzlich, die Natur zum Vorbild für seine Schöpfungen zu nehmen. Man will recht originell sein und malt und bekleistert ganz nach seiner eigenen Phantasie. Das Publikum findet darin keine Schmähung gegen Gott, denn das Publikum hat sich in das Künstliche verliebt, und wer diesen künstlichen Geschmack nicht theilt, wer seine Seele nicht in die modernen Formen hineinzwängen kann, der muß von den Kindern der Kunst zu denen der Natur fliehen, um noch einmal das lebendige Schöne genießen zu dürfen. Ja, meine Ueberzeugung geht dahin, daß, wenn sich in der Welt nicht mehr Musik vorfände, als man bei den Herren Musikern von Profession trifft, das letzte Stündchen der schönen Kunst bereits geschlagen hätte. Die Mode hat also ebenfalls eine Uebertreibung hervorgerufen, aber eine Uebertreibung, welche uns Hoffnung auf eine baldige und wohlthätige Revolution im allgemeinen Geschmacke einflößen muß ... Die Oper ist der Triumph der Musik, und ich liebe sie, wie Du weißt, vorzugsweise. Manche schöne Wahrheiten sind über das Theater im Allgemeinen ausgesprochen worden, und Niemand hat sich unterstanden, sie abzuleugnen; aber dennoch wird ihnen nicht nachgelebt. Was jetzt die Oper insbesondere betrifft, so glaube ich, daß sie sich auf einem Irrwege befindet und bei Weitem nicht das ist, was sie sein könnte und sollte. Die größte Schwierigkeit bei der Composition einer Oper, die man

ein ganzes und vollendetes Kunstwerk nennen kann, liegt in der Hervorbrechung der Einheit, der innigen Uebereinstimmung, die zwischen allen mitwirkenden schönen Künsten und besonders zwischen der Poesie und Musik, stattfinden muß. Die Worte und die Töne müßten zugleich erzeugt werden, aus demselben Herzen entspringen. Aber solche Gaben gehören zu den Seltenheiten, und jedenfalls kann viel Gutes erreicht werden, wenn man nur mit der nöthigen Kritik seinen Gegenstand wählt. Die Ansichten über das, was von einem musikalischen Gegenstand gefordert werden soll, sind sehr getheilt. Man hat behauptet, die Oper möchte sich vorzugsweise an geschichtliche Heldenthaten oder an die Mythologie und die wunderbare Feenwelt halten. Ich glaube das nicht und kann besonders keinen einleuchtenden Grund dafür finden, daß wir in der Kunst Heiden sein sollen, während wir doch das unschätzbare Glück haben, in der Wirklichkeit Christen zu sein. Selbst Mozart, der größte Tondichter, den die Erde hervorgebracht hat, er, dessen außerordentliches Genie mehr als irgend ein Anderer zur Entwickelung der Musik beigetragen, auch er hat zuweilen seine Götterkraft an ganz abgeschmackte und seiner allzu unwürdige Gedichte verschwendet. Die moderne Zeit hat auch in dieser Beziehung keine gute Fortschritte gemacht. Man scheint in unseren Tagen vorzugsweise vom Teufel singen zu wollen. Wenige Opern haben größeres Glück gemacht als Fra Diavolo, Robert der Teufel, Teufelsantheil und mehrere andere von demselben diabolischen Schlag. Die Hölle kann doch unmöglich das rechte Feld für eine so himmlische Kunst sein, zumal wenn man bedenkt, daß die Musik nicht einen einzigen Ton für das Niedrige, das Gemeine und Unwahre hat. Ihre hauptsächlichste Eigenschaft besteht im Idealisiren, aber das Teuflische zu idealisiren ist ein undankbares Unternehmen. Ein Teufel auf der Bühne müßte immer falsch

singen; das ist das Einzige, was seine Rolle charakterisiren kann, denn er ist unleugbar von einer sehr unharmonischen Natur. So viel steht inzwischen fest, daß dieses satanische Genre niemals hätte auftauchen und noch weniger sich oben erhalten können, wenn nicht das Publikum seine Begriffe von Kraft und Leidenschaft vermengt hätte. Man hat gemeint, die Musik fordere unbedingt eine starke Poesie, und deßhalb hat man selbst aus der Hölle Kräfte schöpfen wollen, indem man vergaß, daß die Kraft der Bühne nur Leidenschaft ist."

„Sie lieben also die Oper weniger wegen dessen, was sie ist, als wegen dessen, was sie sein könnte.

„Und diese Liebe, Leopoldine, ist das Kostbarste, was mein Herz besitzt. Diese Liebe ist meine Stütze gewesen in den Kämpfen des Lebens, sie hat mir Trost im Kummer und auch in meinen trübsten Tagen Hoffnung geschenkt. Es ist mein fester Glaube, daß die Erlösung des Menschen zu einem glücklichen Leben schon hienieden auf der Kraft beruht, welche das eingeschlummerte Schönheitsgefühl wieder zu erwecken vermag, denn dieses Gefühl in seiner rechten tiefen Bedeutung ist die einzige wirkliche Quelle der Tugend, und vor Allem ist es die Oper, der Inbegriff aller schönen Künste, die eine solche Kraft besitzt. Ich weiß, daß ich den Tag nicht erleben werde, wo die Wiedergeburt der Menschheit ihre Vollendung feiert, aber auch über den Wolken werde ich mich an diesem Siege erfreuen; ich werde es, denn alle unsere guten Sympathien gehören der Ewigkeit an. Ja, mich entzückt schon der bloße Gedanke daran, schon der Zukunftstraum, den meine Phantasie hervorruft. Siehe, Leopoldine, dieser finstere Schatten, der jetzt über dem Theater ruht, ist verschwunden. Alle diese Fesseln, welche von der Mode und dem Flitterstand auferlegt werden, sind gebrochen. Der Tempel der Kunst steht gereinigt, befreit da. Sie ist nicht mehr ein Gegner, sie ist ein Bundesgenosse, eine feste Stütze der Kirche und Religion. Beide haben denselben Zweck,

die Veredlung der Menschen; beide haben Einen Gott und Eine Lehre. Siehe dieses vergnügte, friedliche, harmonische Volk. Das Verlangen, seine Zeit zu tödten, ist verschwunden. Man besucht die Schaubühne nicht bloß, um nach der Mühe des Tages dort auszuruhen, sondern um seiner nach Wirksamkeit dürstenden Seele eine edle Beschäftigung zu schenken. Man erfreut sich an den idealisirten, aber dennoch immer natürlichen Schilderungen, die hier gegeben werden. Man geht mit einem gereinigten Sinn, einem verfeinerten Geschmack, mit lebhaften, aber nicht stürmischen Gefühlen von dannen, und wenn man dann im wirklichen Leben um sich blickt, findet man, daß auch hier eine unerschöpfliche Schönheit wohnt, und man fühlt sich glücklich, Mensch zu sein; dasjenige Glied in der Kette der Schöpfung, das Gott am nächsten steht.“

Aber welche Form, lieber Michael, glauben Sie, daß die Oper zu dieser Zeit angenommen habe?

„Ich wage es nicht zu bestimmen, aber ich bin vollkommen überzeugt, daß sie sich dann ebensowenig mit Aberglauben, Zauberei, Heidenthum und Wundern befaßt, als mit diesen wollüstigen, sinnlich reizenden, leichtfertigen Liebesgeschichten oder diesen erschütternden, blutigen Gräßlichkeiten, die jetzt großen Beifall gewinnen. Ich stelle mir vor, daß sie statt dessen mehr wahrhaft menschliche Gegenstände wählen und dadurch, daß sie vorzugsweise die edelsten und erhabensten Gefühle darstellt, mehr zu dem Schönen und Guten anlockend, als von dem Niedrigen und Gemeinen abschreckend zu wirken suchen wird. Es ist der Engel in unserm Herzen, den sie aufwecken will; aber sie befaßt sich nicht damit, die Dämonen hervorzurufen, und sie weiß, daß etwas Gefährliches in der Gabe des Genies liegt, das Böse zu vergolden und nach seiner Art auch zu poetisiren, selbst wenn es unter dem Vorwand geschieht, als warnendes Exempel zu dienen. Ohne Zweifel wird auch der musikalische Ausdruck selbst große Veränderungen

erfahren. Wenn eine reine ästhetische Bildung die vielen Vorurtheile beseitigt hat, welche jetzt das Publikum irre führen, so kann man nicht mehr mit einer leeren, geistlosen Contrapunkt-Gelehrsamkeit oder mit einigen halsbrecherischen musikalischen Seiltänzerinnen zu glänzen wünschen. Man wird dagegen eine sehr einfache, prunklose und mehr naturgetreu malende Form wählen . . . Ich selbst habe einmal einen Versuch in diesem Geiste gewagt. Damals wie jetzt brannte ich vor Verlangen, der Kunst zu nützen, aber ich kannte mich selbst noch nicht genug; ich besaß noch die glückliche Illusion, als Tondichter den allgemeinen Geschmack reformiren, die Modetollheiten überwältigen zu können. Du weißt, daß ich kein Glück machte, daß ich einer so großen Aufgabe nicht gewachsen war. Ganz sicher würde auch ein größeres Talent als das meinige denselben schlechten Erfolg gehabt haben, denn die Zeit ist noch nicht gekommen, um auf diese Art aufzutreten. Ehe das Publikum begreifen und fühlen kann, was ich mit einer wahren Musik meine, muß dieses Publikum eine Vorbereitung durchgemacht haben, eine Vorbereitung, die nicht dem Tondichter, sondern dem Virtuosen angehört, denn dieser Letztere ist es, der jetzt dem Publikum am nächsten steht. Ja, Leopoldine, begreife das rechte Feld Deiner Wirksamkeit. Wenn einmal ein Virtuos auftritt, der mit Talent und dem Feuer des Genies ein edles Herz und eine richtige Auffassung des hohen Zweckes der Kunst vereinigt, der von einer reinen Liebe zum Idealischschönen belebt wird und nicht von dem eiteln Wunsch zu berauschen und sich selbst zum Abgotte der Stunde zu machen; der aus dem Gefühl für das Große in seinem Beruf den Muth schöpft, allen Versuchen zum Abfall, womit die Welt verlockt, zu widerstehen, und der nie, nie vergißt, daß die Sehnsucht, das Verlangen nach dem Idealen, das dem Menschen angehört, bei dem Künstler so rein sein muß, wie die Liebe der

Unschuld zur Wahrheit und Tugend; wenn einmal ein solcher Virtuos auftritt, dann ist der rechte Weg eröffnet; Andere werden seinen Fußtapfen folgen und die Kunst ist gerettet. Ein solcher Virtuos wird mit Urtheil unter den vielen guten Meisterwerken auszuwählen wissen, die wir bereits besitzen; er wird auch in die weniger würdigen Compositionen einen neuen Geist bringen; er wird seelenlosen Dingen eine Seele geben; er wird den Himmel zwischen den dunkeln Wolken verschimmern lassen, auf solche Art einen verirrten Geschmack brechen und die Herzen des Publikums für edle Genüsse empfänglich machen. Ich habe mich nicht betrogen, das sagt mir eine innere Stimme; ich habe endlich gefunden, was ich so lange suchte. Du, Leopoldine, Du selbst bist ein solcher Virtuos! Eine höhere Macht hat Dir Dein Talent als Sängerin gegeben, damit Du eine glückliche Zukunft in der Welt der Kunst und also auch im wirklichen Leben anbahnen mögest."

Michael hatte sich erhoben, während er so sprach. Die Idee, welche er entwickelte, bildete die Hauptsumme seines Glaubens, seiner Liebe und seiner Hoffnung. Er war selbst hingerissen von seinem Gegenstand und nahm die Wärme der Phantasie als eine prophetische Eingebung.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte Leopoldine seinen Worten gelauscht. Sie war seinen Gedanken auf ihrem kühnen Fluge gefolgt. Der Enthusiasmus des alten Schwärmers hatte ihre eigene Seele durchströmt, und in dieselbe holde Extase versetzt, die ihn belebte, stand sie jetzt mit strahlenden Blicken da, die Hände an ihre schwellende Brust gedrückt.

„Dank Michael, Dank, Du edler Kunst- und Menschenfreund! ... Mir ist, als sei ich in diesem Augenblick von einem langen Schlummer erwacht. Wohl habe ich manche schöne Träume gehabt, aber Du hast mir noch mehr gegeben; Du hast Licht über meine kindische Ahnungen verbreitet, Du hast mir die Wahrheit gegeben,

die ich so oft suchte, so oft ersehnte . . . Ja, ich will den Weg einschlagen, den Du mir vorzeichnest. Ach, verlaß mich nicht! An Deiner Hand werde ich stark werden, an Deiner Hand gehe ich mit gutem Glauben der Zukunft entgegen.“

„Ein guter, ein lebendiger Glaube ist die erste Bedingung aller großen Handlungen. Des Lebens Räthsel, mein Kind, können wir zwar hier nicht vollkommen lösen; aber viel wird uns klarer, wenn wir nur auf die Offenbarungen achten, die uns gegeben sind. Alles, was wir schön nennen, ist eine solche Offenbarung, und Alles, was wir Begeisterung nennen, ist eigentlich bloß eine Rückkehr zu unserem rechten, unserem wahrsten Ich . . . Siehe, wie die ganze Natur lächelt, gleich einem gesunden Kinde, das auf dem Schooße seiner Mutter spielt. Was besagt wohl dieses stille Glück, wovon Alles um uns her das Gepräge trägt? . . . Es besagt: Mensch, auch in Deiner Brust lebt eine gleich schöne Natur, sie ist tief zu Boden gedrückt, aber sie lebt dennoch, um ihre Freiheit noch einmal zu erhalten.“

„Aber ganz hauptsächlich sagt sie, daß Gott die unerschöpfliche Güte ist.“

„Du genießest einen schönen Abend, eine freundliche Landschaft. Wie unendlich mehr würdest Du nicht genießen, wenn Du die holde Harmonie, die hier vorherrscht, auch auf die Menschen ausgedehnt fändest. In der ganzen Natur um uns her gibt es nichts, was wir ein Unglück nennen können; warum sollte wohl da der Mensch, das vollkommenste aller Wesen, das einzige Mißlungene in der ganzen Schöpfung sein? Nein, wir sind nur in dem Maß unglücklich, als wir untreu und von unserer Bestimmung abgefallen sind . . . Für uns gibt es viele Himmel, denn jedes gute und edle Gefühl schließt einen solchen in sich; aber die Hölle liegt in einer nicht erfüllten Pflicht. Ich glaube auch an ein Fegfeuer, nämlich an dasjenige, das unsere Seelen durchmachen müssen, wenn sie einmal auf der Grenze zwischen der Zeit und

der Ewigkeit, zwischen Erde und Himmel stehen und da auf der einen Seite von dem höchsten Schönen bezaubert werden, auf der andern eine Zusammenstellung ihres ganzen verflossenen Lebens sehen. Denke Dir, welch' ein Augenblick herzzerreißender Qual, wenn das Gemüth bereits eine himmlische Reinheit erhalten hat, wenn der Geist von einer göttlichen Harmonie durchdrungen ist, auf einmal wie auf einer Karte seine zurückgelegte Wanderung zu überschauen, zu sehen, wie sie zwischen Sünden und Thorheiten, zwischen Fehlern und Verbrechen sich hinschlängelt. Ein solches Fegfeuer steht uns allen bevor, und möge Gott uns einmal vor der Entdeckung bewahren, daß wir gänzlich den Weg verloren haben, der uns vorgezeichnet war!"

„Möge Gott mich davor bewahren!" stimmte Leopoldine in heiliger Andacht ein.

„Sei ohne Furcht, mein Kind. Dein Ziel ist so schön, daß Du, wenn Du es nur einmal recht auffassest, es auch lieben mußt, und diese Liebe wird die Mühe Deiner Anstrengungen versüßen. Daß die Menge unserer Künstler auf halbem Wege stehen bleibt, das kommt nicht sowohl von der Armuth an Genie her, als vom Mangel an wahrer Liebe zur Kunst. Man kommt dadurch in den Himmel, daß man ruft: Abba, lieber Vater! Man dringt nicht dadurch in das Heiligthum der Kunst, daß man nur Talent und Phantasie besitzt. Die Arbeit und der Fleiß sind auch nichts Seltenes, aber man scheint gänzlich vergessen zu haben, daß nur diejenige Art von Bildung, deren rechte Bedeutung Veredlung heißt, der Seele die Fähigkeit verleiht, sich in eine ideale Welt zu versetzen, und was ist wohl ohne diese Fähigkeit das Genie? Ein Luxus, ein Ueberfluß, den man angafft und worüber man sich verwundert, aber nichts zum Lieben und Bewundern. Von einem Genie ohne Tugend hat man viel zu fürchten, aber nichts zu hoffen . . . So viel ist klar, daß eine so selbstsüchtige Zeit wie die gegenwärtige für die

Kunst nicht günstig werden kann. Sie führt auch im Allgemeinen ein sehr betrübtes und dahinwelkendes Leben, was das Geistige betrifft; aber im Materiellen zeigt sie sich um so fetter und wohlhabender. Die Kunst wird jetzt gemeiniglich nur als ein Industriezweig betrieben und betrachtet. Der alltägliche Ehrgeiz ist wenig besser als die bloß und offen dargelegte Geldgier. Darum sind unsere Künstler zum großen Theil nur Fabrikanten geworden, und der Geist, der sie belebt, ist im Grunde nichts Anderes, als ein Geschäftsgeist. Schwefelschnitten oder Gemälde zu verfertigen, Baumwolle zu spinnen oder Musik zu machen, Bücher zu schreiben oder sie zu drucken, Alles hat eigentlich einen und denselben Zweck, nämlich Geld zu verdienen. Und es ist sehr Schade, daß die vortreffliche Dampfkraft noch nicht auf die schönen Künste anwendbar gemacht werden konnte, dann erst könnte man sie recht en gros betreiben. Aber das wird vielleicht in einer Zukunft liegen. Ja, ich finde es gar nicht unmöglich, daß man einmal ein ganzes Orchester erfindet, das mit Dampf getrieben wird, und was unsere Ballette im Allgemeinen betrifft, so wäre es ein reiner Gewinn, eitel kleine Dampfmaschinen statt der plumpen, athemlosen Figurantinnen zu sehen. Du lächelst über meine Uebertreibungen, aber sie sind ja bloß eine Folge der Principien, die sich geltend gemacht haben. Wenn das Mechanische in der Kunst die Oberhand gewinnt, dann werden auch die Künstler mehr oder weniger Industrieritter, und das Publikum lernt das Schöne in demselben Verhältniß schätzen, als es theuer ist. Wenn Du in einer Gesellschaft von einer großen Tänzerin sprichst, wird man Dich sogleich fragen: wie groß ist ihr Gehalt? wie viel kann sie an einem Abend verdienen? Und Jedermann wünscht ihr Talent zu besitzen, nicht darum, weil man damit seinen Mitmenschen einen edlen Genuß bereiten könnte, sondern hauptsächlich darum, weil man dann gefeiert und gepriesen, und vor allen Dingen sehr reich würde. Wie manch=

mal habe ich nicht sonst ehrenwerthe und vortreffliche Personen mit vollem Ernst rufen hören: Ach wenn ich die Kehle der Malibran oder die Beine der Taglioni hätte, dann würde ich das Geld mit Scheffeln messen! und solche Aeußerungen, die von einer traurigen Rohheit mitten im Zeitalter der Bildung und Aufklärung zeugen, erregen keinen Verdruß; man fühlt sich dadurch nicht verletzt, man findet sie im Gegentheil sehr klug und verständig. Solche Ansichten, Leopoldine, können zwar allerdings die Künstler zu Millionären machen, aber sie ruiniren die Kunst selbst. Es gibt auch noch eine andere Macht, die schon manchen jungen Adepten der Kunst veranlaßt hat, seine Bahn zu verlassen. Das ist die Liebe, und vor dieser besonders will ich Dich warnen. Die Liebe im Allgemeinen ist wie ein Buch, das eine poetische Vorrede hat, dann aber in die trockenste Prosa übergeht. Ich habe auf der Künstlerlaufbahn manche gute Anlage auftauchen gesehen, die im Anfang von der Liebe bethört, zuletzt unter den Sorgen des Familienlebens begraben wurde, und wer kann all die hoffnungsvollen Sängerinnen zählen, die ihren Beruf aufgegeben haben, um schlechte Ehefrauen zu werden? Solche Gaben wie diejenigen, die Dir verliehen sind, gehören zu den besonderen Gnadengaben des lieben Gottes. Darum fordert er auch, daß sie wohl gepflegt werden sollen, und er scheint als eine gerechte Strafe festgesetzt zu haben, daß derjenige, der die Fähigkeit zu etwas Großem erhalten hat, sie aber nicht benützt, auch im Kleinen nicht glücklich sein soll. In Folge dessen sind alle verwahrlosten Genies im praktischen Leben große Stümper geblieben ... Es ist nicht genug, daß man der Kunst seine Hand schenkt, man muß ihr auch sein Herz ganz ungetheilt schenken. Ich glaube nicht, daß eine große Idee je durchgeführt worden ist, ohne daß derjenige, der dafür gewirkt hat, ihr all seine Kraft opferte, denn es ist uns nicht möglich, zweien Herren auf eine befriedigende Art zu die-

nen, und ich wage zu behaupten, daß es mit der weiblichen Natur unvereinbar ist, zu gleicher Zeit für die Kunst und für einen Geliebten zu glühen. Du weißt, welche Ansprüche ich an einen Künstler mache, Du hast gesagt, daß Du sie billigest. Du mußt also auch einsehen, daß die Treue, die ich verlange, eine unerläßliche Bedingung für den Erfolg und Sieg ist."

„Aber die Liebe ist ja der gute Engel des Herzens. Von seinem Himmel senkt er sich herab und führt uns mit sich zurück in die Heimath der Glückseligkeit . . . die Liebe, die glückliche Liebe ist ja das schönste, das beste der Gefühle, das wir empfinden können; wie kann sie also der Kunst feindlich sein?"

„Darum, Leopoldine, weil die glückliche Liebe von so kurzer Dauer ist! Euer gewöhnliches Schicksal, ihr Evastöchter, ist, in der einen Stunde vergöttert und in der andern verstoßen zu werden. Wahrhaftig, die Stellung des Weibes im Allgemeinen erscheint mir allzu abhängig, und was ihre Liebe betrifft, so zeigt es sich alltäglich, daß sie, je mehr sie liebt, um so mehr Sklavin wird und ihre eigene Menschenwürde vergißt. Sie findet einen Genuß darin, beherrscht zu werden. Ihre Liebe hat ein beständiges Bedürfniß, in Opfern zu leben, und demjenigen, den sie liebt, schenkt sie Alles, nicht bloß das Herz, sondern ihre ganze Individualität, ihren Willen, ihre Wünsche, ja wenn er es verlangt, auch ihre Tugend und sogar, soweit dieß möglich ist, ihr Gewissen. Es scheint, als bestände ihre lieblichste Freude darin, gänzlich als ein selbstständiges Wesen zu verschwinden und nur als ein Theil ihres Geliebten, als ein Gedanke, ein Gefühl von ihm zu leben. Es ist ihre strahlende Sonne und sie will bloß wie der Mond leuchten, als ein Wiederschein von ihm. Wie gefährlich ist nicht eine solche Liebe!"

„Und was anders haben Sie uns wohl statt ihrer zu bieten? Die Sehnsucht unseres Herzens, sich auf dem Altar der Liebe zu opfern, ist sie nicht von den

ewigen unveränderlichen Gesetzen der Natur angeordnet? ... Sie können es nicht läugnen, das Weib ist nicht geschaffen, um allein durch das Leben zu wandeln, in der stillen Welt des häuslichen Lebens ist dennoch ihr erster Platz."

„Deßhalb will ich auch zu jedem gewöhnlichen Weibe sagen: Brich diese glühende Rose, ihre Dornen werden Blut aus Deinem Herzen pressen, aber brich sie jedenfalls, Du findest keine schönere ... Mit Dir dagegen verhält es sich ganz anders."

„Und warum?"

„Weil Du Künstlerin bist ... Doch auch zu Dir will ich sagen: Liebe, mein Kind, liebe warm und innig. Aber bedenke, es gibt eine andere, eine höhere Liebe, als diejenige, die mit Pfeil und Bogen bewaffnet einhergeht; erkühre Dir die Kunst als Bräutigam Deines Herzens. Jeder andere Gegenstand würde Deiner Seele die Freiheit rauben, Dir fremde Ketten anlegen und Dich wie Andere zu einer Sklavin der Leidenschaft machen ... Du wirst nicht allein sein, wenn Du auch nicht als Gattin und Mutter lebst. Deine Seele ist groß genug, um die ganze Menschheit zu umfassen; Du hast nicht bloß einige wenige Menschen, für die Du leben mußt, sondern Deine ganze Zeitgenossenschaft, und statt eines häuslichen Herdes hast Du eine ganze Welt."

„Ich hatte selbst früher diesen Glauben und erfreute mich daran; aber jetzt, bei der Erinnerung an meine kurze Liebesfreude, finde ich diesen Gedanken so kalt ... Doch mein Schicksal ist festgesetzt. Fürchte nichts. Die Liebe, vor welcher Du mich warnst, wird sich meinem Leben nie mehr nähern. Was auch geschehen möge, ich werde als ein Fremdling durch's Leben wandeln; ich werde dem Glück fremd bleiben, das die holdeste Hoffnung meines Geschlechtes ausmacht. Aber ich will meine Seele von jedem Band, auch von demjenigen, welches mir am liebsten war, losreißen, und für die Kunst allein leben; ich werde es ohne Klage thun. Wenn gleichwohl

hie und da ein Seufzer aus meiner Brust aufsteigen oder eine Thräne meinem Auge entfallen sollte, wenn ich zufällig auf meinem Wege einer glücklichen Liebe begegne und die stille Zufriedenheit, das Wohlbehagen und die Freude um einen häuslichen Herd her schaue, dann mag Gott mir verzeihen und mir dieß nicht als Undankbarkeit für das mir bescheerte Loos, nicht als Untreue gegen meine Pflicht anrechnen."

„Er wird es nicht bloß verzeihen, sondern er wird Dir auch für die flüchtigen und leicht gestörten Freuden der Liebe einen vielfachen Ersatz in anderen Freuden von einer höheren und unwandelbaren Natur schenken; er wird, wenn Du Deinem Beruf folgst, Deine Zukunft mit Blumen schmücken, über deren Schönheit die Kälte des Lebens keine Gewalt hat ... Noch bedarfst Du einer kurzen Ruhe. Deine Seele wird hier im Schooße der Natur den Frieden wiederfinden, dessen Dich die Welt für immer zu berauben versucht hat, und Deine physischen Kräfte werden aus dem Landleben neue Stärke schöpfen. Hernach mußt Du Dich ernsten musikalischen Studien widmen. Ich habe es schon oft gesagt und ich wiederhole es: noch fehlt Dir Vieles. Deine künstlerische Erziehung ist allzu oberflächlich gewesen. Man hat Dir Fertigkeit beigebracht, aber eigentlich ganz und gar keine Kenntniß, und nur durch Dein eigenes Genie bist Du die gute Sängerin geworden, die Du bist. Im Allgemeinen kann man sagen, daß es ein Glück ist keiner Schule anzugehören, in einer Zeit, wo alle Schulen schlecht sind. Aber um Deinen von Natur guten Geschmack zu befestigen, mußt Du Dir nothwendig den Geist einverleiben, der die Werke unserer großen klassischen Tondichter beseelt, und hauptsächlich in dieser Richtung will ich Deine Studien leiten. Welcher Reichthum an himmlischer Schönheit wird nicht dadurch Dein Herz erquicken, welche edle und erhabene Gefühle werden nicht wie frische Quellen in Deiner Seele emporsprudeln! Erst nachher mußt Du wieder in die Welt

hinaustreten, um Deine unterbrochene Laufbahn als Sängerin fortzusetzen, oder vielmehr Du wirst jetzt einen neuen Anfang machen; denn jetzt erst hast Du den rechten Weg gefunden."

„Und dann, Michael?"

„Dann Sieg!"

„Aber das Leben einer Sängerin ist kurz, sie altert bald; ihrer wartet zum Schluß ein trauriges Schicksal: sie stirbt für die Kunst, aber nicht für das Leben."

„Wenn die Stunde der Ruhe gekommen ist, was können wir dann Besseres besitzen, als die Erinnerung an eine schöne und nützliche Wirksamkeit! . . . Die Welt, die manche falsche Lehren in Umlauf bringt, predigt beständig als eine goldene Weisheitsregel für alle Jünger der Kunst: Sei thätig, so lange Du steigen kannst; aber wenn Du Deine höchste Höhe, Deinen größten Ruf erreicht hast, dann höre auf und führe ein kummerloses Leben von Deinen gesammelten Kapitalien! . . . In dieser Lehre verräth sich ein Zug von Eitelkeit, eine Effekthascherei, die mit der reinen Wahrheit nichts zu schaffen hat. Ich dagegen möchte sagen: Sei thätig, so lange Du noch nützen kannst. Es handelt sich nicht um Deinen eigenen Namen, sondern um das, was Du auszurichten vermagst, und so lange Du durch Dein Talent, das Du nicht bloß für Dich allein erhalten hast, Deinen Mitmenschen einen veredelnden Genuß bereiten kannst, hast Du kein Recht, in die Unthätigkeit zurückzutreten . . . Aber man erstirbt nicht für die Kunst, so lange man in seiner Liebe treu ist. Selbst dann, wenn wir nicht länger als ausübende Künstler bestehen können, bleiben uns noch viele Mittel, für das Beste der Sache zu wirken. Wenn das sich nicht so verhielte, sprich, Leopoldine, welchen Trost, welche Freude gäbe es dann wohl für mich, der ich so allein in der Welt stehe und außer meinen Ideen gar nichts Anderes habe, wofür ich leben könnte? . . . .
. . . .

Noch lange wurde dieß Gespräch fortgesetzt. Der Gegenstand war für Michael unerschöpflich, und Leopoldine wurde nicht müde, seinen Gedanken zu folgen. Viele von seinen Worten verbreiteten einen Lichtstreif über Begriffe, die ihr bisher dunkel gewesen, und sie nahm jede schöne Ansicht, jede hohe Anschauung über Leben und Kunst, welche der alte Phantast ihr mittheilte, als ein werthvolles Geschenk entgegen.

Inzwischen hatte die Sommernacht ihren Schatten über die Gegend gebreitet und ein von der See aufsteigender kühler Nebel zwang unsere Freunde, die Veranda zu verlassen.

XXIII.

Ein Weiberherz.

Albert: Julia, bist Du ewig mein?

. . . .

Julia: Albert, schließ mich an Dein Herz!
Dir gebe ich mich gänzlich hin,
Folg' Dir zu des Himmels Sälen,
Folg' Dir in der Hölle Tiefen.
Rettungslos bin ich gefangen,
Kann mich nie mehr von Dir reißen,
Kann Nichts als ein Opfer bleiben.

Stagnelius.

Ein paar Wochen später trat Leopoldine eines Abends in vergnügter, beinahe fröhlicher Stimmung in ihr Schlafzimmer. Sie war so eben von einem Spazier-

gang mit Michael zurückgekommen. Das Gespräch war lebhaft gewesen. Er hatte hauptsächlich dieselben Gegenstände berührt, womit sie sich an dem vorhin beschriebenen Abend beschäftigt, aber Michael hatte noch besser als damals seine Lieblingsideen zu entwickeln und das Interesse seines jungen Schützlings für die Kunstansichten, von denen er selbst so innig belebt war, zu erwärmen gewußt.

Leopoldinens Gedanken gewannen immer mehr von der ordnenden Kraft, die es dem Gedanken möglich macht, mit einigem Vortheil gegen die Gefühle aufzutreten. Sie begann einzusehen, was ein junges Weib nur selten begreift, daß das Lebensglück nicht bloß von dem Herzen, sondern auch von der Schönheit unserer Ideen abhängt. Daß sie einen Sieg über ihre Liebe gewonnen habe, könnte ich nicht mit Recht behaupten; denn sie hatte bloß ihren Schmerz besiegt. Dieß ist nur der erste Schritt, aber sie hatte auch den zweiten gethan, sie hatte den ersten Schimmer einer neuen Zukunft gefunden, ja sogar wenigstens den ersten Grundstein zu einem neuen Glücke gelegt.

Schon lange hatte sie nicht mehr mit einer solchen Ruhe wie jetzt ihre eigenen Gefühle geprüft. Es war ihr klar, daß sie an einem Scheideweg stand; weiter jedoch war sie noch nicht gekommen. Die Erinnerungen gingen nach der einen Richtung, die neuen Hoffnungen nach einer andern.

Das Fenster des Stübchens hatte offen gestanden, und als Leopoldine, die im Begriff war, sich zur Ruhe zu begeben, es verschließen wollte, wunderte sie sich, einen Brief auf dem Sims zu finden.

Aber die Verwunderung wurde noch größer, und führte eine heftige Gefühlsaufwallung nach sich, worin jedoch eine herzliche Freude die erste Stelle einnahm, als sie an der Aufschrift Maximilian's Hand erkannte.

Im nächsten Augenblick war das Siegel erbrochen .... Der Brief war wirklich von Maximilian ... Sie

drückte ihn an ihr klopfendes Herz, an ihre glühenden Lippen, und nur mit Mühe konnte sie sich die nöthige Ruhe erkämpfen, um den Inhalt zu lesen.

Der Brief lautete:

„Geliebte Leopoldine!

Noch einmal wage ich es, Dich so anzureden, und es liegt eine tiefe, eine ewige Wahrheit in diesem Gruß ... Es ist mir in diesem Augenblick unmöglich, meine Gedanken so zu ordnen, wie ich wünschte. Mein Herz ist übervoll. Ich sehne mich, Dir meine Seele zu öffnen. Ich möchte Dir Alles sagen, aber für's Erste und Letzte, daß ich Dich liebe; ja mit einer Liebe, die, ich schwöre es, jetzt nach einer grausamen Prüfung Deiner würdiger ist als je ... Ach, warum kann ich nicht in diesem Augenblick zu Deinen Füßen niedersinken? Sicherlich würdest Du mich dann ohne Worte besser verstehen, als aus allem dem, was ich hier vorbringen kann. Die Buchstaben stehen so todt und so kalt da, ein einziger Blick würde Dir weit mehr sagen.

Mit der aufrichtigsten Reue eile ich, zu bekennen, daß mein Benehmen gegen Dich gemein und verächtlich gewesen ist. Ich habe durch meine unwürdige Aufführung selbst die Bande zerrissen, die uns vereinigten, Dich selbst aller Eide entbunden, die Du mir geschworen, und ich habe nichts mehr von Dir zu fordern. Daß ich irre geführt, der Gegenstand einer niedrigen Kabale war, und daß just meine heftige Liebe dazu beitrug, mir den Kopf zu verwirren, das kann keine genügende Entschuldigung sein. Ich will auch meine unverzeihliche Schwachheit auf keinerlei Art zu beschönigen suchen. Nein, ich lege allen Stolz bei Seite, und rufe nur Dein Mitleid an.

Du erkennst mich nicht wieder, wenn ich so spreche; in Wahrheit, Leopoldine, ich habe mich in diesen letzten Monaten sehr verändert.

Als Du mich das letzte Mal sahest, war das ganze Leben nur ein Spiel für mich. In fröhlichem Leicht-

sinn tändelte ich mit dem Schicksal. Mein ganzes Verlangen war, jede Rose zu pflücken, der ich nahe kam, und gar zu sehr von den Freuden des gegenwärtigen Augenblicks eingenommen, hatte ich ganz und gar keine Gedanken an die Zukunft, sondern nur eine kühne, vermessene Hoffnung. Die Liebe zu Dir war das einzige Gefühl, das tiefere Wurzeln bei mir schlug; aber just weil sie das einzige war, verstand ich sie selbst nicht. Erst als ich dieses Gefühl aus meinem Herzen zu reißen suchte, überzeugte ich mich von seiner unüberwindlichen Stärke. Ach, Du kannst die Qual nicht begreifen, die eine Seele ausstehen muß, wenn sie nach einem holden Entzücken zu ihrem eigenen Elend zurückkehrt. Du hast keine Ahnung von dem Schmerz, den ein Mensch erleiden muß, wenn er genöthigt ist, zu sich selbst zu sagen: „Du hast Dein eigenes Glück verscherzt. Die Morgenröthe einer besseren Zukunft, die kaum erst für Dich angebrochen war, ist bereits erblichen; für Dich ist die Sonne bereits untergegangen; sie sank in demselben Augenblick, wo ihre ersten Strahlen Dich das Licht lieben lehrten, und jetzt wird es nie mehr tagen, nur Nacht und Finsterniß bleiben Dir noch übrig! . . .“ Dann, Leopoldine, dann erst ist das Unglück vollkommen; denn man hat die Achtung vor sich selbst verloren. Auch ich muß jedoch die bittere Schule des Unglücks preisen. Der Kummer und der Schmerz haben mir bessere Lehren geschenkt als das Glück. Sie haben mir manche *theure* Wahrheit gegeben und meine Seele zum Ernste gestimmt.

Es war ein merkwürdiger Tag, als ich am Sterbebette meiner Mutter saß. Ich sah sie da zum ersten und zum letzten Mal; aber meine Erinnerung an dieses Beisammensein ist unvertilgbar. Ich hatte noch nie einen Menschen sterben gesehen. Ich hatte nur das Leben kennen gelernt, und zwar so, wie es sich einer leichtfertigen, in alle tollen Vergnügungen der Welt verliebten, genußsüchtigen Jugend zeigt . . . Diese brennenden Thränen der Reue, dieses verzweifelte Schmer-

zensgeschrei, dieser letzte Kampf des Körpers und der Seele und endlich nach mehrstündigen schrecklichen Qualen ein unheimlicher, peinlicher Tod — dieß war für mich eine ganz fremde Seite des menschlichen Schicksals. Meine Seele wurde in ihrer innersten Tiefe erschüttert. Es war, als erwachte ich zu einem neuen Bewußtsein des Lebens und meiner selbst. Alles, was ich bisher am höchsten geschätzt hatte, versank gleich Schatten in die Erde. Es war so leer in mir, so kalt, so öde um mich her.

Aber eine einzige Erinnerung liebte ich noch; es war die Erinnerung an unsere Liebe. Sie funkelte wie ein klarer Stern in der finsteren Nacht; sie wurde mein einziger Trost, als alle meine anderen Freuden schwanden. Je mehr ich jetzt unser früheres Verhältniß bedachte, je deutlicher Dein Bild wieder vor meine Seele trat, um so unerklärlicher erschien es mir, daß Du mich wirklich so grausam habest betrügen können. Einige genauere Nachforschungen gaben mir bald vollkommene Gewißheit von Deiner Unschuld ... O mein Gott, wie erfreute ich mich meines wiedergewonnenen Glaubens! Ich sah die Thore des Paradieses sich wieder öffnen. Mit Dir hob sich die ganze Menschheit. Meine Freude läßt sich nicht beschreiben, eben so wenig aber auch meine Furcht, meine wohlbegründete Furcht, ich möchte Dich für immer verloren haben.

Seit dieser Zeit ist es mein einziger Wunsch gewesen, Dich wieder zu sehen und mit meiner Reue, meinen Bitten wenigstens Deine Versöhnung zu gewinnen, wenn Du bereits unwiderruflich Deine Liebe von mir abgewendet hast. Endlich gelang es mir, den Ort aufzuspüren, wohin Du Dich mit meinem Vater zurückgezogen. Ich bin bereits zwei Tage in Deiner Nähe gewesen. Ich habe mich wie ein Missethäter um Deine Wohnung geschlichen, ohne daß ich mich zu zeigen wagte. In der Entfernung und hinter Hecken versteckt, habe ich Dich wiedergesehen. Niemals hat mir Deine Schönheit

so himmlisch geschienen wie jetzt. Du hättest fühlen müssen, wie meine Blicke Dir folgten, Dein Herz hätte ahnen müssen, daß das meinige kaum hundert Schritte von Dir schlug. Hörtest Du nicht, wie meine Seufzer sich mit dem Säuseln des Windes vermischten? ... Nur die Furcht, daß eine plötzliche Ueberraschung Dich allzu heftig erschüttern könnte, hielt mich zurück, und ich beschloß endlich, Dich zuerst brieflich von meiner Anwesenheit zu benachrichtigen.

Leopoldine, in diesem Augenblick ist es nicht bloß ein verzweifelter Liebhaber, der zu Dir spricht, es ist auch ein unglücklicher Jugendfreund. Ich habe jetzt mich selbst kennen gelernt und einen kleinen Begriff von meiner eigenen Stellung gewonnen. Höre mich aufmerksam an; ich gedenke weder Dich, noch mich selbst zu betrügen.

Wenn Du mich verstößest, wenn Du mir für immer Deine Liebe entziehst, so wird dieser Schlag mein Herz zermalmen, und das Herz ist doch das Beste, was ich besitze. Dieses Verlangen meiner Seele nach Veredlung, diese Sehnsucht meiner besseren Gefühle nach einer Wirksamkeit, dieser innere Drang, der mich jetzt belebt, wird sich dann wieder verlieren. Ich fühle, daß ich nicht Kraft genug besitze, um gegen ein so bitteres Schicksal zu kämpfen. Der Schmerz wird mich überwältigen, und um meinen Qualen, meinen Erinnerungen zu entfliehen, werde ich mich wieder in das tolle Getümmel der Welt werfen; während Andere Glück suchen, werde ich nur Vergessenheit suchen. Die Verachtung gegen mich selbst wird jedes Band zerreißen, das mich bisher zurückgehalten hat, und da die leeren Vergnügungen, denen ich bisher nachgejagt, keine Lockungen mehr für mich haben, was kann ich dann wohl noch Anderes verlangen, als den Sinnenreiz, welchen die Leidenschaften mit sich führen? Was früher nur Leichtsinn war, wird jetzt allmälig Berechnung werden. Meine Schwachheiten werden sich bald zu Lastern

verhärten, und mein ganzes Leben wird ein fortgesetzter Fall von einem Abgrund in den andern sein, bis endlich der letzte sich mit meinem Grabe erschließt.

Wenn Du mir dagegen Deine Arme wieder öffnest, dann öffnest Du mir auch den Weg, der mich aus alten Fehlern zu neuen Tugenden führt. Du bist meines Lebens guter Engel, mein Herz hat dieß schon damals empfunden, als ich zum ersten Mal Deinem Blick begegnete; aber nie habe ich mit einer so glühenden Ueberzeugung wie jetzt in den letzteren Zeiten daran geglaubt. An Deiner Seite gehe ich hoffnungsvoll meiner Zukunft entgegen. Noch finden sich bei mir viele gute Anlagen, die, wenn sie sich in der reinen Luft, welche Dich umgibt, entwickeln dürfen, einst meinen Werth als Mensch und Künstler erhöhen werden. Mein Charakter ist noch nicht verdorben. Die Flecken, die er hat, werden bald von Dir vertilgt werden, und wenn mein Gemüth geläutert ist durch die guten Eingebungen, an denen Deine Seele so reich ist, dann werde ich auch die Kraft zu einer nützlichen und edlen Wirksamkeit gewinnen.

Du wirst die Inspiration zu meinen ersten würdigen Handlungen geben, und dann werden wir, auf unsere gegenseitige Liebe gestützt, im Glück und Frieden auf unserer Bahn vorwärts wandeln, immer mit der Wahrheit und Tugend als unserem höchsten Ziel ... Ich werde hingerissen von den bezaubernden Zukunftsbildern, die meine Phantasie hervorruft. Denke Dir unser Zusammenleben, unsere häusliche Glückseligkeit ... Du kannst nicht fürchten, daß ich einmal für die Reize, die ein solches Leben mit sich führen würde, erkalten und zu meinen alten unruhigen Gewohnheiten zurückkehren könnte; nein, Du kannst das nicht, denn Du besitzest Glauben an die göttliche Macht des Guten, an die Sympathie des Herzens für Alles, was edel ist.

Was ich jetzt gesagt habe, sind nicht bloß leere

Phantasien, es ist mein Wille, meine volle, meine sichere Ueberzeugung. Jeder Mensch hat Augenblicke, wo seine Sinne sich schärfen, wo sonst verborgene Wahrheiten sich ihm enthüllen und seine Blicke die Schicksale erspähen, welche die Zukunft in ihrem Schooße birgt. Ein solcher Augenblick ist für mich der gegenwärtige. Es ist auch keine Berechnung, was mich drängt, Deine Gefühle zu erschüttern und dadurch Dein Herz zum Mitleid zu bewegen. Meine Aufrichtigkeit hat also keinen andern Grund gehabt als mein Verlangen, mich Dir so zu zeigen, wie ich wirklich bin, weder besser, noch schlechter, und weil ich dieses Bekenntniß mit der größtmöglichen Ruhe ablegen wollte, habe ich vorgezogen, es schriftlich zu machen.

Du weißt jetzt, daß mein Schicksal in Deiner Hand liegt. Aber ich sage es noch einmal, ich habe keine Forderung, sondern nur Bitten. Es würde mich nicht wundern, wenn Du, erschreckt über all' die Fehltritte und Schwachheiten, die ich Dir jetzt offen vor Augen gelegt habe, Dich abwenden und Dein Herz verschließen würdest. Auch wenn Du mich verstößest, werde ich Dir nicht einen einzigen Vorwurf zu machen haben; ich habe meine Strafe verdient und kann wegen des Elends, dem ich dann entgegengehe, nur mich selbst anklagen. Alles Gute und Edle, alles Schöne und Erhabene wird mich jedoch beständig an Dich erinnern. Träume ich mir einen Himmel, so wird es an Deinem Busen sein. Denke ich mir einen Engel, so wird er mit Deinem Blicke blicken, mit Deiner Stimme sprechen . . .

Aber Leopoldine, ich habe noch eine holde Hoffnung. O, es ist nicht möglich, daß Deine Liebe gänzlich erloschen ist. Tausendmal habe ich zu mir selbst gesagt, daß ich sie nicht verdiene, aber gleichwohl hoffe ich. Ja, ich hoffe, weil ich glaube, daß die Bande, die unsere Herzen vereinigen, ihre erste Ursache nicht in einer Laune, einem bloßen Zufall haben, sondern in einem ewigen, einem unveränderlichen Schicksal, dem

wir vergebens auszuweichen suchen. Dir wird vielleicht dieses Schicksal kein Glück bereiten, denn was habe wohl ich Dir zu bieten? . . . Gleichwohl wenn der Himmel es so bestimmt, welche Macht vermag uns dann zu trennen?

Unter den Linden drunten an der See, einige Steinwürfe von Deinem Fenster, erwarte ich Dich morgen schon mit Sonnenaufgang. Du bist frei und kannst nach eigenem Gutdünken Deinen Entschluß fassen; aber, was Du auch bestimmen magst, um Gotteswillen, Leopoldine, verweigere mir diese Zusammenkunft nicht. Du hast ein Recht, streng, aber nicht grausam zu sein gegen

Deinen

Maximilian.

Jedes Wort in diesem Brief drang Leopoldinen zu Herzen und gab der Flamme, die zu ersticken sie wenigstens *versucht* hatte, neue Nahrung. Der Kampf — nein, es war ganz und gar kein Kampf, ehe der Verstand unter's Gewehr treten konnte, hatte bereits die Liebe ihren früheren Thron wieder eingenommen und streckte triumphirend ihren machtvollkommenen Scepter aus.

Man sage, was man will, es ist doch etwas Herrliches um diese augenblickliche Verwandlung, welche die Liebe zu Stande zu bringen vermag. Welch' eine erhabene Kraft liegt in diesem Gefühl, das über die Seele eine wunderbarere Macht besitzt, als der Sturm über das Meer, als der Sonnenstrahl über die Blume!

Hätte Leopoldine länger unter Michael's Leitung stehen, hätten die Ideen und Ansichten, die er ihr einzuflanzen suchte, eine tiefere Wurzel schlagen können, bevor Maximilian und die Liebe sie wieder verlockten, so wäre es vielleicht möglich gewesen, daß sie diese Probe bestanden hätte; aber jetzt war ihr Herz noch nicht heimisch und vertraut mit den vielleicht allzu strengen Bedingungen einer neuen Existenz, welche der alte Kunstfreund ihr gestellt hatte . . . Es gibt Gelegenheiten in

unserem Leben, wo wir in geistiger Beziehung so zu sagen das Vaterland verändern oder von einem Princip zum andern übergehen; aber bevor ein solcher Uebergang stattfindet, entsteht eine Zwischenzeit der Unentschlossenheit, wo die Seele sich von zwei gleich starken Kräften nach zwei einander entgegengesetzten Richtungen gezogen fühlt. Besonders mit Rücksicht auf solche Augenblicke können wir von einem Schicksal sprechen, denn oft ist es dann ein von uns selbst gänzlich unabhängiger Zufall, ein Ereigniß, das unter andern Umständen ohne alle tiefere Bedeutung vorübergehen würde, was jetzt über unsere ganze Zukunft entscheidet. Michael hatte Leopoldine die entfernte Küste einer neuen Insel der Glückseligkeit gezeigt, und sie kannte sie auch schon vorher durch ihre eigenen Träume. Schon war sie von dem Ufer abgefahren, wo sie, von der Liebe verlockt, ihre Hütte hatte bauen wollen; schon wollte sie auf den gelobten Hafen zusteuern . . . aber jetzt, just jetzt rief eine wohlbekannte Stimme sie zurück. Es lag eine unwiderstehliche Macht in diesem Ruf. Sie konnte nicht fliehen; es war ihr Schicksal, zurückzukehren . . .

Allerdings entstand auch bei ihr nach dem ersten berauschenden Freiheitsjubel der Liebe ein anderes Gefühl, das Opfer forderte und von den strengen Geboten der Pflicht sprach. Aber dieses konnte ihren Wunsch, mit Maximilian zusammenzutreffen, nicht überwinden. Es konnte sie bloß wie ein Freund vor der Gefahr warnen, und da sie beschlossen hatte, erst nach einer Unterredung mit Maximilian über die Zukunft zu entscheiden, so glaubte sie alle Forderungen der Klugheit erfüllt zu haben. Ach, sie hätte auch da beschließen müssen, bei dieser ersten Zusammenkunft ihr Herz zu Hause zu lassen.

. . . .

Am folgenden Morgen sahen sich Leopoldine und Maximilian wieder unter den Linden drunten am Strande.

Es ist nicht genau ausgemittelt, in wie weit ein

Baum Bewußtsein dessen hat, was in seiner Nähe vorgeht; die Naturwissenschaft und die Poesie liegen über dergleichen Fragen oft in Hader. Aber vorausgesetzt, daß diese Linden mehr erfahren und in ihrer Weise begriffen haben, als sie dem Publikum erzählten, wage ich zu behaupten, daß sie an diesem Morgen eine außerordentlich angenehme Stunde gehabt haben mußten, denn es muß doch für einen Baum angenehm sein bei einer so glücklichen Zusammenkunft, wie diejenige war, die jetzt unter ihnen stattfand, als Zeuge anwohnen und seinen Schatten darüber werfen zu dürfen . . . Aber als Leopoldine wieder an Maximilian's Brust ruhte, als ihre Herzen wieder gegen einander schlugen, was dieser Augenblick enthielt, das können weder ich, noch die Linden beschreiben.

Es saß ein Vögelein auf einem Zweig, dicht über den Häuptern der Liebenden, just als ihre Lippen sich in einem süßen und warmen, Alles versöhnenden Kuß begegneten, und der kleine Vogel schlug in diesem Augenblick einen traurigen, klagenden Triller. Warum klagte er denn? Wollte er ein Unglück prophezeien oder wollte er sich sentimental zeigen? Nein, ganz sicherlich dachte er bloß: allerdings kann ich auch lieben, aber ich bin dennoch nur ein Vogel; ich wollte Gott danken, wenn ich Mensch wäre und wie ein Mensch lieben könnte; das müßte doch etwas Anderes sein.

Seite an Seite und Hand an Hand saßen die Liebenden noch lange da und besprachen sich so vertraulich und so ruhig, wie man dieß unter solchen Verhältnissen nur thun kann.

„Es ist also wirklich wahr," sagte Maximilian, gleich als hätte er sein großes Glück noch nicht zu fassen vermocht, „ich besitze Dich also wirklich wieder?"

„Ja, es ist wahr, Maximilian, denn es ist so, wie Du wirklich gesagt hast, ein unzerreißbares Band vereinigt unsere Herzen."

„Und ich werde Dich nie, nie mehr verlieren?"

„Mein Herz nie; aber vielleicht ... vielleicht müssen wir gleichwohl auf getrennten Wegen durch das Leben wandern.“

„Was wäre wohl im Stande, uns zu trennen?“

„Eine strenge Pflicht.“

„Unmöglich, Leopoldine.“

„Vergiß nicht, daß ich Sängerin bin. Das Weib, das häusliches Behagen schaffen und den stillen Frieden des Familienlebens pflegen will, muß ganz gewiß andere Eigenschaften besitzen als solche, die mir zu Theil geworden sind, und sie muß vor Allem nicht wie ich der Kunst Treue geschworen haben ... Siehst Du, auch ich habe mich in der letzten Zeit selbst besser kennen gelernt. Ich weiß jetzt, daß ich die Künstlerlaufbahn nicht verlassen kann und nicht verlassen darf, selbst wenn ich ihr meine Liebe opfern müßte ... Laß Deinen Blick sich nicht verdüstern, Maximilian, Du weißt selbst am Besten, ob dieses Opfer ohne Schmerz geschieht.“

„Leopoldine, Du bist es nicht, die von Aufopferung Deiner Liebe spricht. Es ist mein Vater, ich erkenne ihn wieder an diesen Worten. Vergiß nicht, Geliebte, daß in seiner Liebe zur Kunst etwas Phantastisches liegt, das sein Urtheil einseitig, seine Lehren verwirrend macht. Seine eigene Erfahrung ist nur Unglück gewesen, und nach dieser urtheilt er ... das fehlte nur noch ... er, mein eigener Vater ist es, der Dich aus meinen Armen reißt.“

Es lag eine gewisse Bitterkeit in dieser Aeußerung. Aber als Maximilian bemerkte, daß Leopoldine sich darüber betrübte, bereute er es augenblicklich und fügte innig hinzu:

„Glaube nicht, daß ich jetzt noch Verachtung oder Kälte gegen ihn empfinde, meinen armen alten Vater; nein, auch in dieser Beziehung hat sich Dein Maximilian verändert.“

„Dein Vater ist ein edler und vortrefflicher Mann;

es ist unmöglich, ihn nicht zu lieben, wenn man in seine fromme Seele hat blicken können."

„Ich habe auch einen lieblichen Traum von unserer Versöhnung gehabt. Du, Leopoldine, solltest die Mittlerin zwischen Vater und Sohn werden, Du solltest die Bande wieder anknüpfen, die so lange aufgelöst waren. . . . Sicherlich würde diese Handlung Dir eine schöne Befriedigung gewähren . . . ja, so muß es werden . . . Ich will Dich nicht der Kunst entreißen, um Dein Genie im häuslichen Leben zu begraben. Ich war es ja, der Dich zuerst aufforderte, die Künstlerlaufbahn zu betreten; könnte ich also jetzt, nachdem Deine bereits errungenen Erfolge mich vollständig von Deiner Fähigkeit überwiesen haben, der Vollendung Deiner Triumphe hindernd entgegentreten wollen? Nein, im Gegentheil hat dieß meine innigste Freude ausgemacht und mir die Hoffnung eingeflößt, daß ich dereinst Deine Stütze auf Deinem ehrenvollen, aber oft mühsamen Weg werden könnte, daß ich durch meine Liebe die Unannehmlichkeiten zu mildern vermöchte, welche das öffentliche Künstlerleben für ein allein lebendes Weib immer mit sich führen muß. Wie auch die Welt ihre Günstlinge preisen, umschmeicheln, beklatschen und mit Blumen bewerfen mag, es gibt gleichwohl Augenblicke, wo sie sich kalt und undankbar zeigt. Aber wo, wo, Leopoldine, gäbe es einen sichererern Trost in diesem Kummer, als an einer geliebten Brust? wo holt man besser neue Kräfte zu neuen Kämpfen, als in einem friedvollen und häuslichen Leben? Nur die Ruhe ist es ja, welche die Kraft verleiht, und darum besitzen die Hausgötter auch für den Künstler großen Werth. Es ist ein ruhiges und glückliches Hausleben, was ich Dir bereiten will, und nicht ein Gefängniß."

„Du glaubst also? . . ."

„Verstehe mich recht. Ich bin jetzt nicht mehr wie früher ein leichtsinniger Abenteurer, der Pläne in die Luft baut. Hätte ich nicht eine gesicherte Stellung,

so wäre ich nicht vermessen genug, Dir meine Hand anzubieten. Meine Mutter, die einen Theil ihres Lebens hindurch in nahen Beziehungen zu einem reichen Engländer gestanden, hat mir ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen, und ich bin ihr einziger Erbe. Ich hoffe also Dir eine von allen ökonomischen Bekümmernissen befreite Zukunft schaffen zu können. Auch ich liebe die Kunst und diese Liebe hat sich in demselben Maß veredelt, wie meine Liebe zu Dir. Wir werden zusammen unsere Studien durch Reisen vollenden; sie sind das beste Bildungsmittel für alle Künste. Wir wollen alle Orte besuchen, wo für diesen Zweck Etwas zu gewinnen ist. Wir wollen alles Schöne in der Welt der Kunst und der Natur sehen; wir wollen mit allen großen Talenten unserer Zeit Bekanntschaft machen. Was sagst Du von einer solchen Schule, Leopoldine? kannst Du in mir noch einen Feind der Sängerin sehen?“

„O nein, Maximilian ...“

„Ach, Du folgst mir also, nicht wahr? Du hast Vertrauen zu mir? Du bist mein, mein im Leben und im Tod! Aber mein Gott, Du wendest Dich von mir ab ... Deine Liebe ist also nicht mehr was sie früher war!“

„Meine Liebe ist es, die mich erschreckt. Ich bebe, wenn ich einsehe, welche unbeschränkte Macht Du über mein Herz besitzest.“

„Wir sind von Gott für einander geschaffen; unsere Seelen sind im Himmel getraut.“

„Aber ich liebe Dich mehr, als ein Mensch je einen andern lieben soll. Sieh' hier, Maximilian, hier ist meine Hand! Wenn Du — o welch' ein grauenhafter Gedanke! — Wenn Du mein böser Genius bist, so bin ich für ewig verloren.“

Maximilian fiel zu ihren Füßen. Seine Augen feuchteten sich von Freudenthränen und er schwur einen feierlichen Eid, daß er ihr Liebe und Treue bewahren,

daß er ihr in allen Schicksalen ein Beschützer und eine Stütze sein werde.

Leopoldine umfaßte seinen Kopf und drückte ihre Lippen auf seine schöne Stirne.

Ach, Du lieber Vater Michael, Deine Theorien, daß sie so leicht vergessen werden konnten!

Als es wieder Abend wurde, nahm Michael seinen gewöhnlichen Platz draußen in der Veranda ein.

In Erwartung Leopoldinen's, die er den ganzen Tag über kaum getroffen hatte, und deren Gesellschaft ihm so theuer geworden war, rauchte er eine Cigarre. Seine Gedanken nahmen dabei einen leichten und angenehmen Flug. Seit vielen Jahren hatte er sich nicht so froh und heiter gefühlt, wie in dieser letzten Zeit. Seine Hoffnung auf Leopoldine, sein Glaube, daß sie seine Lieblingsidee in's Werk setzen würde, war es, was dem grauen Jüngling eine glückliche Zufriedenheit schenkte ... Er blickte jetzt auf seine zurückgelegte Bahn zurück. Mancher düstere Schatten breitete sich darüber; aber er konnte ohne Gewissensqualen seine Handlungen prüfen, denn der Wille war immer gut, die Motive waren stets rein gewesen; wenn auch die Kraft ihm oft gemangelt hatte. Aber jetzt vergaß er allen Kummer, allen Schmerz, den das Leben für ihn enthalten hatte, in der frohen Ueberzeugung, daß er endlich eine Person gefunden, die durch Genie und Talent, durch Seelenreinheit, Frömmigkeit und Tugend seinen schönsten Träumen Leben und Wirklichkeit geben würde.

Ein Gesang aus dem Walde weckte ihn aus diesen Gedanken. Michael fand in den kunstlosen Tönen Etwas von dem naturfrischen Leben, das immer zu seiner Seele sprach. Er bedauerte, daß nicht auch Leopoldine sich daran erfreuen sollte. Die Wahrheit zu gestehen, sehnte

er sich auch nach einer Gelegenheit, ihr seine eigenen Reflexionen mitzutheilen, und er war just im Begriff, sie aufzusuchen, als andere Töne an sein Ohr schlugen.

Vom inneren Zimmer her hörte er nämlich in diesem Augenblick eine Violine. Durch die offene Thüre strömten reine und melodische Töne heraus. Schon an den ersten Takten erkannte Michael eine seiner eigenen Compositionen, aber er hatte sie niemals so ausführen gehört wie jetzt ... Die erste Verwunderung ging bei ihm bald in ungetheiltes Entzücken über.

Nicht bloß die Noten erkannte er als seine eigenen wieder; auch der Geist, der sie beseelte, war just derselbe, der auch ihn inspirirt hatte, als er vor langer Zeit dieses Stück componirte. Wie unbeschreiblich angenehm war es ihm nicht, seine Gefühle so gut aufgefaßt zu finden; und jetzt, da er sie selbst beinahe vergessen hatte, sie wieder ebenso lebendig und frisch zu bekommen, wie sie einst von ihm ausgegangen waren! ... Aber auch wenn diese Musik nicht ein so ganz specielles Interesse für ihn gehabt hätte, würde er sich doch jedenfalls daran erfreut haben, denn sie wurde auf eine Art ausgeführt, die vollkommen in seinem eigenen Geschmack war: lebhaft, aber ohne falschen Prunk; warm, aber ohne Leidenschaft.

Das Ueberraschende und Geheimnißvolle in diesem Ereigniß trug auch bedeutend dazu bei, auf Michael's Phantasie einzuwirken und sein Entzücken noch vollkommener zu machen. Er meinte eine Offenbarung aus der Geisterwelt zu hören. Es war, als ob die Schattengestalten der Erinnerung, die ihn kaum umschwebt, jetzt eine neue Sprache gefunden hätten, womit sie kosend in sein Herz eindrangen ... Er blieb unbeweglich auf seinem Platz sitzen, den Kopf in seine Hände gebeugt.

Eine gute Weile nachdem die Musik aufgehört hatte, kam er wieder zu sich selbst. Als er jetzt wieder aufschaute, begegnete sein noch thränenumhüllter Blick

Leopoldine und Maximilian, die Hand in Hand vor ihm standen.

„Maximilian, mein Sohn, das warst also Du!“ rief Michael.

Aber seine Freude wurde schon bei ihrem Ausbruch durch einen Gedanken an Leopoldine gehemmt, und seine ausgestreckten Arme sanken wieder . . . Es bedurfte keiner Worte . . . um ihm zu erklären, was zwischen den jungen Leutchen vorgefallen war; Alles wurde ihm schon auf den ersten Anblick klar.

Aber Maximilian ergriff seine Hand und sagte demüthig und innig:

„Mein Vater, verstoße mich nicht! . . . Ich weiß, daß ich ein unwürdiger Sohn gewesen bin, daß ich es an der Achtung und Liebe fehlen ließ, die ich Dir schuldig war. Aber endlich habe ich der innersten Stimme meines Herzens gelauscht, endlich sind meine besseren Gefühle erwacht, und nach so vielen Jahren des jugendlichen Leichtsinns und Unverstandes komme ich wieder, Dich um Verzeihung anzurufen . . . Was auch geschehen ist, ich bin ja jedenfalls Dein Sohn, Dein einziges Kind. Laß eine ewige Vergessenheit über meine früheren Fehler fallen und öffne mir mit Deinen Armen eine neue und glückliche Zukunft.“

„O, verstoße ihn nicht!“ flüsterte Leopoldine, ihr Haupt an Michael's Brust lehnend. „Er wird mit Liebe, mit edlen Handlungen wieder gut machen, was er aus Unverstand verbrochen hat. Verzeihe ihm und auch mir.

Michael blieb still und unbeweglich.

„Laß unsere Bitten Dich bewegen,“ fuhr Maximilian fort, „laß Deinen Segen unser Glück vollenden; und möge sich Dein eigenes in diesem selben schönen Augenblicke begründen!“

„Ich kenne Dich,“ fügte Leopoldine hinzu, Du hast Liebe genug, um uns Beide zu lieben; schließe uns zu gleicher Zeit an Dein reiches Herz.“

Mit unendlicher Zärtlichkeit begegnete der Alte jetzt den Blicken der beiden Bittenden, und jeder Zug verrieth, daß seine Gefühle noch die ganze Lebhaftigkeit der Jugend besaßen.

„Kinder! Kinder!“ rief er, „wozu diese Bitten? Ich stehe nicht kalt und unversöhnlich da. O nein, nein! . . . Aber es rast ein Kampf in meiner Seele, versteht ihr? ein Kampf zwischen dem höchsten Frieden und dem bittersten Schmerze. Ich möchte weinen vor Kummer, aber ich muß lächeln vor Freude . . . Maximilian, Leopoldine, hier bin ich in Liebe ein Vater für euch Beide! . . . Ach, welch' ein Augenblick . . . Ich, der ich kaum noch so allein in der Welt stand, ich schließe jetzt zwei Kinder in meine Arme. Maximilian, laß mich Dich betrachten . . . Welch' ein stattlicher Mann Du bist, ich kann stolz darauf sein, einen solchen Sohn zu besitzen . . . Und Du, Leopoldine . . . nein, ich kann meine Thränen nicht zurückhalten, wenn ich Dich ansehe. Ach, warum muß ich diesen Augenblick so theuer erkaufen, warum muß mein schönstes Gefühl mich meinen schönsten Gedanken kosten? . . . Aber es ist jetzt entschieden, ich will nicht schon über den ersten Augenblick eures Glückes einen Schatten werfen. Laßt uns jeden traurigen Gedanken vergessen und von Herzen froh werden!“

. . . .

Nie hörten die beiden Liebenden mehr einen Vorwurf oder eine Klage aus Michael's Mund. Er hatte so verziehen, wie nur ein edler Mann es thut, ganz vollständig, nicht bloß mit den Lippen, sondern mit dem Herzen. Als er die Seligkeit seiner Kinder sah, freute er sich mit ihnen. Aber düstere Ahnungen schwebten ihm gleichwohl vor, Ahnungen, welche ihm sagten, daß Leopoldine jetzt gänzlich für den Beruf in der Kunst verloren sei, wozu er sie eingeweiht und woran er seine besten Hoffnungen geknüpft hatte. Zwar hatte er einen lange vermißten Sohn wieder gefunden, und er versuchte

durch dieses Glück jede Unzufriedenheit wieder zum Schweigen zu bringen, aber er konnte seine Gefühle nicht umschaffen; was er als Vater gewonnen, ersetzte ihm das nicht, was er als Kunstfreund verloren hatte. Der Gedanke hieran erpreßte manchen tiefen Seufzer aus seiner Brust. Seinem Vorsatz, den Kummer für sich allein zu behalten, blieb er jedoch getreu, und sowohl Leopoldine, als Maximilian waren ebenfalls zu sehr mit einander, mit ihrer Liebe und ihren neuen, schönen Zukunftsträumen beschäftigt, um den stillen Schmerz des Alten zu bemerken.

Inzwischen konnte Michael das frühere Behagen in dem kleinen Landhause nicht wieder finden. Die schönen Abendstunden in der Veranda waren nicht mehr, was sie füher gewesen. Zwar kam das Gespräch zuweilen noch auf seinen Lieblingsgegenstand, und er entwickelte dann mit jugendlicher Wärme seine Lehren; aber er fühlte gleichsam in der Luft, daß seine Zuhörer, obschon sie aufmerksam lauschten, dennoch in ihrem Herzen von anderen Gefühlen belebt wurden, als er selbst ... Auf solche Art fand er sich bald, trotz der achtungsvollen Zärtlichkeit seiner Kinder, überflüssig für ihr Glück. Die alte Unruhe, das alte Verlangen nach Kunstgenuß erwachten von Neuem, und er begann sich nach einer Gelegenheit zu sehnen, um sein früheres Leben, sein gewöhnliches Forschen nach dem Wahren und Schönen wieder fortzusetzen.

Bald darauf feierten Leopoldine und Maximilian in größtmöglicher Einfachheit ihre Hochzeit. Möge die junge Leserin mir verzeihen, daß ich diesem interessanten Ereigniß nicht ein besonderes Kapitel widme: Michael empfand dabei ein Gemisch der widerstreitendsten Gefühle. Er konnte gegen die Seligkeit der beiden jungen Leute nicht gleichgültig und ebenso wenig kalt gegen die Schönheit sein, die in einer glücklichen Liebe liegt: aber er empfand auch beim Gedanken an die Zukunft, welche jetzt die junge Sängerin erwartete, nachdem sie ihr

Schicksal unauflöslich mit seinem Sohne verbunden, einen Schmerz, der natürlicher gewesen wäre, wenn es sich statt dessen um ihre Beerdigung gehandelt hätte. Als er mit den Neuvermählten aus der Kirche des Städtchens ging, worin die Trauung stattgefunden hatte, stand sein Reisewagen bereits angespannt vor der Thüre. Es war jetzt unmöglich, ihn länger zurückzuhalten. Indem er alles Zureden und Bitten ablehnte, schloß er seine Kinder noch einmal an sein Herz, sagte ihnen ein inniges Lebewohl, gab einige zärtliche Ermahnungen und verließ sie dann.

Dieß war für sie Alle ein Augenblick tiefen Schmerzes. Ach, es war eine bittere Thräne in Leopoldinen's Brautkranz gefallen.

Was ist es wohl im Allgemeinen, das dem Abschiedsschmerz seinen schärfsten Stachel gibt? ... Die Trennung selbst ist es eigentlich nicht. Ebenso wenig der Gedanke an die bevorstehende Sehnsucht. Nein, es ist das Gefühl der Verwandlung, der jedes Herz unterworfen ist; man weiß, was man besitzt, aber nicht, was man wieder bekommt. Um sich einreden zu lassen, daß die Zeit spurlos verschwinde, muß man weder an die Reflexionen der gesunden Vernunft, noch an die seines Spiegels glauben. Ist nicht jeder Tag ein Leben, und einige Jahre ... welch' eine Rennbahn für Freude und Kummer, für Liebe und Bitterkeit, für Gewinne und Verluste, für Wehe und Wohl, für Gutes und Böses! Wie manche Hoffnungen werden da nicht über den Haufen geworfen, wie manche Vorsätze und Pläne werden nicht zurückgedrängt oder ermüden auf halbem Weg, wie manche Gefühle erlöschen nicht und leihen anderen ihr Feuer! ... Die Unruhe unseres Herzens ist also billig; der Freund, den Du verlässest, wo, ach wo und wie wirst Du ihn wieder finden?

XXIV.

Der Student.

Gott bewahre,
Commissare!

Doctor.

Es ist seit einiger Zeit modern geworden, zu reisen, nicht bloß im wirklichen Leben, sondern auch in den Romanen. Indem der Verfasser jetzt dem allgemeinen Gebrauche folgt, schmeichelt er sich mit der Hoffnung, daß der Leser nichts dagegen habe.

Ungefähr zwei Jahre waren seit Leopoldinens und Maximilian's Hochzeit verflossen.

Das sardinische Dampfboot il Virgilio lag mit rauchendem Kamin in Genua's Hafen, bereit, seine gewöhnliche Fahrt nach dem Süden anzutreten.

Das Schiff war voll von Passagieren, der buntesten Sammlung, die man sich denken kann, und ein lauschendes Ohr fand in dem allgemeinen Gesumme der Stimmen ein Gemisch von beinahe allen europäischen Sprachen.

Der Kapitän stand mit dem Sprachrohr in der Hand auf der Brücke des Rädergehäuses und hatte bereits allen Fremden den Befehl ertheilen lassen, sich vom Bord wegzubegeben. Man war beschäftigt den Gabelanker zu lichten.

In diesem Augenblick hörte man eine Stimme, die im Namen des Gesetzes dem Commandanten befahl, noch einige Minuten mit der Abfahrt zu verweilen, und unmittelbar darauf trat ein Polizeicommissär nebst einigen Gendarmen an Bord.

Dieses Ereigniß rief einen großen Aufstand hervor. Jedermann war neugierig zu erfahren, was es gebe, und man schaarte sich um den Commissär und den Ka-

pitän, zwischen welchen Beiden sich ein lebhaftes Gespräch entspann.

Endlich gab der Letztere mit lauter und ernster Stimme zu erkennen, daß der Polizeibeamte in Folge eines von der Direction des Scalatheaters in Mailand ausgewirkten Haftbefehls beordert sei, eine ohne Urlaub entwichene erste Tänzerin Signora Parisina zu verhaften, deren Signalement auf's Genaueste angegeben war, und von der man mit einiger Sicherheit vermuthete, daß sie sich gegenwärtig an Bord des Virgilio befinde. Sollte dieß wirklich der Fall sein, so würde sie aufgefordert, sich alsbald zu erkennen zu geben, und zu größerer Gewißheit erhielten sämmtliche Passagiere Befehl, ihre Pässe vorzuzeigen.

Das feierliche Schweigen, das während dieser Ankündigung unter den Zuhörern stattfand, wurde jetzt durch ein lärmendes, lautes Schwatzen unterbrochen. Man betrachtete einander vom Wirbel bis zur Zehe, man lachte, scherzte und machte tausend lustige Bemerkungen. Aber keine erste Tänzerin ließ von sich hören. Hierauf wurden mit großer Genauigkeit die abverlangten Pässe besehen, jedoch alle in gesetzlicher Ordnung befunden.

Der Polizeicommissär ließ sich indessen nicht so leicht abspeisen. Er behauptete hartnäckig, Signora Parisina müsse sich an Bord befinden; er habe darüber die zuverlässigsten Nachrichten erhalten, und kraft seines Amtes, mache er es Jedermänniglich zur strengen Pflicht, über die genannte Flüchtlingin alle Aufschlüsse zu ertheilen, die man nur geben könne.

In einer Gruppe von eleganten Damen und Cavalieren, die offenbar den höheren Klassen der Gesellschaft angehörten, vernahm man fröhliches, munteres Gerede. Einer der letzteren nahm eine sehr ernste Miene an und wandte sich an den Commissär.

„Mein Herr," sagte er, „obschon ich es für Ritterpflicht halte, dem schönen Geschlecht, ja sogar einer Tän-

zerin allen möglichen Schutz zu gewähren, so glaube ich mich dennoch verpflichtet, Ihnen zu melden, daß hier unter uns ein Mann sich befindet, der in naher Bekanntschaft mit der unglücklichen Signora Parisina gestanden hat. Die Geheimnisse seines Herzens können Ihnen zu nützlichen Aufschlüssen verhelfen. Ich habe die Ehre, Ihnen den Grafen Manfred, Direktor der königlichen Oper in D., vorzustellen."

Graf Manfred, unser alter Bekannter, trat jetzt vor und legte eine halb scherzhafte Erklärung ab. Er bezeugte, daß er wirklich Signora Parisina ganz gut kenne, ja sogar mehr als genug, um sie selbst in einer Vermummung wieder zu erkennen. Aber er glaube in Folge dessen versichern zu können, daß sie sich jetzt nicht unter den Anwesenden befinde.

Der Commissär schüttelte zweifelhaft den Kopf und betheuerte, er würde die Schöne fangen, selbst wenn er genöthigt wäre, mit dem Dampfboot bis nach Neapel zu fahren.

Jetzt trat aus dem Haufen ein kleiner, schmächtiger deutscher Student hervor, mit langen Haaren und ungeheurem Bart, einen breitrandigen Spitzhut auf dem Kopf, mit einer Brille und einer gewaltigen Tabakspfeife im Mund. Er sprach eine Sprache, die man eben so gut deutsch-italienisch wie italienisch-deutsch nennen konnte. Auch er sagte, daß er Signora Parisina kenne. Vor einigen Tagen habe er sie, so lautete seine Erzählung, in Mailand gesehen und das außerordentliche Talent der berühmten Tänzerin bewundert. Ihre Züge haben sich ihm unauslöschlich eingeprägt, da sie entschieden das schönste Weib sei, das er je gesehen. Ganz unerwartet sei er ihr gestern hier in Genua auf der Treppe des Hotels, das er bewohnt, begegnet, und er wisse ganz genau, daß sie es wirklich sei, obschon sie ihren Namen nicht in das Fremdenbuch eingetragen habe. Endlich sei er vor kaum einer Stunde, als er auf's Quai herabgekommen, um sich auf's Dampfschiff zu

begeben, noch einmal mit der wunderschönen Dame zusammengetroffen. Er sei ihr mit großer Aufmerksamkeit gefolgt, und sowohl er als mehrere seiner Freunde auf dem Land haben gesehen, wie sie aus einer Kutsche gestiegen sei und einen Mantelsack, so wie mehrere andere Effekten mit sich geführt habe; mit dem sie sich sogleich an Bord des Virgilio begeben. Sie sei bei dieser Gelegenheit in einen großen grünen Shawl gehüllt gewesen und habe einen hellrothen Seidenhut getragen.

Man amüsirte sich sehr an dem lustigen Kauderwelsch und den lebhaften komischen Geberden des Männchens. Aber mehrere Personen erinnerten sich, daß eine Dame, deren Aufzug der Beschreibung entsprochen, wirklich am Bord sichtbar gewesen, hernach jedoch verschwunden sei.

Der Commissär schien sich für diese Notizen sehr zu interessiren. Der grüne Shawl und der rothe Hut paßten vollkommen zu den Erkennungszeichen, die ihm bereits mitgetheilt worden waren, und er verlangte deßhalb eine genaue Durchsuchung des ganzen Schiffes. Begleitet vom Kapitän, begab er sich unter das Verdeck, um die Cajüten und Salons zu durchsuchen.

Jedermann war im höchsten Grad auf den Ausgang dieser Scene gespannt. Der Student blies gewaltige Rauchwirbel aus seiner Pfeife und warf sich in die Brust, als wäre er eine sehr wichtige Person. Graf Manfred hatte ihn inzwischen scharf fixirt, *ohne* sich selbst klar machen zu können, warum er es that. Er näherte sich ihm jetzt und sagte lächelnd:

„Es ist sehr zu verwundern, daß ein so junger Mann, wie Sie zu sein scheinen, sich so gefühllos gegen eine Dame zeigen kann, die Sie selbst als die Schönste erklärt haben."

„Sie meinen also, Signor," antwortete der Student, obschon in seinem eigenen wunderlichen Dialekt, „daß ich zufällig auf eine Belohnung von Seiten der Schönen hätte rechnen dürfen, wenn ich verschwiegen

hätte, was ich jetzt gesagt habe? Ja, ja, man merkt wohl, daß Sie Erfahrung in solchen Dingen haben."

Diese Aeußerung wurde in einem etwas scharfen Tone gemacht, den jedoch der Graf mehr lächerlich als beleidigend fand.

„Was Sie selbst betrifft," erwiederte er, „so glaube ich annehmen zu können, daß die Erfahrung lediglich zu Ihren zukünftigen Studien gehört."

„Wollen Sie mich beleidigen?" fragte der kleine Mann mit zornfunkelnden Augen.

Der Graf lächelte bloß, betrachtete ihn aber mit verdoppelter Aufmerksamkeit.

„Herr, ich ertrage keinen Spaß," versetzte der Student und drehte sich hastig auf dem Absatz um, indem er seinem höhnischen Gegner den Rücken kehrte.

Auf einmal nahm das Lächeln des Grafen einen neuen Charakter an. Verwunderung, Ueberraschung malte sich auf seinem Gesicht. Er folgte dem hitzköpfigen Jüngling, der jetzt allein an dem Geländer gegen die See hinaus stand, und indem er sich dicht hinter ihn schlich, flüsterte er leise einige Worte in sein Ohr.

Ein Zucken durcheilte die Glieder des Studenten. Er ergriff sogleich die Hand des Grafen und wechselte einen bedeutungsvollen Blick mit ihm.

In diesem Augenblick hörte man vom Hintertheil des Schiffes her ein Gemurmel mehrerer Stimmen, woraus man nichts deutlich unterscheiden konnte, als den Ruf:

„Wir haben sie gefunden, die Tänzerin ist gefangen!"

Eine allgemeine Bewegung entstand. Das Gedränge um die Treppe her wurde so groß, wie wenn es sich darum gehandelt hätte, in einem Billet-Comptoir sich Entree zu einer der Vorstellungen der berühmten Signora zu erkaufen.

„Eine große Tänzerin auf der Bühne zu sehen," bemerkte ein Engländer sehr ernsthaft, „das ist etwas

ganz Gewöhnliches; aber sie verhaften zu sehen, ist Etwas, das nicht alle Tage vorkommt."

Es währte nicht lange, so trat eine elegante Dame in grünem Shawl und hellrothem Seidesargehut auf das Verdeck; sie wurde von dem jetzt freudestrahlenden Commissär geleitet, hielt aber das Nastuch vor ihre Augen und schien ganz matt und schwach. Ueberwältigt von ihren Gefühlen, sank sie auf der nächsten Bank nieder.

„Ja, ja, das ist sie!" rief der deutsche Student und bot ihr dann eifrig ein Glas Wasser.

„Es ist Alles ganz richtig," sagte der Commissär, indem er noch einmal den Paß durchschaute, den er in seiner Hand hielt. „Erste Tänzerin Signora Parisina! ... reist nach Neapel ... Alter: 27 Jahre ... schwarze Haare, dunkelblaue Augen, schlanke und geschmeidige Gestalt. Sie finden also, Herr Graf," fügte er triumphirend hinzu, „daß, ungeachtet Ihrer Versicherung, die junge Dame wirklich hier zu finden war. Ja, ja, man ist kein Anfänger in seinem Handwerk, will ich die Ehre haben, Ihnen zu sagen."

„Sie glauben also in vollem Ernst, daß dieses Frauenzimmer Signora Parisina sei ... Es ist möglich, daß sie diesen Namen führt, aber so viel steht fest, daß sie nicht die berühmte Tänzerin ist."

„Warum, Herr Graf, bezweifeln Sie ihre Identität, und zwar trotz dieser Dokumente, trotz ihres eigenen Geständnisses?"

„Ei, Sie lasen ja so eben, daß die Signora schwarze Haare habe, und die Dame hat, wie Jedermann sehen kann, braune Locken."

„Wahrhaftig ... ja, Sie haben Recht ... sie sind wirklich braun ... corpetto di Bacco!

„Das ist ein Complott, müssen Sie wissen!" flüsterte der Student leise, indem er den Commissär am Rockschooß zupfte; „der Graf da ist der Liebhaber, das ist klar. Wer kann etwas auf die Farbe der Haare ge-

ßen, da alle Theaterdamen falsche Locken tragen? Vielleicht hat die Signora selbst ein besseres Gedächtniß, als Sie, Herr Graf," fuhr er mit lauter Stimme fort, und gegen die Dame gewandt, fragte er artig: „Meine Gnädige, haben Sie die Güte, uns zu erklären, ob Sie wirklich den Grafen Manfred kennen. Waren Sie vielleicht einmal an seinem Theater angestellt."

„O, wie unglücklich bin ich!" seufzte die Schöne zur Antwort; „alle meine Freunde verlassen mich."

„Nun, Herr Graf, erinnern Sie sich auch dieser klangvollen Stimme nicht?" fuhr der Student fort, dem sehr viel daran zu liegen schien, daß die Sache abgemacht wurde, was man ganz natürlich fand, da er selbst als Angeber aufgetreten war.

„Was sagen Sie selbst, mein junger Freund?" fragte der Graf zurück.

„Ich? . . . Nun, ich kann schwören, daß Sie in diesem Augenblick die berühmte Tänzerin leibhaftig vor sich haben."

„Wirklich?"

„Auf meine Ehre."

„Nun ja, ich glaube, daß Sie Recht haben. Wenn ich genauer nachdenke, so finde ich, daß . . . ja wohl, es ist so wie ich sage . . . seien Sie ruhig, Herr Commissär, Sie haben wahrhaftig die berühmte Tänzerin leibhaftig vor sich."

„Meine Herren, unterbrach die Dame mit Würde, indem sie sich aufrichtete, ich habe jetzt meine Kräfte wieder gesammelt. Herr Kommissär, thun Sie Ihre Pflicht; ich bin bereit, Ihnen zu folgen."

Der Kapitain seiner Seits war ungeduldig über die lange Zögerung, zumal da der Abend schon weit vorgeschritten war. Er schnitt daher alles weitere Gespräch ab und beschleunigte den Weggang des Polizeibeamten.

Kaum hatte dieser mit seiner schönen Gefangenen das Schiff verlassen, so begannen auch die Schaufeln

ihren plätschernden Tanz, und das Schiff fuhr schnell vom Lande ab.

Der Wind blies frisch. Das Meer bewegte sich unruhig . . . Wenige Augenblicke, nachdem man den Hafen verlassen hatte, begann der Virgilio ein heftiges Schwanken auf der hohen See. Das früher so muntere und lärmende Geplauder erstarb jetzt in einem hastigen Morendo, und von den Passagieren sah man den Einen um dem Andern mit bleichen Wangen und wankenden Tritten sich in die Kajüte begeben.

. . . .

Es war Mitternacht, als Graf Manfred wieder auf's Verdeck trat. Alles war jetzt still, mit Ausnahme der Maschine, die unter ihrer schweren Arbeit seufzte und pustete. Eine dichte Finsterniß umhüllte das Schiff. Nur die Lampe im Compaßhäuschen warf einen schwachen Schein über die nächsten Gegenstände. Von ihr geleitet, entdeckte der Graf nach kurzem Ruhen eine Person, die in ihren Mantel gehüllt auf einer der Bänke am Hintertheil des Schiffes zusammengekauert saß. Es war der deutsche Student. Er schlief gut.

Der Graf hatte gefunden, was er suchte. Er beugte sich über den Schläfer hinab, hob seinen tief eingedrückten Hut ein wenig, löste sodann behutsam ein Band, das, von seinen Haaren verborgen, über dem Kopf zugeknüpft war, und . . . o Wunder! . . . in diesem Augenblick fiel der ganze stattliche Bart von seinem Platze herab.

Beim matten Lampenschein lächelten jetzt dem Grafen ein paar der schönsten Lippen entgegen . . . er konnte der Versuchung nicht widerstehen . . . er drückte einen brennenden Kuß darauf.

Im Augenblick flog der demaskirte Student, der Niemand anders war, als die wirkliche Signora Parisina, mit einem Ausruf der Bestürzung aus dem Schlafe auf.

„Still, still um Alles in der Welt,“ bat der Graf mit leiser Stimme, indem er sie auf der Bank zurückhielt, „ich bin's, Signora.“

„Sie, Graf Manfred!“ sagte Parisina, die sich noch nicht völlig von ihrer Ueberraschung erholt hatte. „Wie steht's? sind Sie mein Freund oder mein Feind?“

„Welche Frage!“

„War es ein Versöhnungskuß, womit Sie mich weckten, oder vielleicht ein verrätherischer Judaskuß?“

„Wenn ich Ihr Feind wäre', würde ich wohl dann meine Entdeckung verschwiegen haben, während ich Sie mit einem einzigen Worte Ihren Verfolgern überliefern konnte?“

„Sie haben Recht, ich bin Ihnen Dank schuldig; aber der Gedanke an unsere letzte Trennung macht mich dennoch etwas verwirrt.“

„Sie meinen die Ereignisse in D. vor ein paar Jahren. Jetzt thun wir am Besten, diese Geschichte aus unserem Gedächtnisse zu streichen.“

„Sie schlagen also einen Strich durch die alte Rechnung und die Errichtung eines neuen Contos zwischen uns vor?“

„Ganz richtig, so meine ich's.“

„Es sei! Der Vorschlag ist vollkommen nach meinem Geschmack. Aber sagen Sie mir, Herr Graf, Sie müssen es doch sonderbar finden, mich hier in diesem närrischen Aufzug wieder zu treffen . . . Ach, wie angenehm ist's doch, einen Freund zu haben, mit dem man lachen kann!“

„Es ist eine Freude zu hören, daß Sie Ihre frühere Heiterkeit noch beibehalten haben.“

„Noch! . . . das klingt, wie wenn Sie glauben, ich sei alt geworden . . . Nehmen Sie sich in Acht!“

„Ja wohl, die Warnung ist nicht unberufen. An Ihrer Seite, Signora, daß weiß ich schon lange, befindet sich ein Mann immer in Gefahr.“

„Und Sie selbst, Graf . . . wenn es für eine Tänzerin gefährlich ist, Sie zum Feind zu haben, so ist es für ein Weib nicht minder gefährlich, Sie zum Freund zu haben; ich habe in beidem Erfahrung.“

„Aber ich brenne vor Ungeduld, das Abenteuer zu vernehmen, welches mir das Vergnügen dieses Zusammentreffens geschenkt hat.“

„O, ein höchst interessantes Ereigniß! Ich bin selbst entzückt davon. Das Leben geht im Allgemeinen so träg und prosaisch dahin, daß es ein wahres Vergnügen ist, in ein Abenteuer hinein zu gerathen. Der Anfang war jedoch minder angenehm. Ich habe mit der Direktion der Scala einen Contrakt auf zwanzig Vorstellungen abgeschlossen; das war dumm, denn ich besaß in ganz Mailand kaum einen einzigen Freund, auf den ich mich verlassen konnte, dagegen wie gewöhnlich einen ganzen Schwarm von niedrigen Neidern. Auch zeigte es sich schon bei meinem ersten Auftreten, daß das Publikum feindlich gegen mich gestimmt war. Ich behielt jedoch gute Miene und that, als ob ich die Kälte der Zuschauer nicht bemerkte. Aber am andern Abend erwartete mich eine unerhörte Chikane, der Saal war schwach besetzt, applaudirt wurde beinahe gar nicht. Mitten während des Tanzes bemerkte ich, wie mehrere Zuschauer ihre Logen verließen und sich gleichgültig in die Kabinette zurückzogen. Endlich geschah Etwas, was mir seit vielen, vielen Jahren nicht begegnet ist: ich wurde nach meinem ersten Solo nicht herausgerufen. Jetzt war meine Geduld zu Ende, und ich schwur einen Eid, in dieses abscheuliche Theater nie mehr meinen Fuß zu setzen. Am folgenden Tag erhielt ich eine Aufforderung, in die Repetition zu kommen. Ich fand mich nicht ein. Nach einigen Stunden kam der würdige Unternehmer, ein schon längst ausgebrannter alter Kerl. Er fragte mich, ob ich krank sei.“ — Nein, antwortete ich spöttisch. — Warum bleiben Sie dann von der Repetition weg? fragte er weiter. — Ganz einfach darum, weil ich auf Ihrem Theater nicht mehr aufzutreten gedenke. Der Alte war wie aus den Wolken gefallen; er wußte nicht, ob ich scherzte oder ernsthaft sprach. Er begann Vorstellungen zu machen, aber ich fand diese

eben so langweilig wie seine ganze abgewelkte Person und kehrte ihm verächtlich den Rücken. Jetzt wurde er endlich böse. Ich ebenfalls. Es entstand ein scharfer Wortwechsel zwischen uns. Der Alte zog den Contrakt hervor, ein dummes Dokument, das mir nur ein sehr mittelmäßiges Salair zusicherte, dagegen eine abgeschmackt hohe Strafe festsetzte, im Fall ich meine eingegangene Verpflichtung bräche. Ich lasse nicht mit mir spaßen, sagte er, dieses Dokument ist vollkommen gesetzlich; Tanzen oder bezahlen. Ich lachte ihm in's Gesicht und betheuerte, daß keine Macht in der Welt mich veranlassen könne, zu tanzen, wenn ich nicht wolle. Was die Buße betreffe, so möge er darnach sehen so gut er könne, und wenn er mich zum Concurs zwingen wolle, so werde ihn dieß auch nicht reicher machen . . . Der Direktor hatte endlich die Grobheit, mir mit Verhaftung binnen vierundzwanzig Stunden zu drohen . . . Was sagen Sie von einem solchen Grobian?"

„Ich will bloß bemerken, daß man, um in einem Falle wie dieser, die ganze Strenge des Gesetzes anzuwenden, ein alter Mann sein muß."

„Ja, das war er, Gott weiß es. Welche Dummheit jedenfalls, eine Tänzerin mit Gesetzesparagraphen beherrschen zu wollen! Ein Compliment, ein Kniefall, hätte vielleicht die ganze Sache zur gegenseitigen Zufriedenheit in Ordnung gebracht; aber von Buße und Verhaftung zu sprechen, wie taktlos ist das! . . . Doch, das wissen Sie schon zum Voraus, Herr Graf, Sie, der Sie jetzt selbst als alter Theaterdirektor Praxis genug haben. Inzwischen erfuhr ich bald, daß die Polizei Befehl erhalten hatte, mich festzunehmen. Ich hatte also nichts Anderes zu thun, als mich in der größten Eile reisefertig zu machen und über Hals und Kopf Mailand zu verlassen. Mitten in der Nacht und so heimlich wie möglich, reiste ich ab. Ich fuhr nach Genua; aber auch hier konnte ich mich nicht in Sicherheit glauben. Die erste Post von Mailand brachte die Nach-

richt, daß meine Flucht daselbst großes Aufsehen erregt, und daß man beschlossen habe, die strengsten Nachforschungen anstellen zu lassen. Ich sah, daß man mir auf die Spur kommen konnte, und beschloß, meine Reise schleunig fortzusetzen. Um bald wegzukommen, wählte ich das erste abgehende Dampfboot; aber der größeren Sicherheit wegen heckte ich den glücklichen Plan aus, selbst unter irgend einer Vermummung Schutz zu suchen und meine Kammerjungfer, ein hübsches und verständiges Mädchen, meine eigene Rolle übernehmen zu lassen. Auf der Fahrt von Mailand hatte ich mit einem deutschen Studenten Bekanntschaft gemacht. Er war ein chevaleresker, noch ganz junger Mann, und schätzte es sich zur Ehre, einer armen schutzlosen Dame aus einer so fatalen Klemme zu verhelfen. Einem so romantischen Jüngling den Kopf zu verrücken, war sehr leicht. Wir bezogen dasselbe Hotel, und der vortreffliche Junge schenkte mir zuerst sein Herz, dann seinen Paß und seine Kleider, endlich noch ein langes Abschiedspoem. Nach mehrstündigen Lectionen war ich ein passabler Bursche, und ich wage es zu behaupten, daß man Ihren seltenen Scharfblick besitzen muß, um die Fälschung zu entdecken. Sie können sich inzwischen meine Unruhe vorstellen, als der Polizeikommissär an Bord kam, und es beruhigte mich ganz und gar nicht, als ich in demselben Augenblick auch Sie unter den Passagieren gewahrte ... Die arme vortreffliche Amina, ich hätte ihr gern die Unannehmlichkeit erspart, in die Hände der Polizei zu fallen, aber als ich die Hartnäckigkeit des Commissärs sah und seine Drohung hörte, uns auf der Reise zu begleiten, da wußte ich mir nicht anders zu helfen, als daß ich das treue Kind opferte. Sie sitzt wohl jetzt bald wieder in Mailand ... Ach mein Gott, wenn ich nur ihr Zusammentreffen mit dem alten Director sehen könnte! Wie wird er wüthend werden über den Spuck, den ich ihm gespielt habe, hahaha!“

Der Graf stimmte herzlich in das fröhliche Lachen ein.

„Vortrefflich, Signora, Sie haben eine unvergleichliche Intrigue angezettelt.“

„Ja, sehen Sie, das Intriguiren gehört zu meinem Handwerk. Das schwerste von Allem war jedoch das Tabackrauchen. Pfui doch, welch eine abscheuliche Erfindung! . . . Darf ich jetzt fragen, was der Zweck Ihrer Reise ist, Herr Graf?“

„Ich habe mich auf ein paar Monate von meinen Geschäften losgerissen, einzig und allein um mich zu amüsiren.“

„Ach, das gelingt Ihnen sicherlich nicht.“

„Wie so? ist nicht der Anfang gut, der mir ein so angenehmes Zusammentreffen geschenkt hat?“

„Mein bester Graf, ich fürchte, daß das Vergnügen hier auf Erden bereits sein letztes Stündlein gesehen hat, oder wenigstens an einer unheilbaren Schwindsucht leidet; mich dünkt es, als sei ganz Europa in wenigen Jahren grauköpfig geworden, und ich hätte gute Lust, zu versuchen, ob man in der neuen Welt die Kunst besser versteht, sich ein angenehmes Leben zu verschaffen.“

„Sie denken doch nicht daran, nach Amerika zu reisen?“

„Vielleicht.“

„Um's Himmels willen, verlassen Sie uns nicht. Oder sind Sie etwa geldgierig geworden, Signora?“

„Nun ja, das Geld ist doch ein wesentliches Gut, das weiß man am Besten, wenn man kaum erst in Gefahr war, eingesteckt zu werden . . . Aber ich gestehe, daß es undankbar von mir ist, in diesem Augenblick über das Schicksal zu murren, das so gütig gegen mich gewesen war. Ich bin, Gott sei Dank, meinen Verfolgern entwischt; es fehlte mir bloß ein Freund, und ich habe ihn ja gefunden.“

„Seien Sie davon überzeugt.“

„Sie versprechen also, mir Ihren Schutz zu schenken, Sie versprechen, dafür zu sorgen, daß ich nicht noch einmal wegen der unangenehmen Mailänder Geschichte

in die Klemme komme. Ach, lassen Sie mich Ihre Hand drücken. Sie wälzen einen Stein von meinem Herzen, und dieses Herz, es hat getreuer, als Sie glauben, seine Erinnerung an die glückliche Zeit, da wir einst Freunde waren, festgehalten."

Graf Manfred fand sich in einer feinen Schlinge gefangen. Er konnte nicht umhin, bei sich selbst die Betrachtung anzustellen, daß er einen Kuß theuer genug bezahlt habe, als er jetzt zum Lohn gewissermaßen die ganze Verantwortlichkeit für den Contraktbruch der Signora auf sich nehmen mußte. Aber in diesem Augenblick fühlte er ihre feine, weiche Hand, die sich in die seinige einschmiegte; er fühlte ihren warmen Athem, der seine Wange koste, er fühlte ihre schwellende Brust sanft gegen die seinige gedrückt. War es wohl möglich, unter solchen Umständen mit einer abschlägigen Antwort, einem Protest herauszurücken? Nein, der Graf glühte, schwieg und willigte ein.

Gar zu bald wurde das liebliche tête-à-tête durch einen aus der Kajüte herauf kommenden Passagier gestört. In größter Eile wurde die Signora wieder mit ihrem falschen Bart ausgestattet. Sie flüsterte dabei leise:

„Ich ertrage diesen Zwang nicht länger. Morgen steige ich bei Livorno an's Land. Und Sie?"

„Ich muß nach Neapel, bezaubernde Parisina."

„Erwarten Sie mich dort, wir treffen uns bald."

„Ach, Gott sei Dank für ein wenig frische Luft. Da unten erstickt man förmlich," hustete der Neuangekommene, ohne zu ahnen, in welchem ungelegenen Augenblick er das Verdeck betrat.

Ihre Lippen dicht am Ohr des Grafen, flüsterte die Signora noch einige Worte.

„Vergessen Sie nicht, meiner armen Amina Reisegeld zu schicken," bat sie, „ich kann nicht ohne sie leben."

XXV.

In Neapel.

> Unser ganzes Umgangsleben ist gewissermaßen nur ein Markt, wo wir gegenseitig als Käufer und Verkäufer auftreten. Wir sind zwar nicht alle zusammen Schacherjuden, aber es ist doch selten eine Ehre zu finden, die nicht mit sich feilschen ließe, oder eine Ehrlichkeit, die nicht auf gute Geschäfte speculirte.
>
> Bulwer.

Unter den allgemeinen Promenaden aller Städte in der Welt verdient ohne Zweifel die Villa Reale von Neapel den Schönheitspreis; vielleicht weniger um ihrer selbst, als um ihrer glücklichen Lage willen. Man genießt hier unter dem Schatten der ewig grünen Stechpalmen einen freien Anblick über das Meer mit seinen besungenen Inseln und seinen vielen Seglern; über das Ufer mit seinen imposanten Klippen, seinen unzähligen, von Orangen und Lorbeerhainen umgebenen Landhäusern und über den Vesuv mit seinem beständig von Wolken umhüllten Gipfel. Kurz vor den Augen des Zuschauers liegt der eigentliche Glanzpunkt der bezauberndsten Natur des Südens ausgebreitet, wo kühne Contraste neben einander stehen, überall aber derselbe unerschöpfliche Reichthum, dieselbe bis zur Wollust getriebene Ueppigkeit sich kundgibt. Der Wind bläst Kühlung vom Meere her, und schon im Getöse der Wogen, die am Fuße der Mauern dieser herrlichen Landhäuser tanzen, sowie in dem beständigen Gemurmel der Springbrunnen liegt etwas Erfrischendes. Noch eine und nicht minder

erfrischende Schönheit begegnet uns hier, nämlich ein
zahlreiche Schaar der schönsten Kinder.

Es war ein Sonntag Nachmittag im Septemb
Verschiedene Musikcorps ließen sich von den Terrass
der Villa hören und hatten eine unübersehbare Mensch
schaar hierher gelockt, die in buntem Gewimmel di
laubigen Alleen durchströmte. Aber nicht ohne Gru
führt dieser Platz einen zweiten Namen: die nobl
Promenade. In glänzenden Gruppen zeigte sich hi
Alles, was Neapel Nobles und Elegantes besaß; un
dieß will viel heißen, wenn man dabei die Legion vo
Fremdlingen aus allen Ländern Europa's mitzählt, vo
denen diese schönste Stadt der Welt immer über-
schwemmt ist.

Unter denjenigen, die sich eine allgemeine Aufmerk-
samkeit zuzogen, befand sich in erster Linie eine Dame
in nankinfarbigem Reitkleid. Wohin sie sich wandte,
waren Hunderte von Lorgnetten auf sie gerichtet, und
überall war sie ein Gegenstand von Fragen und Be-
merkungen, namentlich in den zahlreichen Coterien
junger Männer, die hier über Personen und Toiletten
Revue abhielten. Ihre Schönheit gehörte dem glänzen-
den und glühenden Schlag an, mit strahlendem Blick
und einem Lächeln, das alle Köpfe verwirrte; aber ihr
Gang und ihre Bewegnngen besaßen eine ganz seltene
unnennbare Anmuth. Hierzu kommt ferner, daß ihr
Costüme etwas ungewöhnlich war. Sie trug nämlich,
wie ich bereits gesagt habe, ein Reitkleid von nankin-
farbiger Seide. Der dünne, leichte Zeug fiel in weichen,
reichen Falten von ihren Hüften hinab, ohne allen
Zwang von steifem, entstellendem Fischbeinapparat. Leib
und Hals waren von einer knapp anliegenden Jacke
umschlossen, die nach hinten in einem kleinen Schooß
endete und nur über der Brust so weit offen war, daß
sie einer schneeweißen Krause Platz ließ. Ein hellblaues
Halstuch war à la matelote kühn um einen niedrigen,
halb empor stehenden Kragen geschlungen, und der Kopf

war von einem grauen breitschattigen Kastorhut bedeckt, umschwebt von einem hellen Flor, der einer leichten Wolke glich. In der einen Hand hielt sie eine Reitgerte.

Diese im Ganzen höchst einfache Tracht kleidete sie vortrefflich und war sehr gut berechnet, ihre durch eine seltene Vollkommenheit ausgezeichnete Gestalt in ein vortheilhaftes Licht zu setzen. Daß sie Aufsehen erregte, war also nicht zu verwundern; aber man muß zugeben, daß die Bewunderung, die man ihr zollte, im Allgemeinen nicht von vollkommen reiner Natur war. Die schöne Dame führte sich, wie gesagt, mit ungewöhnlicher Grazie, aber ihre Haltung besaß nicht jene Milde, jene holde Verschämtheit, welche das Weib so anziehend macht; ihre Bewegungen waren schön, aber allzu kühn, allzu frei, und in ihrem ganzen Auftreten lag ein gewisses Etwas, eine meisterhaft ausgeführte, aber jedenfalls sichtbare Koketterie, die unwillkürlich an das Reithaus erinnerte . . . Alle jungen Cavaliere fanden sie bezaubernd, aber manches junge Mädchen schlug die Blicke nieder, wenn sie den ihrigen begegnete.

Nachdem diese Schönheit, die von einem eleganten, stattlichen Mann begleitet wurde, einigemal in den Alleen auf und ab gegangen war, dachte sie vermuthlich, daß sie bereits genugsam beobachtet worden sei, oder war sie vielleicht auch müde; genug, sie nahm ihre Richtung nach demjenigen Theil der Villa, der eigentlich der Park genannt werden kann, und ließ sich auf einer Bank im Schatten einiger Citronenbäume zur Ruhe nieder. Ihr Cavalier setzte sich an ihre Seite.

„Wo findet man wohl ein fröhlicheres Leben als hier?“ sagte der Begleiter der Dame. „Man könnte glauben, das Volk von Neapel sei das glücklichste unter der Sonne.“

„So ist es auch,“ antwortete sie, „denn die Menschen hier besitzen in höherem Grad als anderwärts die beneidenswerthe Gabe, die Gegenwart zu genießen, ohne

alle Furcht vor dem morgenden Tag, ohne allen Schmerz von gestern her. Unter uns gesagt, ich glaube, daß alle Freude eine gewisse Portion Leichtsinn erfordert; aber beginnt man nur einmal über die Welt und sein eigenes Leben ein wenig nachzudenken, ei wahrhaftig, da kommt man sogleich in ein schönes Elend hinein.

„Es kommt lediglich darauf an, wie man nachdenkt.“

„So viel ist sicher, Graf Manfred, daß Sie in den letzten Jahren ein ungemein weiser Mann geworden sind; aber sagen Sie mir doch, wie kommt es, daß die Weisheit nicht immer ebenso amüsant als vortrefflich ist?... Ach, wenn ich Sie einmal wieder ein Bischen närrisch sehen könnte, wie sehr würde mich das freuen!“

„Sie wissen, liebenswürdige Signora Parisina, daß ich Ihretwegen . . .“

„Nein, mein ehrenwerther Graf, täuschen wir einander nicht, wenn wir es vermeiden können. Machen Sie es wie ich; seien Sie aufrichtig. Lassen Sie uns also bekennen, daß wir Beide in unsern Gefühlen ganz anders sind, als zur Zeit, wo wir uns in D. trafen. Wenn die Einbildungskraft mit den Jahren erschlafft, so verlieren die Eindrücke ihre Lebhaftigkeit; wir werden gefühllos für Freude und Leid, und es überfällt uns eine gewisse Ruhe, die eine allzu große Familienähnlichkeit mit der Gleichgültigkeit hat. Ist's nicht so?“

„Ich versichere, daß Sie mir Unrecht thun, Signora; aber Sie scheinen sich vorgenommen zu haben, mich nicht verstehen zu wollen.“

„Die Beichte mag also für meine eigene Rechnung allein gelten. Ja ich versichere Sie, ich finde es zuweilen sehr langweilig, und das Leben wird bestimmt mit jedem Jahre weniger amüsant. Glauben Sie, daß gegen eine solche Krankheit ein Kräutchen gewachsen sei?“

„Und Sie sind es wirklich, Sie, die überall ge-

priesene, überall angebetete Signora Parisina, Sie sind es, die mit einer solchen Klage hervorrücken?"

„Ganz richtig, mein bester Graf. Zeigen Sie jetzt Ihr Genie und amüsiren Sie mich ein wenig."

„Sie haben selbst die Ursache Ihrer krankhaften Gemüthsstimmung vollkommen gefunden; sie liegt in Ihrer Gefühllosigkeit. Erlauben Sie, daß Ihr Herz wieder zum Leben erweckt wird, und Sie werden in demselben Augenblick tausend reiche Quellen für Ihr Glück finden."

„Ich wünsche nichts Besseres, aber mein Gott, ich kann mich doch nicht in mich selbst verlieben . . . Mit meinem letzten Liebhaber mußte ich écarté spielen, um mich bei unsern têtes-à-tête wach zu erhalten. Wie ist's, Herr Graf, spielen Sie écarté?"

Die Antwort war bloß ein Lächeln und das Gespräch wurde unterbrochen. Die Pause, die jetzt entstand, war sehr bemerkenswerth.

Das Schweigen des Grafen verdroß die Signora höchlich, aber um sich gänzlich gleichgültig zu zeigen, begann sie einen Strauß'schen Walzer vor sich hin zu summen. Die muntere Melodie wirkte jedoch nicht auf ihre Gedanken ein, denn diese waren nichts weniger als heiter.

„Er ist ein Mann ohne Herz, ein wahrer Eisbär," bemerkte sie bei sich selbst; „es ist ganz unmöglich, seine Gefühle anzufeuern. Alle meine Versuche sind vergebens gewesen; eine augenblickliche Lauheit ist Alles, was er vermag, und dennoch, dennoch muß ich ihn in meinen Netzen haben."

Auch der Graf war nicht zufrieden. Er konnte nicht aufhören, die Schönheit der Signora zu bewundern, aber er begann ihrer beständigen Launen, ihrer oft beißenden Scherze überdrüssig zu werden, und er war nahe daran, bei der fruchtlosen Belagerung ihres Herzens zu ermüden. Noch jetzt, nachdem er beinahe einen ganzen Monat hier in Neapel täglich mit ihr zu-

sammen gewesen, war sein Verhältniß zu ihr gleich u… bestimmt; was er in der einen Minute gewann, nahm sie in der andern wieder.

In einiger Entfernung von der Bank, auf welcher das schweigsame Paar saß, zog nach einiger Zeit eine Schaar junger Männer vorüber. Sie waren dermaßen in einem lebhaften und munteren Gespräch begriffen, daß sie die Signora nicht bemerkten, die theilweise von einigen Büschen verdeckt wurde. Aber ihr fröhliches Lachen hatte die Aufmerksamkeit der Dame erregt, und sie erkannte unter ihnen einen Bekannten wieder.

Es war ein großer, schlanker Mann von ungefähr dreißig Jahren. Er führte sich mit einnehmender Ungezwungenheit, und sein blasses, von schwarzen Locken und einem gekräuselten, glänzenden Bart umschlossenes Gesicht hatte ungewöhnlich feine und schöne Züge. In seinen Blicken brannte ein Feuer, das wahrlich für Eva's schöne Töchter sehr gefährlich war.

„Ach, Herr Maximilian!“ rief die Signora, während sie den schönen Mann betrachtete; „er hat ein superbes Aussehen und die allerliebenswürdigste Unverschämtheit in seinem ganzen Wesen. Wahrhaftig, Graf, es war sehr uneigennützig von Ihnen, daß Sie mir ihn dieser Tage vorstellten; ich bedaure nur, daß ich damals keine Gelegenheit hatte, mich mit ihm zu beschäftigen... Er ist ja Künstler?“

„Ja, einer der 20,000 Violinspieler der *Welt.* Er erregte bei seinem ersten Auftreten einiges Aufsehen im miraculösen Genre, aber aus Mangel an Fleiß und Beharrlichkeit hat er seinen allzu schnell errungenen Ruf nicht behaupten können. Seit er vor einigen Jahren eine größere Erbschaft gemacht hat, ist er nicht mehr öffentlich aufgetreten; er scheint jetzt nur noch für sein Vergnügen zu leben, und ohne Zweifel verträgt sich dieß mit seinen Anlagen noch mehr als die Kunst . . . Aber Sie wissen vielleicht nicht, daß er verheirathet ist?

„Wirklich? . . . Um ein guter Ehemann zu sein,

erscheint er mir gar zu liebenswürdig. Oder wie, ist es nicht so, daß diejenigen, die am Besten für das häusliche Leben passen, gewöhnlich für das Publikum die langweiligsten sind?“

„Ihr Sarkasmus ist scharf, aber wahrhaftig ganz treffend. Ich kenne übrigens Maximilian's häusliche Verhältnisse nicht; ich weiß bloß, daß er aus Liebe eine junge Sängerin heirathete, die ihn von ganzem Herzen liebte . . . Aber ich gerathe jetzt auf einen Gegenstand, der für uns Beide eine ganz unangenehme Erinnerung hervorrufen kann.“

„Sie fangen jetzt an, mystisch und interessant zu werden. Jedenfalls erklären Sie sich näher. Eine unangenehme Erinnerung, sagten Sie?“

„Ja, die Erinnerung an das Mißverständniß, das vor ein paar Jahren zwischen uns entstand, als Sie so plötzlich D. verließen und mich für einen Intriganten hielten, weil ich einer jungen Sängerin Mamsell Leopoldine meinen Schutz verlieh.“

„Nun ja, diesen Handel haben wir ja bereits abgemacht. Sie spielten bei dieser Gelegenheit Ihre Karten so gut, daß ich just damals anfing, Ihren eigentlichen Werth einzusehen. Die Furcht vor einem Mann ist bei uns gewöhnlich der erste Schritt zur Bewunderung. Ueberdieß werde ich Ihre Ritterlichkeit gegen den deutschen Studenten an Bord des Virgilio niemals vergessen.“

„Es will mir doch bedünken, als wenn Ihr Herz seitdem schon viel vergessen hätte.“

„So! . . . Aber wir kommen vom Gegenstand ab. Mamsell Leopoldine soll, wie man mir gesagt hat, ihrem wirklichen Beschützer nicht genug herzliche Dankbarkeit bewiesen haben. Sie nährten damals eine Schlange in Ihrem Busen, wohl bekomm's! . . . Aber wohin ist sie wohl gegangen, das liebenswürdige Wesen, das so zierlich glänzte und so bald verschwand?“

„Sie hat den größten Fehler begangen, den eine

junge Bühnenkünstlerin begehen kann. Sie hat sich verheirathet.“

„Ja, das war dumm . . . aber ich erinnere mich schon früher davon gehört zu haben und . . . ach jetzt verstehe ich, sie findet sich wieder vor als . . .“

„Als Maximilian’s Ehehälfte.“

„Vortrefflich! . . . der Mann gefällt mir und mit der Frau hätte ich schon lang gern ein Hühnchen gerupft. Gestehen Sie, daß ich in solchen Motiven etwas Erfrischendes für mein Gemüth finden kann.“

Wiederum entstand eine Pause.

„Ach, welch ein unmöglicher Mensch!“ seufzte Parisina vor sich hin. „Ich glaube wahrhaftig, er kann nicht einmal eifersüchtig werden.“

Maximilian und seine Freunde kamen jetzt auf dem Weg zurück, den sie so eben gegangen waren, und die Signora, die sich vorgenommen hatte, dießmal bemerkt zu werden, erhob ihre Stimme, während sie das Gespräch mit dem Grafen wieder aufnahm, wobei sie mit dem Nastuch wedelte, als wollte sie einige naseweise Mücken in die Flucht jagen. Die Berechnung gelang vollkommen. Sämmtliche Cavaliere richteten ihre Blicke auf die schöne Dame, und Maximilian, der Einzige, der das Glück hatte, ihr vorgestellt zu sein, eilte, sein Compliment zu machen. Es wurde mit einem entzückenden Kopfnicken und einem unwiderstehlichen Lächeln erwiedert. Parisina war unvergleichlich in ihrer Art zu grüßen. Nicht umsonst hatte sie viele Jahre hindurch diese Kunst vor ihrem Spiegel studirt. Sie kannte ihre Stärke. Die Gewißheit des Sieges rief einen Zug der Schalkhaftigkeit hervor, der ihr vortrefflich ließ. Während sie ihre schöne Geberde ausführte, fiel ihre Reitgerte zur Erde, ohne daß sie es zu bemerken schien.

In demselben Augenblick verließ Maximilian seine Begleiter und sprang vor, um die Gerte aufzuheben.

Das Gespräch, das in Folge dessen Statt hatte, war eigentlich bloß ein lebhafter Complimentenwechsel,

wobei kein Theil dem andern etwas schuldig blieb . . . Die Kunst, eine solche Conversation zu führen, besteht hauptsächlich in der Gabe, mit Geschmack zu lügen, oder, was auf das Gleiche hinauskommt, mit guter Contenance eine Unwahrheit sagen zu können, so daß sie auch mit guter Contenance aufgenommen werden kann. Weder Parisina noch Maximilian prüften hierin zum ersten Mal ihre Stärke, obschon sie ihre Kräfte zum ersten Mal gegen einander maßen.

Endlich brachte die Tänzerin das Gespräch auf Maximilian's Frau. Sie sagte, sie kenne das ungewöhnliche Talent derselben bereits durch ihren Ruf, und sie habe von ihrem gemeinschaftlichen Freund, dem Grafen Manfred, so viel Schönes von Leopoldinens vielen und vortrefflichen Eigenschaften gehört, daß sie dieser Künstlerin mit warmem Interesse zugethan sei und einen lebhaften Wunsch hege, einmal ihre persönliche Bekanntschaft machen zu dürfen ꝛc.

Maximilian zeigte sich vergnügt über diese schmeichelhaften Ergießungen, und es schien ihn besonders zu freuen, daß Graf Manfred in die Lobsprüche mit einstimmte. Da sowohl die Signora als Graf Manfred den Wunsch äußerten, mit Leopoldine zusammenzutreffen, so nahm er hieraus Veranlassung, sie Beide zu einer Soiree bei sich einzuladen, auf irgend einen Abend, dessen Bestimmung er ihnen selbst überließ.

Die Einladung fand großen Beifall, und die Zeit wurde auf den nächsten Abend festgesetzt.

Bald darauf brach man auf. Parisina ließ sich an die Strandmauer führen, um von da einen Blick über den Golf und auf die Ufer hinauszuwerfen, die jetzt, von der Abendsonne beleuchtet, in Gold und Purpur schimmerten. Der Anblick machte einen tiefen Eindruck sogar auf dieses Weib, das sonst so gänzlich dem alten philosophischen Satze, daß man nichts bewundern müsse, zu huldigen schien. Aber sie fand kein Vergnügen an solchen Eindrücken und eilte, ihr Herz gegen die Gefühle abzu-

sperren, die an seiner verschlossenen Thüre zu pochen anfingen. Sie kehrte also dem schönen Gemälde schnell den Rücken und sagte zu ihren Begleitern:

„Ich habe einen panischen Schreck davor, daß ich sentimental werden könnte, kommen Sie also und lassen Sie uns wegeilen. Im Allgemeinen gefällt mir Italien sehr,“ fügte sie hinzu, während sie fortzugehen anfing, „aber es hat doch für uns Ausländer einen großen Fehler. Hier ist es nämlich gar zu schön . . . Ja, verstehen Sie mich recht, meine Herren, gar zu schön, als daß wir unsere gute Laune und unsere gesunde Vernunft beibehalten könnten. Es ist etwas zu viel in dieser Natur, die hier um uns her blüht, und um dieß ertragen zu können, muß man schon in der Wiege daran gewöhnt worden sein.“

Maximilian und Leopoldine wohnten in einem der großen Hotels auf der Chiaja. In einem schönen Salon waren bei der Soiree, zu welcher Signora Parisina und Graf Manfred eingeladen worden, an zwanzig Gäste versammelt. Sie bestanden größtentheils aus Artisten von Profession, Dilettanten und Kunstkennern, blassen, magern Herren mit langem Haar und dickem Bart. Die Damenwelt war nicht zahlreich vertreten. Außer der Tänzerin sah man nur eine ehemals berühmte Sängerin, jetzt die Wittwe eines polnischen Barons, eine Aktrice und eine bekannte Clavierspielerin.

Das Gesellschaftsleben im Süden ist von dem unsrigen in vielfacher Beziehung verschieden. Einen Salon zu halten, ist dort zugleich leichter und schwerer als hier. Leichter, weil die Gäste sich mit Eis und einigen Gläsern Limonade abspeisen lassen, schwerer aber, weil sie ihr Augenmerk hauptsächlich auf das Vergnügen richten, das geboten wird. Gut gemästet zu werden,

ist hier kein genügender Ersatz für einen langweiligen Abend.

Die Soiree, von der wir jetzt sprechen, war musikalisch. Mehrere von den Gästen hatten sich bereits hören lassen, und Maximilian selbst war so eben mit einem brillanten Solo für die Violine aufgetreten. Natürlich wurde sein Spiel mit vielen schönen Complimenten belohnt; diese waren jedoch im Ganzen sehr allgemeiner Art, und es war unschwer zu finden, daß sie mehr in einer schuldigen Artigkeit gegen den liebenswürdigen Wirth, als in irgend Enthusiasmus für den ausgezeichneten Künstler ihren Grund hatten. Es ließ sich auch nicht leugnen, daß Maximilian in den letzten Jahren keine Fortschritte als Virtuos gemacht hatte. In dem Kunstgenre, dem er angehörte, steigen die Forderungen mit jedem Tag. Hier gilt es, mehr als in irgend einem andern Fall, daß man rückwärts geht, wenn man nicht mehr vorwärts geht, und ein paar Jahre sind mehr als genügend, ein Wunder in etwas Alltägliches zu verwandeln. Maximilian bemerkte es selbst, denn es war nicht das erste Mal, daß das Lob, das er einerntete, etwas ganz Anderes war, als Bewunderung; aber er behielt dennoch gute Miene. Für ihn hatte die Künstlerlaufbahn ihre schönste Verlockung verloren, nachdem das Bedürfniß, von seinem Talent zu leben, nicht mehr als Sporn zu Anstrengungen für ihn existirte.

Man erwartete jetzt mit sichtbarer Ungeduld, Leopoldine hören zu dürfen. Der allgemeine Wunsch sprach sich in Bitten aus, die bereits eine Schmeichelei waren. In ihrer Eigenschaft als Wirthin hatte sie eine Pflicht, die ihr eine Weigerung nicht gestattete. Sie nahm Platz am Piano und es entstand eine feierliche Stille im Salon.

Wir haben jetzt in diesem Augenblick eine herrliche Gelegenheit, sie zu betrachten.

Mit Wohlbehagen verweilt der Blick auf diesen edlen Zügen, und das Herz empfindet eine reinere Freude,

als der Anblick eines schönen Weibes gewöhnlich mit sich führt. Eine Schönheit, wie die Leopoldinens, berauscht die Sinne nicht, verwirrt die Phantasie nicht; aber sie macht einen tiefen, einen dauernden Eindruck. Man genießt sie, man behält seine volle Besinnung, und just darum besitzt dieser Genuß eine Erinnerung. Aber in demselben Maaß, wie die Erinnerung lebhaft ist, entsteht bei einem Wiedersehen das Verlangen, zu vergleichen und zu reflectiren. Deßhalb ist es unmöglich, Leopoldine so zu sehen, wie sie i s t, ohne daß man sich erinnert, wie sie w a r . . . Der erste Blick schenkte uns ein angenehmes Gefühl; der zweite, der ein schärferes Forschungstalent besitzt, sagt uns bereits, daß Vieles bei ihr anders geworden ist, als an dem Tag, wo Michael's Abschiedsthränen in ihren Brautkranz fielen, daß seither Vieles an ihr sich verändert hat.

Sich verändert? . . . Gibt nicht diese hochgewölbte Stirne noch immer dieselbe schöne Zeugschaft von Genie und Phantasie? Strahlt nicht in diesem dunkeln Auge dasselbe funkelnde Sternenlicht? Erkennt man nicht auf dieser Wange dieselben milden Rosen? Ruht nicht um diese Lippen derselbe milde Ernst? Und diese schlanke, hochgewachsene Figur, besitzt sie denn nicht mehr ihre Geschmeidigkeit, ihre Anmuth?

O gewiß. Die Zeit hat ihr ihren Fortschritt nicht mit gewaltsamen Verheerungen angezeigt. Aber gleichwohl finden wir nicht mehr dieselbe Leopoldine, die wir in dem Hochsommer ihres Glückes verlassen haben. Die äußeren Züge sind sich gleich, vielleicht nur etwas schärfer markirt; aber der Ausdruck, die Seele in diesem Gesicht . . . Siehe, darin liegt die Veränderung. Laß ihren Blick tiefer in Dein Herz dringen, und Du wirst fühlen, daß sein Feuer Dich nicht mehr s o erwärmt wie früher. Diese Frische, die ihrem ganzen Wesen eine so lebendige, so mannigfaltige Anmuth verliehen, sie ist verschwunden, oder vielmehr, sie hat sich in eine Haltung verwandelt, die nicht mehr durch ihre unverkennbare Wahr-

heit einnimmt, sondern eher durch ihre Widersprüche das Mitleid weckt. Es ist unleugbar, daß der milde Ernst noch auf ihren Lippen liegt, aber daneben wohnt ein gewisses Mißvergnügen, das Du früher nie darauf bemerkt hast, ein Mißvergnügen, das über entschwundene theure Illusionen zu klagen, über eine gebrochene innere Harmonie sich zu grämen scheint.

Der Gesang begann jetzt.

Aber ich überlasse die Beurtheilung desselben dießmal dem Grafen Manfred. Er schrieb am folgenden Tag unter Anderem nachstehende Zeilen an einen Freund in D.

„Ich hörte gestern Leopoldine, eigentlich zum ersten Mal, seitdem sie unsere Oper verließ. Ich versichere Dich, es war eine höchst interessante Stunde. Obschon ich von ihrer reinen und biegsamen Stimme sogleich eingenommen wurde, vermochte ich sie doch nicht recht wieder zu erkennen. Sie sang gut, das muß ich gestehen, aber ich meinte dennoch das Eigenthümlichste bei ihr zu vermissen, nämlich das Seelenvolle, das unnennbar Liebliche in Ton und Vortrag, das mich und Dich und ganz D. so oft hingerissen hat. Es begegnete mir jetzt, was mir noch nie geschehen war, ich dachte beinahe mehr, als ich fühlte, ich vernahm das Talent des Componisten deutlicher als ihr eigenes, und mein Ohr genoß mehr als mein Herz . . . Indessen stimmte ich mit gutem Gewissen, obschon nicht mit demselben Enthusiasmus wie früher, in den Applaus ein, womit sie von den Zuhörern belohnt wurde, nachdem die letzte brillante Passage verklungen war.

Aber sie nahm ihre Arie da capo auf.

Jetzt, mein Freund, jetzt erst fand ich ganz und vollständig meine schmerzlich vermißte Primadonna wieder; ich fand sie wieder so bezaubernd wie je. Dießmal sang sie, wie nur sie singen kann. Ihr Geist nahm einen höheren Flug. Der Gesang bekam ein wärmeres Leben, und es war wieder Poesie und Entzücken in ihren

Tönen ... Ich und wir Alle, die wir sie hörten, waren tief gerührt. Sie war es auch selbst; ich sah einige große Thränen aus ihren Augen auf die Tasten hinabtropfen.

Welches Glück wäre es nicht, wenn sie wieder für das Theater gewonnen werden könnte! ...

Es verhielt sich wirkich so, wie Graf Manfred erzählte. Leopoldine hatte, als sie ihren Gesang wieder begann, ihre Zuhörer zu ergreifen und hinzureißen vermocht. Erst eine gute Weile nachdem sie aufgehört hatte, fand man den gewöhnlichen Gesellschaftston wieder. Aber da überstimmte der Eine den Andern mit Beifallsäußerungen, und Alle eilten voran, um ihre Dankbarkeit und ihre Verwunderung zu den Füßen der Sängerin niederzulegen.

Es wäre herzlos, diesen Enthusiasmus jetzt durch eine scharfe Kritik abkühlen zu lassen. Mag über Leopoldine immerhin noch einmal des Ruhmes süße Manna herabregnen, mag sie immerhin noch einmal die liebliche Freude des Triumphes ihres Genies kosten!

Signora Parisina gehörte unter diejenigen, die ihr Entzücken am eifrigsten an den Tag legten. Sie ergriff Leopoldinen's Hand und sagte mit einer Extase, von der ich fürchte, daß sie nicht vollkommen natürlich war:

„Ich habe nie geglaubt, daß ein Ruf so wahr sein könnte, wie er sich jetzt gezeigt hat ... Meine Dankbarkeit findet die gewöhnlichen Ausdrücke allzu matt; erlauben Sie, daß ich Sie umarme.“

„Leider,“ fiel Graf Manfred ein, „darf ich es nicht wagen, an einen ähnlichen Ausdruck meiner Gefühle zu denken; aber empfangen Sie dennoch von einem alten Freund die Versicherung unverminderter Bewunderung.

Leopoldinen's Art, diese und alle folgenden Complimente entgegenzunehmen, verrieth deutlich, daß sie jetzt eine vollendetere Weltdame geworden war, die nicht mehr erröthete, wenn sie ihr eigenes Lob hörte. Viel-

leicht kam diese bessere Contenance daher, daß die Stimme der Schmeichelei nicht mehr so tief zu ihrem Herzen drang wie früher. Sie stand jetzt ruhig mitten im Kreis von Bewunderern, und es war nicht ohne daß diese Ruhe etwas kalt erschien.

Inzwischen flog Parisina's schneller Blick von einer Person auf die andere, gleich als hätte sie alle erforschen wollen, um den wahren Betrag des Triumphes zu summiren. Dabei geschah es, daß sie in einem Augenblick, wo Maximilian sich wahrscheinlich von Niemand bemerkt glaubte, eine gewisse Siegesfreude in seiner Miene entdeckte. Sie fand dieß bemerkenswerth, denn sie hatte nicht vergessen, daß sein eigenes Talent so eben eine ziemlich entschiedene Niederlage erlitten hatte.

„Allerdings," dachte sie, „ist es möglich, daß ein Mann Alles, sogar sein eigenes Fiasko über seine Frau vergessen kann; aber hier ist dieß doch weniger glaublich. Ich kenne diese Herren Duodezvirtuosen. Je schwächer sie in ihrer Kunst sind, um so stärker sind sie in Eitelkeit und Neid. Für einige Applause bringt man sie so weit, daß sie Weib und Kind verrathen."

Es wurde daher bei ihr zu einer festen Ueberzeugung, daß Maximilian eine besondere Absicht habe, einen Plan, der sich auf Leopoldinen's Werth als Sängerin gründe.

Es währte nicht lange, so wußte die Tänzerin Maximilian an ihre Seite zu verlocken.

„Unter allen Ehemännern, die ich kenne," sagte sie, „sind Sie der einzige, den ich beneidenswerth nennen will. Ich habe just im Allgemeinen keine Sympathie für das eheliche Leben, muß aber doch zugeben, daß ich mir kaum ein lieblicheres Loos denken kann, als das Ihrige — vielleicht mit der einzigen Ausnahme des Looses Ihrer Frau. — Jugend, Schönheit, Liebe in holdem Verein pflegt man sonst bereits für ein Glück anzusehen; aber für Sie Beide gibt es ein noch besseres

Band der Vereinigung, nämlich ihre Seelenverwandtschaft als Künstler."

„Sie haben Recht, Signora, alle Künstler sind Verwandte, und Sie selbst, welchen ausgezeichneten Platz nehmen Sie nicht in der großen Familie ein!"

„Sie sind gar zu charmant, Herr Vetter, aber ich fühle meinen eigenen geringen Werth zu gut, um mir durch Ihre Schmeicheleien den Kopf verrücken zu lassen. Unter allen schönen Künsten ist keine undankbarer, als just diejenige, der ich mein Leben geweiht habe. Wie arm fühle ich mich nicht im Vergleich mit Ihnen, zumal bei Gelegenheiten wie diese! Ihr Jünger der Tonkunst besitzt die glückliche Gabe, immer und überall mit euren Talenten entzücken zu können; aber eine Tänzerin, was ist wohl eine Tänzerin außer dem Theater? ... Ach, das ganze Balletpersonal müßte gleich anderen Decorationen im Theatermagazin aufbewahrt und nur dann hervorgeholt werden, wenn man seiner mitunter bedarf. Nein, lassen Sie uns von Ihrer Frau sprechen; ich bin entzückt von ihrem Gesang."

„Und ich von Ihrem Beifall, Signora. Ich will eine Bescheidenheit nicht heucheln, die ich nicht besitze und jedenfalls nicht billigen würde. Leopoldine ist allerdings meine Frau, aber ich glaube deßhalb nicht für ihre Verdienste blind und taub sein zu müssen. Im Gegentheil gestehe ich offen, daß ich sie nicht nur als Weib, sondern auch als Künstlerin bewundere. Ja, Signora, mißdeuten Sie meine Aufrichtigkeit nicht, ich halte sie für das größte Genie unter allen Sängerinnen, die ich bisher kennen gelernt habe."

„Jeder, der sie auch nur ein einziges Mal gehört hat, wird sicherlich in Ihr gerechtes Urtheil einstimmen, und das gerade macht Ihnen Ehre, daß Sie das Verdienst anerkennen, obschon es sich bei Ihrer Frau vorfindet. So etwas ist höchst ungewöhnlich bei Ihrem Geschlechte ... aber ein Egoist sind Sie jedenfalls."

„Eine strenge Beschuldigung, Signora.“

„Diese Frau mit ihrem ausgezeichneten Talent gehört der Welt an, und gleichwohl behalten Sie sie beinahe ausschließlich für sich allein.“

„Dieß ist nicht Egoismus, es ist Liebe, denn ich weiß, daß die Welt immer undankbar ist.“

„Allerdings, aber Sie dürfen deßhalb ein Licht nicht unter einen Scheffel stellen.“

„Bei Gott, so etwas ist nie meine Absicht gewesen. Ich will gern zugeben, daß Leopoldine für ein anderes Leben bestimmt ist, als dasjenige, das sie gegenwärtig führt. Wenige sind so für die Kunst begabt wie sie; Wenige haben einen so entschiedenen Beruf erhalten. Es hat sich bereits gezeigt, daß das Theater ihr rechter Platz ist, und glauben Sie mir, obschon ich zu gut einsehe, daß es ein Opfer für unser häusliches Glück wäre, wenn sie diese Bahn wieder beträte, so würde ich mich doch keinen Augenblick bedenken, dieses Opfer zu bringen, wenn . . .“

„Wenn, sagen Sie.“

„Ja, Sie sind selbst Künstlerin und kennen also das Publikum, so wie seine Unverbesserlichkeit in Geschmack und Laune. Um seine Gunst zu gewinnen, ist wahrlich nicht allein Künstlerschaft erforderlich; nein, man muß sich herablassen, ein Sclave seiner Launen zu werden. Man muß sich zur Glücksjägerin erniedrigen, um einen Erfolg zu erringen. Ich bin nicht eitel, aber ich besitze einen gewissen Stolz und finde es demüthigend für das wahre Verdienst, sich einen Platz zu erbetteln, auf welchen es die rechtmäßigsten Ansprüche besitzt. Es ist mir deßhalb unmöglich, das Talent meiner Frau gleich einem andern Handelsartikel auszubieten. Findet man, daß sie einigen Werth hat, so mag man ihr ein passendes Engagement anbieten; sie ist viel zu gut, um selbst ein solches zu suchen.

„Sie setzen mich in Staunen. Ist es wohl möglich, daß solche Anerbietungen ausgeblieben sind? . . .

Das ist freilich wahr, daß die Herren Theateragenten im Allgemeinen ein sehr glückliches Urtheil haben."

„Die Gerechtigkeit gebietet mir indessen, hinzuzufügen, daß man es vielleicht als gewiß angesehen hat, daß Leopoldine als meine Frau und in Folge der unabhängigen Stellung, die ich ihr zu bereiten das Glück hatte, der öffentlichen Künstlerlaufbahn gänzlich abgeschworen habe."

„Ja, Sie haben Recht; man hat sich durch ein unberufenes Zartgefühl zurückhalten lassen und nicht gewagt, mit seinen Vorschlägen hervorzutreten. Sie sind so beurtheilt worden, wie Ihre Brüder im Allgemeinen es verdienen; man hat Sie für einen Mann von der gewöhnlichen Sorte gehalten, selbstsüchtig gegenüber der Welt und eifersüchtig auf den Schatz, den Sie ihr zu rauben so glücklich waren ... Aber sehen Sie einmal dorthin, Herr Maximilian. Warum glauben Sie wohl, daß Graf Manfred sich so sehr für Ihre Frau interessire? ... O, der Mann ist nicht so ohne Urtheil, wie man glauben könnte. Ich will Ihnen eine Neuigkeit erzählen. Der Graf ist just jetzt in voller Arbeit, die Angel auszuwerfen, womit er seine ehemalige Primadonna wieder zu fangen und nach D. zurückzuführen gedenkt."

Maximilian folgte der Andeutung der Signora und sah wirklich, daß Graf Manfred sich lebhaft mit Leopoldine besprach. Diese Entdeckung schien ihm Vergnügen zu machen. Parisina bemerkte es deutlich und zog ihre Folgerungen daraus.

„Ach," dachte sie; „jetzt habe ich ihn durchschaut, jetzt weiß ich, was er will."

Wäre Maximilian in diesem Augenblick aufmerksamer auf die schöne Tänzerin gewesen, so würde auch er seinerseits eine Entdeckung gemacht haben. Er würde da gefunden haben, wie ihre Blicke sich verfinsterten, wie ihre Züge eine bemerkbare Unruhe verriethen ...

aber er war zu sehr von anderen Beobachtungen in Anspruch genommen, um jetzt darauf Acht zu geben.

Nach einer Pause von etlichen Minuten begann Parisina wieder:

„Wie ich Ihnen gesagt habe, die Frage von dem neuen Engagement Ihrer Frau soll bald entschieden sein.“

„Sie täuschen sich ohne Zweifel, Signora,“ versetzte Maximilian. „Graf Manfred hat, das bin ich überzeugt, ganz andere Ansichten über Leopoldine und das Beste seines Theaters, als Sie anzunehmen belieben ... Aber es ist wahr, man hat mir erzählt, daß der Contract über Ihr Egagement für die kommende Saison von Seiten des Grafen bereits abgeschlossen sei. Wenn dieß wirklich der Fall ist, so hege ich sogleich einen größeren Begriff von seinem Verdienst als Kunstkenner.“

„Man schwatzt so viel, mein bester Herr Maximilian. Dieses Gerücht ist gänzlich unbegründet. Ich für meinen Theil bin des unruhigen Theaterlebens im höchsten Grade müde und gedenke mit Gottes Hülfe meinen Fuß nie mehr auf die Bretter setzen zu müssen.“

„Wie, Sie gedenken, sich für immer zurückzuziehen und zur Ruhe zu begeben? ... Es ist dieß allerdings eine Ruhe auf Lorbeeren, aber ...“

„Aber noch einige weitere hätten nichts schaden können, meinen Sie.“

„Ich wollte bloß hinzufügen, daß es ein Bischen treulos von Ihnen sei, so früh und noch mitten in Ihren Siegen die Kunst zu verlassen.“

„Unendlich verbunden! Aber ich will Ihnen sagen, daß ich auf halbem Weg müde geworden bin, und das Müdewerden ist ein Fehler, der sich mit meinem Beruf auf keinerlei Weise verträgt.“

„Aber die Welt wird Trauer anlegen.“

„Das wird mich nicht beunruhigen ... die Welt! ... eine Tänzerin kann mit mehr Recht als irgend eine andere Person sagen, daß sie die Welt zu ihren

Füßen gehabt habe, aber selten, sehr selten hat sie auch eine Welt für ihr Herz gehabt."

Es versammelten sich jetzt mehrere Personen um die Signora und das Gespräch wurde allgemeiner. Aber bald hörte es gänzlich auf, denn die mirakulöse Clavierspielerin gab einige Phantasien à la Liszt zum Besten.

Graf Manfred und Maximilian hatten inzwischen ein Privatgespräch in einem inneren Zimmer. Parisina wurde immer unruhiger; sie ahnte, um was es sich handelte.

XXVI.

Eine Mondscheinnacht.

> Wenn die Frauenzimmer in Europa gleich den Weibern bei einigen amerikanischen Horden ihre eigene Sprache hätten, die sich von der Sprache der Männer unterscheidet, so wäre der Satz: Ich bin ich, darin unübersetzbar. Sie wären nicht im Stamd ihn anders auszudrücken als: Mein Mann ist Ich.
>
> A. Törneros.

Es war schon spät in der Nacht, als die Gäste sich trennten. Als Maximilian, nachdem er den Letzten von ihnen bis zur Thüre geleitet, in den Salon zurückkehrte, befand er sich da ganz allein. Er war mit seiner Soiree zufrieden, aber dennoch nachdenklich. Nachdem er in tiefen Betrachtungen eine Weile im Zimmer auf- und abgeschritten, blieb er plötzlich stehen und sagte vor sich hin:

„Es ist keine Zeit zu verlieren. Ich muß sogleich mit Leopoldine sprechen; zum ersten und letzten Mal."

Unmittelbar darauf trat er durch die offenen Fensterthüren auf den Balkon hinaus. Es war heller Mondschein. Er suchte Leopoldine und fand sie, das Gesicht in ihre Hand verborgen, gegen die Balustrade gelehnt. Leise trat er auf sie zu, und nachdem er einen Augenblick gelauscht hatte, legte er seine Hand auf ihre Schulter und sagte zärtlich:

„Ich glaube, Du weinst, Leopoldine?"

„Ja, ich weine," antwortete sie, und während sie zu Maximilian aufblickte, gaben die Strahlen des Mondes den Thränen, die noch an ihren Wimpern hingen, einen diamantenen Glanz. „Ich weine über mich selbst. Ich habe in die Tiefe meiner eigenen Seele geblickt, ich habe mein eigenes Herz erforscht und die traurigste Entdeckung gemacht, die ein Mensch nur machen kann. Ach, ich bin nicht mehr, was ich einmal war; ich besaß eine Kraft, die jetzt gebrochen ist; ich besaß einen Reichthum, der jetzt geraubt ist."

Um's Himmelswillen, laß Dich nicht von solchen Phantasien beunruhigen."

„Nein, Maximilian, Du darfst meine ernsten Gedanken nicht auch dießmal verscheuchen; ich werde nicht von einigen leeren Phantasien gequält, ich habe eine Wahrheit gefunden, die wir lange übersehen haben, und laß uns sie festhalten, selbst wenn sie uns nur Kummer zu bieten hätte. Es ist nicht meine Absicht, Dir Vorwürfe zu machen. Ich schulde Dir Dankbarkeit für Deine Liebe, für all' das Glück, das Du mir bereitet hast. Ich bin an Deiner Seite sehr glücklich gewesen, habe viele schöne Augenblicke genossen, aber ich muß jetzt Alles gestehen: den Gewissensfrieden, den ich früher besaß, habe ich lange und vergebens gesucht. Früher, wenn ich nach einem Tag der Arbeit zu mir selbst zurückkehrte, da folgte mir oft die Erinnerung an manchen harten Kampf, aber ich konnte sagen: Ich bin

doch meinem Ziel einen Schritt näher gerückt; geschehe, was da wolle, ich habe gethan, was in meinen Kräften stand; und dabei verschwand jedes bittere Gefühl, und ich schlief ein wie ein glückliches Kind. Aber jetzt ... mit was kann ich jetzt diesen inneren Frieden wieder hervorrufen? Du hast mir ein an Vergnügungen reiches Leben geschenkt, ich habe die abwechselndsten Zerstreuungen genossen, habe sie an Deiner Seite, an der Seite eines geliebten Gatten genossen; aber vor der Einsamkeit ist mir bange geworden, denn sie hat selbst Vorwürfe und Gewissensqualen mit sich geführt, die ich nicht recht verstand, und dennoch nicht abweisen konnte. Manche Nacht, wenn der Schlaf mein Auge floh, habe ich gefühlt, wie diese Qualen tief in meine Seele griffen; ich habe dann mein Haupt an Dein Herz gelehnt und endlich mit Liebe meine Unruhe betäubt, in der Liebe mich selbst vergessen ... Nein, laß mich fortfahren, Maximilian. Weißt Du wohl, woher dieser gestörte Gewissensfrieden kommt? Ich erkenne es jetzt selbst; er ist eine Strafe für meine Treulosigkeit. Einmal schwur ich, die Kunst allein zu lieben. Ein ander Mal zog ich mein Herz zurück, um es Dir zu schenken; aber mit unzerreißbaren Banden ist es noch an sein erstes Ideal festgeknüpft, und so bin ich gegen euch Beide treulos geworden. Für Dich bin ich nicht immer gewesen, was Du fordern konntest; das fröhliche, üppige Leben, das Du liebst, hat mich so leicht ermüdet, und oft habe ich Deine Freuden gar nicht theilen können. So bin ich als Gattin gewesen; und als Künstlerin, Maximilian, weine mit mir, als Künstlerin bin ich verloren."

„Welche kindische Ideen! Hast Du nicht noch so eben einen Zuhörerkreis entzückt, der ohne Ausnahme aus Musikern und Kunstkennern bestand?"

„Aber ich weiß einen Richter, der in diesem Fall näher zur Wahrheit dringt, als alle andere; das ist mein eigenes Gefühl. Seit einiger Zeit bin ich oft

jeder musikalischen Beschäftigung abgeneigt, und zuweilen ist es mir vorgekommen, als hätte ich auf immer die Gaben verloren, mich zu einer idealen Auffassung zu erheben, und ebenso die Gabe, meine Gefühle wahr auszudrücken. Mit Entsetzen bin ich einem so unheimlichen Gedanken entflohen, aber heute Abend hat sich meine Furcht in Gewißheit verwandelt . . . Ich wollte noch einmal meine Kräfte prüfen. Du hattest mich gebeten, sorgfältig zu singen: aber der Wunsch, Beifall zu erringen, war gleichwohl schwach und matt gegen mein brennendes Sehnen nach Begeisterung, nach Harmonie in meiner eigenen Seele."

„Nun, und dann?"

„Merktest Du nicht, wie jeder Ton ein vergebliches Suchen nach einem Paradiese war?"

„Ich bemerkte bloß; daß die Zuhörer entzückt waren."

„Was sie einnahm, war nur der Klang, die Fertigkeit, der Werth der Composition; aber es war nicht eine hingerissene Seele, die sich von einer Jacobsleiter aus höheren Regionen zu ihnen herabsenkte. Es war kein lebendiger Geist im Gesang, nur eine Reminiscenz von hundert Erinnerungen, die flatternd hin- und herflogen."

„Bei Gott, Du thust Dir Unrecht! . . . Ich will zugeben, daß Du das erste Mal die Arie nicht mit Deinem gewöhnlichen Gefühl sangst, aber das zweite Mal und namentlich gegen den Schluß warst Du vortrefflich."

„Ja, einige Augenblicke, Maximilian, aber nicht länger. Nur auf einige Augenblicke senkte sich mein früherer Genius wieder in mein Herz hinab und lieh mir noch einmal seine Schwingen. Es wurde jetzt klarer um mich her, lieblicher in mir. Ich flog immer näher zu dem Himmel, wohin ich mich sehnte. Aber ich fühlte auch, daß ich nicht mehr dieselbe Kraft besaß wie früher. Die Anstrengung ermüdete mich und ich stand schwankend, bebend auf der Höhe, die ich zu

erreichen vermocht hatte. Endlich, aber es waren bloß einige wenige Sekunden, fühlte ich mich wieder leben, verstehst Du, vollständig leben in meinem Gesang."

„Und von diesem Augenblick her weißt Du also, daß Du noch immer Deine glückliche Inspirationsgabe besitzest. Werde jetzt wieder vergnügt und fröhlich!"

„Ach nein, diese kurze Himmelfahrt war nicht ein Wiedereinzug in eine alte theure Kinderheimath, es war der schleichende Besuch, den ein Landesflüchtiger in seinem verlorenen Vaterlande abstattet."

„Geliebte Leopoldine, höre auf, Dich selbst und mich mit diesen düsteren Grübeleien zu quälen. Laß mich Deine Thränen trocknen, laß mich ein neues Lächeln auf Deine Lippen küssen."

Maximilian führte jetzt die besten Bundesgenossen in's Feld, die man finden kann, um den Kummer eines Weibes zu besiegen, liebreiche Worte und zärtliche Schmeicheleien. Aber dießmal erwiesen sie sich weniger mächtig als gewöhnlich, und es gelang ihm nur theilweise, die Schwermuth seiner Frau zu vertreiben.

Was Leopoldine von sich selbst gesagt hatte, besaß leider eine volle Wahrheit. Sie hatte nur allzu richtig ihre eigene Stellung aufgefaßt, aber sie war nicht ebenso scharfsinnig, als es sich darum handelte, zu erforschen, woher die traurige Verwandlung ausgegangen war ... oder vielmehr sie zog sich mit einer instinktmäßigen Furcht von einer solchen Erforschung zurück.

Die Liebe lügt nicht, wenn sie ihre Luftschlösser baut, und wären sie noch so kühn; sie lügt nicht, denn sie glaubt und will, ja sie fühlt in diesem Augenblick, daß sie eine größere Macht besitzt, als irgend Etwas auf Erden. Aber der größte Fehler der Liebe, wenn man es so nennen will, liegt darin, daß sie uns vergessen läßt, daß wir in Sünden erzeugt und geboren sind. Im Entzücken unseres Gefühls entwickeln sich die edelsten Kräfte der Seele, und das Uebermenschliche erscheint uns dann als unsere wahre Natur. In diesen

schönen Augenblicken ist es wohl verzeihlich, wenn der Mensch nicht bemerkt, daß sein Fuß noch immer im Staube feststeht, es ist wohl verzeihlich, wenn er keine Gedanken an alle die prosaischen Bedürfnisse, an alle die Gewohnheiten und schlechten Bräuche, alle die Neigungen und Begierden des Erdenlebens hat . . . Es liegt also ein großer Irrthum in der Meinung, welche die Liebe zur Wurzel und ersten Ursache unseres bittersten Unglücks stempeln will. Dieser Satz ist nur insofern wahr, als wir, wenn unser Herz ganz und gar gefühllos wäre, auch keinen anderen Schmerz empfinden würden, als den physischen allein; aber wer will dieß einen Gewinn nennen? . . . Es gibt keinen Menschen, unter welchen Verhältnissen er auch leben mag, für den nicht eine wahre und reine Liebe das höchste Glück wäre, das er hienieden erreichen kann, und dieser Satz bedarf keines andern Beweises, als der Stimme, die aus der Tiefe jeder Brust spricht.

Aber alle Liebe ist ihrer Natur nach träumerisch. Und es liegt eine betrübende, eine allzu oft bewiesene Gefahr in dem wahren Zusammenhang, der zwischen der Welt des Gefühls und der Einbildung stattfindet; denn in Folge dessen können wir zuweilen Gegenstände lieben, die in der Wirklichkeit unser nicht vollkommen würdig sind. Diese Gefahr ist vielleicht im Allgemeinen am größten für das Weib, das sich leichter von seinem Herzen bethören läßt, und in Folge seiner nachgiebigen, aufopfernden Gemüthsart just einen Reiz darin findet, sich in Abhängigkeit von demjenigen zu setzen, den sie liebt. Sie schließt sich so innig an ihren Beherrscher an; es wird für sie eine Wollust, vollständig mit seiner Seele zu leben, und jeder Eindruck, der ihn trifft, spiegelt sich auch in ihrem feinfühlenden Gemüthe ab.

Die Vorsätze, die Maximilian faßte, die Zukunftspläne, die er entwarf, als er Leopoldine seine Hand bot, Pläne, denen sie mit Entzücken lauschte, sie waren nur schöne Träume der Liebe, nur die holde Schwär-

merei einer verliebten Seele. Aber obschon diese Vorsätze und Pläne, wie so viele ähnliche, Blumen glichen, die niemals zur Frucht gedeihen, so waren sie doch nicht mit vorsätzlicher berechnender Falschheit entworfen, als eine trügerische Verlockung für das Herz, das er gewinnen wollte. Maximilian wünschte damals, Niemand zu täuschen, aber er täuschte sich selbst. Er glaubte einmal für immer jedes Band abgeschnitten zu haben, womit er vorher an das Leben geknüpft gewesen war. Er glaubte eine ganz neue Existenz beginnen zu können, die von seinem früheren Menschen vollkommen unabhängig wäre. Er glaubte, daß der Ernst, welchen die Liebe zu Leopoldine, das tiefste Gefühl, das er jemals empfunden, ihm eingeflößt hatte, jeder alten Schwachheit Trotz bieten und sie überwinden könnte . . . Wer diese Selbsttäuschung verdammt, verdammt der nicht auch das halbe Menschengeschlecht?

Nach einem überseligen Honigmonat begab sich Maximilian mit seiner jungen Frau auf Reisen. Wer war jetzt glücklicher als er? Ein wechselreiches Leben, eine schöne geliebte Gattin und Geld im Vollauf . . . Es blieb ihm kaum noch Etwas zu wünschen übrig. Aber bald, ach, nur allzu bald war es nicht mehr ein Künstlerpaar, das in aller Anspruchslosigkeit reiste, um das Schöne, wo es sich immer finden mochte, in der Natur wie in der Kunst zu studiren, und das sich bemühte, seine eigenen Talente immer mehr zu entwickeln. Nein, es war statt dessen ein reicher Herr, der nach fashionablem Brauch reiste, um sich zu zerstreuen und mit seiner jungen Frau den Luxus und die Vergnügungen der großen Städte zu genießen. Die Kunst wurde nur als eine Art Empfehlungsschreiben benutzt, mittelst dessen man sich angenehme Bekanntschaften erwarb. Unsere modernen Künstler bilden eine Art Aristokratie für sich. Aber man kann von dieser eben so wenig als von der Geburtsaristokratie sagen, daß sie sich durch irgend eine Ueberlegenheit an tieferer Bildung oder durch reinere Sitten auszeichne. Alle Fehler der Zeit floriren in diesem

genialen Kreise eben so üppig wie anderwärts. Ja, die Eitelkeit und die leere Prunksucht scheinen sich sogar im Allgemeinen mit den Talenten inniger verbunden zu haben, als mit den einfachen prosaischen Alltagsmenschen. Einen ausgezeichneten Vorzug besitzt jedoch diese Cohorte, nämlich die Gabe, das Vergnügen in ein anmuthiges, geschmackvolles Gewand zu kleiden.

Besonders in Paris, der Hauptstadt der Freude, findet dieses Verhältniß statt, und hier war es auch, wo Maximilian auf längere Zeit sich niederließ. Er sah bald ein, daß er als Virtuos keine Auszeichnung gewinnen konnte in einem Wettkampf mit all diesen Heroen des Augenblicks, mit denen er jetzt in Berührung kam, zumal da er ganz und gar keine große Lust zu Anstrengungen in sich verspürte. Gleich Cäsar wollte er lieber der Erste unter den Geringeren, als der Zweite unter den Großen sein. Er trat daher freiwillig aus dem Glied und gab sich statt dessen den minder anspruchsvollen Namen Dilettant. Aber mit um so größerer Liebe umfaßte er die Rolle eines Kunstkenners und Mäcens. Aus Neigung zog er es vor, unter Künstlern zu leben; aus Eitelkeit gab er sich das Ansehen, ihr Beschützer zu sein. Die Art und Weise seiner Protektion war keine Originalerfindung von ihm selbst; denn sie war schon lange vor ihm bekannt gewesen und vielfach angewandt worden: sie bestand hauptsächlich in glänzenden Festen, in fröhlichen Gastmahlen, und es sah aus, als glaubte er, daß der Champagner jetzt die kastalische Quelle der Künste geworden sei. Ein angenehmerer und besonders freigebigerer Wirth als Maximilian, war schwer zu finden. Man erhob ihn auch bis zu den Wolken. Seine Soireen kamen in Ruf und sein Salon wurde ein Sammelplatz aller Löwen der Saison von dem Theater, den Concertsälen, den Ateliers. Man mußte einen Namen haben, um Zutritt zu erlangen, einen Namen, den Genie oder Talent mit ihrer Krone gestempelt, einen Namen, der Unsterblich-

keit in den Journalen gewonnen hatte. Aber den fleißigen, von einer besseren, wahreren Liebe, einem ernsteren, höheren Streben belebten Künstler, ihn sucht man sehr oft vergebens in dergleichen Gesellschaften.

Was Leopoldine betraf, so war dieß für sie eine ganz neue Seite des Lebens. Es ist wahr, daß sie dieser Art von Freude, welche sie jetzt täglich umgab, fremd war, und sie konnte sich auch niemals recht hineinleben, aber gleichwohl genoß sie manche angenehme Stunde, denn auch die Vergnügungen entlehnten hier sehr oft den Schein einer Verehrung der Musen, und ihr Liebesglück warf überdieß einen Alles vergoldenden Schimmer über diese ganze Periode. Als Sängerin erregte sie Aufsehen in dem engen Kreis, der jetzt ihr ganzes Publikum geworden war. Aber sie war im Ganzen nicht gewöhnt, als Concertsängerin aufzutreten, und nur auf der Bühne vermochte sie der Poesie ihrer Seele eine freie Entwickelung zu geben. Sie wurde jetzt gerühmt, bewundert, rief aber selten einen Enthusiasmus hervor. Dieß entging ihrer eigenen Aufmerksamkeit nicht. Es machte sie zuweilen betrübt, und sie äußerte gegen Marimilian mehrere Male ihr Verlangen nach dem Theater.

„Mein Engel," antwortete er dann mit einer Umarmung, „wenn Du Deine Studien abgeschlossen hast, so kannst Du wieder auftreten und dann . . . dann ist die ganze Welt Dein."

Und unter diesen Studien, wovon er so oft sprach, glaubte er dem vertraulichen täglichen Umgang mit ausgezeichneten Künstlern den größten Werth beilegen zu müssen. Dieß war eine Ansicht, die sich auf einige alte, wohlklingende Phrasen gründete, die er aber niemals mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse einer Prüfung unterworfen hatte.

Leopoldine folgte dem Rath ihres Mannes und lauschte aufmerksam den Kunstansichten, die sich unter ihrer Umgebung geltend machten. Sie wurde jetzt in eine Aesthetik eingeweiht, wo das Ideal in den Staub

hinabgezogen und gleich einem todten Körper mit dem Secirmesser zerlegt wurde. Sie bekam Theorien zu hören, worin das Erhabene und Sublime weniger geschätzt wurde, als eine elegante Manier; Theorien, denen zu Folge man den Geist nicht als das eigentlich Lebenspendende betrachtete, sondern als ein Produkt von Kleinigkeiten, als Etwas, das mit der Entwickelung der technischen Fähigkeit von selbst kommt. Die Erfahrung sprach, aber der Egoismus beeiferte sich, seine eigenen Mittel geltend zu machen. Das Gefühl sprach, aber es vergaß die Wahrheit und lebte bloß des Effektes wegen. Selbst das Genie wurde aller Göttlichkeit entkleidet; eine ungezügelte, kühne und eigenmächtige Phantasie galt für die höchste Eigenschaft desselben ... Dieser Materialismus in den Ansichten und Grundsätzen, versetzte Leopoldine Anfangs in Erstaunen, fühlte aber allmälig ihr Herz ab. Die geniale Art, wie die Sophismen ausgesprochen wurden, verirrte sie, und als sie sich an Maximilian wandte, dessen Urtheil durch die Macht der Liebe der höchste Richterspruch für sie geworden war, fand sie bei ihm eine beinahe vollständige Billigung des Raisonnements der Andern. Die höhere Auffassung der Kunst, deren er sich manchmal fähig zeigte, war bloß ein kurzes flatterndes Entzücken und gründete sich auf keinen lebendigen, tiefgewurzelten Glauben. Sobald er diesen Gegenstand mit sich klar zu machen und zu erforschen versuchte, zeigten sich seine Ansichten als sehr eng begränzt. Die Glorie der Kunst erlosch da. Sie zeigte sich ihm einerseits als ein Mittel zu einem comfortablen Leben, als ein angenehmer Zeitvertreib, und andererseits als eine reichliche Quelle des Einkommens; dieß war so ziemlich Alles. Im Uebrigen gehörte er zu denjenigen Menschen, die sich in alltäglichen Verhältnissen des Lebens sehr sanguinisch zeigen, aber jede höhere Idee mit kaltem Skepticismus umfassen. Dieser Charakterzug, der eine Zeitlang von der Liebe und den edleren Eingebungen, welche von Leo-

poldine ausflossen, zurückgedrängt worden war, gewann seine alte Gewalt wieder, als Maximilian zu seinen früheren Gewohnheiten zurückkehrte und die Welt auf's Neue Macht über ihn erhielt. Das bischen Genie, das ihm zu Theil geworden war, hatte nicht Kraft genug, um die Irrthümer zu bewältigen, worin seine unmündige Seele eingeschnürt war; es vermochte bloß seinen im Grunde höchst kleingeistigen Ideen einen gewissen genialen Anstrich zu geben.

Solcher Art war der Mann, der Leopoldinens zweites Ich, die Hälfte ihrer selbst geworden war; so war derjenige, von dem sie geleitet zu werden liebte, bei welchem sie Rath und Aufklärung holen sollte. Unter der Coterie, die sich beinahe täglich in ihrem Salon versammelte, war der vorherrschende Ton eine geistreiche Spötterei über die Grundsätze, die ihre Glaubensartikel bildeten, und wenn sie in ihrem Drang nach Wahrheit rathlos zu dem Manne floh, der ihr am allernächsten stand, fand sie in diesem Herzen, das ihr eigenes geworden war, eine Wiederholung derselben frivolen, leichtsinnigen Ansichten. Man mag sich daher nicht wundern, wenn diese Verhältnisse schädlich auf das für alle Eindrücke so empfängliche junge Weib einwirkten. Wir haben sie so eben ihre Sehnsucht nach ihrem früheren Frieden klagen gehört. Wir müssen ihren Schmerz jetzt besser verstehen . . . Ach, die Harmonie in ihrer Seele war gestört. Es hatten sich darin zwei vorher fremde Gäste eingeschlichen, leibliche Geschwister, ihre Namen waren: Zweifel und Mißvergnügen.

Leopoldinens Gemüthsstimmung im Allgemeinen, so wie sie sich bald zeigte, läßt sich am Besten mit dem Wort unbehaglich bezeichnen . . . Es ist dieß ein Zustand, der zu gleicher Zeit ein Sein und ein Nichtsein in sich schließt. Man fühlt seine Seelenkräfte gleichsam gelähmt, unfähig zu jeder Wirksamkeit. Die Ereignisse des Tages gehen vorüber, ohne eine belebende Bewegung hervorzurufen, und auf matten Flügeln schwebt

der Gedanke in dem leeren Raum zwischen Himmel und Erde, ohne von irgend einer Sehnsucht aufwärts, oder von irgend einer Annehmlichkeit hinabwärts gezogen zu werden. Aber diese düstere Ruhe, die über dem Gemüthe liegt, hat keinen Frieden zu bieten; eine traurige Angst erfüllt das Herz, ohne jemals eine bestimmte Form anzunehmen. Es ist merkwürdig, wie das ganze Leben und Alles was uns sonst in Bewegung zu setzen vermag, dann sein Interesse und seinen Zusammenhang mit uns selbst verliert. Es gibt keine Verlockungen mehr für unsere Bestrebungen. Die ganze Blumenwelt des Gefühls ist wie von einer Frostnacht verheert und sogar die ewigen Bande für allen Glauben und alle Hoffnung zerfasern sich zu so schwachen Fäden, daß es scheint, als müßten sie gleich beim ersten Versuch, sich auf ihnen zu einer lichteren Sphäre emporzuheben, zerreißen.

Und so war Leopoldine als Mensch, so war sie auch als Künstlerin. Sie hatte die Kunst nicht als ein Handwerk begreifen gelernt, das man nach dem Reglement und der Routine treiben muß, unabhängig von der individuellen Gemüthsstimmung. Nein, man könnte sagen, das wesentliche Organ für ihre Künstlerschaft sei ihr Herz gewesen. Sie vermochte das Schöne bloß in demselben Maß aufzufassen und wiederzugeben, wie ihre Seele klar und ungetrübt war . . . So geht es oft. Die Begeisterung kommt wie ein stiller Abendwind. An mancher Brust schwebt er still vorbei; denn zart und fein müssen die Saiten sein, die bei seinem Geistergeflüster vibriren sollen; die Stimmung muß rein und harmonisch sein . . .

Die Schwermuth, die Maximilian, obschon vergebens, bei seiner Frau zu verscheuchen suchte, hatte also eine tiefere Ursache, als er ahnen konnte. Während eines langen gegenseitigen Schweigens saßen Beide zärtlich an einander geschlossen, und die milde, laue, liebliche Mondscheinnacht erweiterte ihre Herzen . . . Aber Maximilian hatte einen Gedanken, der alle Mondschein-

schwärmerei hemmte und ihn in eine herbe Wirklichkeit zurückzwang. Er nahm das abgebrochene Gespräch wieder auf.

„Ich glaube ein sicheres Heilmittel für Deine Melancholie zu besitzen, meine Geliebte," sagte er. „Du bist jetzt länger als zwei Jahre von der Wirksamkeit getrennt gewesen, für welche Du so glänzende Gaben besitzest. Diese Ruhe hat sicherlich ihren Nutzen gehabt; aber sie hat vielleicht etwas zu lange gewährt. Es ist so natürlich, daß jede reich ausgerüstete Seele sich bedrückt fühlen muß, wenn sie nicht in ihrer wahren Richtung voranschreiten kann. Ich habe Dich durchschaut. Dein Mißmuth ist nichts Anderes als die Sehnsucht nach einer Wirksamkeit. Die Zeit ist jetzt gekommen, um auf der abgebrochenen Bahn wieder fortzufahren; Du mußt die Bühne wieder betreten."

„Nein, nein, Du irrst Dich," antwortete Leopoldine mit betrübtem Kopfschütteln. „Im Theater besitze ich keine Zukunft mehr; ich habe da bereits und für immer meine Rolle ausgespielt. Von diesem Leben habe ich jetzt nur angenehme Erinnerungen; wenn ich wieder aufträte, so würde ich durch eine Niederlage das Glück zerstören, das meine früheren Erfolge mir noch immer bereiten."

„Du willst also mir und Deinen Freunden alles Urtheil absprecheu . . . Du beleidigst mich tief durch diesen hartnäckigen Zweifel, denn es liegt darin die grausamste Anklage gegen Deine Liebe und den Mann, den Du liebst. Habe doch wieder Vertrauen zu meinen Worten. Ich habe just heute Abend für Dich einen Plan entworfen, der mich unbeschreiblich freute, weil ich vollkommen überzeugt bin, daß er Dir eine beneidenswerthe Zukunft bereiten wird. Bei Gott, es ist nie meine Absicht gewesen, Dich der Kunst zu entreißen, ich habe kein Recht dazu, und Du besitzest ohnehin in diesem Fall schon seit langer Zeit mein heiliges Versprechen vollkommener Freiheit. Vielleicht habe ich bereits zu

sehr als Egoist gehandelt, indem ich zwei Jahre Deines Lebens in Anspruch nahm . . . Doch das ist ja ein Opfer auf dem Altar unserer Liebe gewesen. Aber jetzt, von heute an mußt Du die Pflichten wieder übernehmen, die Dein Talent Dir auferlegt. Ja, Leopoldine, zum Theater führt Dein Weg zurück, ein höheres Schicksal hat es so bestimmt, und ich wollte Dir einen Vorschlag in dieser Beziehung mittheilen. Graf Manfred . . .“

„Warum diesen Namen, Maximilian? . . . Du weißt, daß ich Ursache habe, diesen Mann zu verabscheuen; Du weißt, wie ich ihn einmal für einen aufrichtigen Freund hielt und wie grausam er mich betrogen hat. Du weißt auch, wie er hernach durch schmähliche Intriguen, durch Falschheit und Unwahrheit mir Deine Achtung, Deine Liebe zu rauben versuchte, und wie er nahe daran war, seine boshafte Absicht durchzusetzen . . . Ich habe Angst vor seinem Blicke bekommen. Der bloße Ton seiner Stimme quält mein Herz, und ich fühle ein Verlangen, seiner Gesellschaft zu entfliehen, wie vor einem bösen Geiste. Aber Du ahnst nicht, welche Mühe es mich gekostet hat, die Verachtung zu verbergen, die ich für ihn hege, sonst hättest Du nicht verlangt, daß ich ihn sogar als Wirthin in unserem Gesellschaftskreise empfangen solle. Verschone mich mit der Qual, meine Verstellungskunst auf eine neue solche Probe zu stellen; seine Frechheit ist ein Schimpf für uns Beide, und was Du thust, Maximilian, glaube niemals, daß es für mich ein Glück geben kann, das mit einem so verabscheuungswerthen Namen anfängt.“

„Ich verstehe Deine Gefühle ganz gut, ja ich theile sie sogar. Aber ich besitze mehr Welterfahrung, und ich weiß, daß man manchmal seinen Gefühlen Zwang anthun und seine Antipathien besiegen muß, wenn man einen guten und großen Zweck erreichen will. Graf Manfred ist ein niedrig denkender Mensch, das wissen wir Beide nur zu gut. Er ist jedoch eine Person, die in gewissen bedeutenden Kreisen als Kunstrichter ein

Ansehen besitzt, und besonders in D. hat er große Macht als Director der königlichen Oper. Sich mit diesem Manne zu überwerfen, wäre sehr unklug für Jedermann, der möglicherweise durch die Umstände in eine von ihm abhängige Stellung geführt werden kann. Jeder Künstler hat leider im praktischen Leben seine Schwierigkeiten, mit denen er kämpfen muß, und ich habe wahrhaftig nicht übersehen, wie unangenehm für Dich der Umgang mit diesem Manne sein muß, der uns Beiden so viel Schmerz bereitet hat. Ich glaube jedoch, daß auch diese Unannehmlichkeit bald verschwinden wird, wenn damit ein guter Zweck erreicht werden kann. Jetzt steht es so, daß der Graf, der seinerseits gänzlich vergessen zu haben scheint, was zwischen Euch vorgefallen ist, eine große Meinung von Deinem Talent als Theatersängerin hat. Er hat sich so eben in den schmeichelhaftesten Worten darüber ausgesprochen, und ich glaube Dich mit voller Zuversicht versichern zu dürfen, daß die Stelle als Primadonna, die Du einst an seinem Theater einnahmst, Dir wieder offen steht."

„Und Du meinst wirklich . . ."

„Daß Du sie annehmen sollst . . . In D. lebt Dein Name noch in frischer Erinnerung . . . man wird Dich dort mit offenen Armen empfangen, Dein Wiederauftreten daselbst wird ein kolossaler Triumph sein."

„Unmöglich! Es kann Dir mit diesen Worten nicht ernst sein. Graf Manfred ist ein gemeiner Mensch, das gibst Du zu, und gleichwohl willst Du mich unter seine Gewalt stellen."

„Bin ich nicht da, um Dich zu beschützen?"

„O nein, Maximilian, eine nähere Verbindung mit diesem Manne wäre ein Fleck für unsere Ehre; es kann, es darf nicht geschehen."

„Sei vernünftig, Leopoldine; laß meine klugen Berechnungen nicht durch eine übertriebene Empfindlichkeit zerstören. Habe Vertrauen zu meiner Vorsorge für

Dein wahres Wohl; ich bitte Dich innig und ernstlich, folge meinem Rath.“

„Zum ersten Mal fühle ich den Muth in mir, einer Bitte von Dir zu widerstehen... Nur mit dem größten Unwillen kann ich in diesem Augenblick daran denken, die Scene wieder zu betreten; aber wenn es geschieht, wenn ich die Kraft wieder erhalte, die ich beweine, dann trete ich nie, nie wieder in Graf Manfred's Dienst.“

Die Bestimmtheit dieser Erklärung, die Festigkeit, welche Leopoldine in Ton und Haltung legte, rief eine plötzliche Veränderung bei Maximilian hervor. Er sprang von seinem Platz auf und trat einige Schritte zurück gegen die andere Seite des Balkons. Seine Geberden waren heftig, es war unverkennbar, daß ein unruhiges, schmerzliches Gefühl in ihm kämpfte. Auch Leopoldine richtete sich auf, erschrocken und gleichsam ahnend, daß ein Unglück sie erwarte.

Nach Verlauf einiger Minuten näherte sich Maximilian wieder. Er wollte jetzt ruhig scheinen, aber es war leicht zu bemerken, daß seine Brust unter den gekreuzten Armen sich hob, daß seine Stimme unsicher war, als er sprach.

„Leopoldine,“ sagte er, „Du zwingst mich zu einem traurigen Geständniß. Mache Dich bereit, auch mich zu verabscheuen.“

Sie wollte seine Hand ergreifen, sie wollte mit einer Umarmung antworten, aber er schob sie von sich und fuhr fort:

„Fliehe mich, ich bin Deiner Liebe unwürdig. Mit schönen Versprechungen habe ich Dich an mich gelockt; ich habe geschworen, Dir Ruhe und Glück an meiner Seite zu bereiten. Aber jetzt . . . jetzt siehst Du einen verächtlichen Betrüger, einen Meineidigen vor Dir . . . Ach, dieser Augenblick ist entsetzlich. Ich muß die größte Demüthigung ertragen, der ein Mensch sich unterziehen kann; ich muß zu Dir, die ich liebe, zu Dir, die Du

Deine ganze Lebensfreude von mir fordern kannst, sagen: Verachte mich, mein erbärmlicher Leichtsinn, meine närrische Eitelkeit hat die Zukunft von uns Beiden zerstört. Es ist meine Pflicht, Dich zu beschützen, aber ich stehe selbst hülflos auf den Ruinen meines eigenen Glücks. Ja, Leopoldine, mein Leben ist das eines Narren gewesen. Das Vermögen, das meine Mutter hinterließ, ist bereits gänzlich verschleudert; die Zukunft, die uns erwartet, heißt Armuth."

Vor der Armuth hegt das Weib im Allgemeinen, wenigstens das junge und liebende Weib, weit weniger Furcht, als der Mann, der doch eine unvergleichlich bessere Stellung für den Kampf gegen dieses Schicksal besitzt. Auch nahm Leopoldine das Bekenntniß ihres Mannes mit Ruhe entgegen, aber je mehr sie darüber nachsann, um so trauriger wurden ihre Gedanken. Im ersten Augenblick empfand sie beinahe Freude darüber, daß kein größeres Unglück sie bedrohe; diese Freude kam von ihrem Herzen. Bald sah sie jedoch ein, daß der Schlag hart genug war; der Schmerz kam mit der Reflexion.

Maximilian fuhr fort: „Du antwortest mir nicht, Du wendest Dich von mir ab. Recht so, Leopoldine, ich weiß, daß Du mich verachten mußt. Wäre ich ein verständiger und umsichtiger Mann gewesen, so hätten wir für immer gegen alle ökonomischen Bekümmernisse gesichert sein können. Ach, warum bin ich nicht einer jener Zahlenmenschen geworden, welche das Kassenbuch zum Mittelpunkt ihres ganzen Lebens nehmen? warum lernte ich nicht, meine Phantasien durch Berechnungen beherrschen zu lassen? Jetzt ist es zu spät. Ich war immer gewöhnt, als Künstler zu leben, in den Tag hinein zu leben, das Vergnügen zu lieben und das Geld zu verachten. Es ist mein Fehler, daß ich mich mehr als einmal von der Welt berauschen ließ, aber ich wollte auch Dich die Freuden des Lebens kosten lassen, und als ich bemerkte, daß unsere Mittel zu stark in Anspruch

genommen wurden, entschlug ich mich alles Kummers darüber mit dem fröhlichen Gedanken, daß ich durch unsere Reisen, unsere interessanten Bekanntschaften Deinem Genie die beste Nahrung gebe; und wenn dieß auch mein ganzes Kapital verschlang, war es wohl zu theuer bezahlt? Ich glaubte es nicht. Ich wußte, daß die Welt dermalen gegen Niemand so freigebig ist wie gegen die Talente. Jeder Ton einer Primadonna wird mit Gold bezahlt. Also konnte ja die Spekulation vom ökonomischen Gesichtspunkte aus als gut betrachtet werden. Ich habe mich getäuscht. Leopoldine, Deine bestimmte Weigerung, ein vortheilhaftes Engagement anzunehmen, hat meine letzte Hoffnung zermalmt. Ich selbst bin ohne alle Hülfsquellen; ich sehe nur Gram, Elend und Noth vor mir."

Ein tiefer Seufzer öffnete Leopoldinens Lippen, und sie sagte langsam mit düsterer Betonung:

„Ich soll also für's Brod singen!"

Diese wenigen Worte enthielten viel. Es lag darin zugleich Klage und Ergebung. Sie waren ein Lebewohl an die Freiheit. Sie bildeten die Einweihung zu einer neuen und traurigen Abtheilung ihres Lebens.

Maximilian wurde von dieser Aeußerung tief getroffen und rief verzweiflungsvoll:

„Was für ein elendes Geschöpf bin ich nicht!"

Aber Leopoldine schöpfte Muth aus ihrer Liebe. Sie sah eine düstere und mühvolle Zukunft vor sich; gleichwohl fühlte sie sich gestärkt durch den Gedanken, daß es sich jetzt darum handle, für Maximilian's Glück zu arbeiten. Die schöne Bestimmung des Weibes, in den trüben Tagen der Widerwärtigkeit der tröstende Engel des Mannes zu sein, umfaßte sie in diesem Augenblick begieriger ,als je, und sie sprach mit mildem Ernst:

„Laß Dich durch das Unglück nicht zermalmen. Wir haben Beide gleich gefehlt. Wie unbedachtsame Kinder haben wir eine gute Gabe zerstört. Unsere Strafe ist streng, aber gerecht . . . Die Armuth ist mir

nichts Neues. Ich bin den größten Theil meines Lebens vertraulich mit ihr umgegangen; es ist nicht so schwer wie Du glaubst. Manche Anstrengung wird leichter, wenn sie zum Zweck hat, bessere Tage für die Zukunft zu bereiten. Zusammen wollen wir mit erhöhten Kräften daran arbeiten, unser umgestürztes Glück wieder aufzubauen, und jede kleine Freude, die man mit eigener Mühe erwirbt, ist weit mehr werth, als Alles, was der Zufall zu schenken vermag, und gäbe er auch eine ganze Welt."

„Bei Gott, meine Leopoldine, Du bist das edelste Weib auf der Erde!" antwortete Maximilian und schloß sie entzückt in seine Arme.

„Bemerkst Du denn nicht einen Schimmer von Egoismus in meinen Worten?" fuhr sie fort. „Siehst Du, ich bin beinahe froh darüber, daß jetzt eine Gelegenheit sich eröffnet hat, zu beweisen, daß auch ich in dem Kampf gegen das Unglück, das uns Beide bedroht, etwas auszurichten vermag."

„Du hast also diesen kindischen Zweifel in Deinem Talent als Sängerin überwunden?"

„Ich habe ihn nicht überwunden. Aber ich fühle jetzt den Muth in mir, einen Kampf mit meinem Schicksal zu wagen. Ich werde und muß wieder werden, was ich einmal war, ja noch mehr, was ich zu werden geträumt habe. Durch Fleiß und Anstrengung werde ich meine frühere Stärke wieder gewinnen."

„Was Du sagst, ist Goldes werth. Du hast dem Unglück gleich in seiner ersten Erscheinung Einhalt gethan. Holdes Weib, gib mir ein Wort, einen Ausdruck für die Dankbarkeit, die meine Brust zersprengen will .. Du nimmst also meinen Vorschlag an, Du gehst auf's Theater zurück, wo Ehre, Triumphe und Reichthümer Deiner warten. Alle Bekümmerniß ist also vorüber, und ich bin der glücklichste Mann in der Welt."

„Nur eine einzige Bedingung, Maximilian! Wenn es möglich ist, verschone mich mit dem Grafen Manfred."

„Meine Geliebte, ich möchte Dich mit meinem Leben von jeder Unannehmlichkeit loskaufen. Besinne Dich jedoch. Die Klugheit und die Stimme des Herzens stimmen selten überein; aber da wir in einer schlechten Welt leben, so sind wir oft genöthigt, unsere edelsten Gefühle zu verbergen und zu beherrschen . . . Sängerinnen, die nach guten Plätzen fischen, finden sich in zahlloser Menge vor. Ich zweifle nicht daran, daß Du in einem offenen und ehrlichen Kampf sie alle besiegen würdest; aber gegen die vielen heimlichen Intriguen, gegen die hinterlistigen Kabalen besitzen wir nur schwache Waffen. Mittelst der Empfehlungen, die Du Dir verschaffen kannst, würdest Du leicht auf jeder Bühne Zutritt finden; aber Du würdest dadurch eine ganze Verschwörung von neidischen und verleumdungssüchtigen Seelen gegen Dich hervorrufen. Es sind jetzt mehr als zwei Jahre, seit Du die Bühne nicht mehr betreten hast. Die Welt hat bereits vergessen, daß Du je da gewesen. Man würde Dich als eine Anfängerin betrachten. Du könntest auf keine Protection im Theater, auf keine Sympathie bei dem Publikum rechnen. Alles würde von Deinem Debüt abhängen, und ein unzuverlässigeres Spiel gibt es nicht. In D. dagegen besitzest Du noch einen Namen und tausend Herzen, ja noch mehr, Du besitzest die besondere Gunst des königlichen Operndirectors. Er wünscht nichts sehnlicher, als daß Du Deinen früheren Platz wieder einnehmen möchtest. Du selbst dictirst die Bedingungen, und Dein Erfolg ist keinem Zweifel unterworfen. Sag, wäre es wohlgethan, ein solches Anerbieten abzulehnen? Ich respectire Deinen Widerwillen gegen die Person des Grafen, aber sein Anerbieten abzuschlagen, das wäre, verzeihe mir's, eine übertriebene Empfindlichkeit. Meine Meinung ist, daß Du dieses Engagement bloß als eine Stufe zu einem angenehmern Platz betrachten sollst. Nur einige Monate in D., dann steht Dir die ganze Welt offen, und Du

kannst ohne alle Gefahr den Kampf gegen die Eifersucht wagen.“

„Du glaubst also, daß dieses Opfer nothwendig sei?“

„Ich glaube, daß es der erste Schritt zu unserem beiderseitigen Glücke ist. Aber wir haben keine Zeit zu verlieren. Wenn es bekannt würde, daß meine Angelegenheiten in Unordnung sind, daß es in Folge dessen eine Nothwendigkeit für Dich ist, ein Engagement zu erhalten, so würde man sich dieser dringenden Umstände sogleich bedienen und Dir schlechtere Bedingungen machen. Mein Plan war, während ich selbst Gleichgültigkeit heuchelte, den Grafen Manfred so weit zu bringen, daß er mit einem Anerbieten herausrückte. Dieß ist heute Abend gelungen, und die ganze Frage hängt jetzt nur von Deiner Antwort ab.“

„Verzeihe mir, aber ich habe eine düstere Ahnung in Betreff dieses Vorschlags . . . Gleichwohl . . .“

„Leopoldine, Du bewilligst meine Bitte . . .“

„Ja, ich folge Deinem Willen.“

Maximilian hörte den halb erstickten Seufzer nicht, der dieses Versprechen begleitete. Er hatte gewonnen, was er so lebhaft wünschte, und er besaß für nichts Anderes Sinn, als für die Freude.

Aber er hatte immer das Verdienst, in seiner Freude liebenswürdig zu sein. Leopoldine wurde von seiner Dankbarkeit, von seiner Zärtlichkeit bestürmt. Er ließ ihr keine Ruhe zu ernsteren Ueberlegungen. Bald verzog sich daher die düstere Wolke, die ihre Seele umschwebt hatte . . . Es gibt eine Stimmung, die ihre Annehmlichkeit weder von einem fröhlichen Gedanken, noch von einer lieblichen Hoffnung borgt, sondern nur von der Vergessenheit alles Unbehagens. In solchen Stunden und ohne alle Reflexion glauben wir einen Begriff zu fassen, wie die Blume in der Erde ihr Dasein genießt. Umschlossen von Maximilian's Armen, ruhte Leopoldine an seiner Brust. Es war ein Augenblick ganz ge-

dankenloser Liebe, so gedankenlos, wie nur je in den allerersten Tagen des Entzückens zweier Liebenden, obschon diese Herzen mit der kühneren Flamme eines reiferen Gefühls brannten. Die schwachen Windhauche trugen eitel Entzücken. Es war ein Leben, das zur Hälfte Wirklichkeit, zur Hälfte Phantasie war; ein wachender Traum, warm, schwärmend wie die Mondscheinnacht, die sie umgab.

Eine Mondscheinnacht in Neapel... O mein Gott, wenn ein böser Geist einen Engel verleiten wollte, seinen Himmel zu verlassen, sicherlich würde er dann eine solche Nacht wählen, um ihn zu verlocken. Und wenn dieser böse Vorsatz in Erfüllung ginge, wenn wirklich ein Engel sich herabsenkte, verzeih mir, aber könnte er erst mit dem grauenden Tag nach seiner Heimath da oben zurückkehren, so würde ich ihn nicht sehr beklagen. Nur ein überirdisches Wesen vermöchte das Uebermaß der Schönheit, das solche Stunden in sich schließen, recht aufzufassen, recht zu genießen. Für uns Menschen geht so viel davon verloren, für unsere weniger reinen Sinne wird der Genuß ein wollüstiger Rausch.

Allerdings gibt es auch hier im Norden herrliche Mondscheinstunden, aber sie sind gleichwohl armselig gegen das, was der Süden besitzt. Wenn Luna sich in unseren hübschen Seen mit ihren Holmen und ihren birkenbewachsenen Ufern spiegelt, so ist dieß allerdings schön; aber das Gemälde ist unvollendet, man kann nicht recht verstehen, was es sagen will. Und wird Dein Herz von einer Ahnung davon berührt, so kommt sogleich ein kühler Wind und verscheucht Deine Phantasien. Das Ganze ist wie eine schöne Schaubühne ohne Acteurs, ohne Orchester. Die Natur schwärmt, aber die Menschen schlafen . . . Anders ist es am Fuße des Vesuv. Man bedarf bloß dieser lauen, angenehmen, von Blumendüften geschwängerten Luft, um zu fühlen, mit seiner ganzen Seele zu fühlen, daß Mondscheinnacht und Liebe für einander geschaffen sind.

Und glaubst Du nicht Dir selbst, so lausche den erotischen Serenaden der Mandolinen, lausche den Seufzern, dem Geflüster hinter den Blumenhecken der Balkone.

XXVII.

Eine vertrauliche Stunde.

Doch giftig war der Blumen Duft
im Süden,
Wo Sünd' gedeihet in der Sonne
Brand.
Geijer.

„Ich habe einen Fehler begangen," sagte Signora Parisina zu sich selbst, als sie einige Tage nach Maximilian's Soiree eines Abends allein in ihrem Zimmer saß, und sie sank dabei mißvergnügt auf den Sopha zurück und stützte ihren schönen Kopf, gleich als wäre er schwer von Gedanken, mit der Hand.

Im ganzen letztverflossenen Jahr war die Bahn der Signora sehr mit Dornen bestreut gewesen. Sie, die gewöhnt war, wie eine Gottheit angebetet zu werden, sie, die sich überall, wohin sie kam, mit Entzücken empfangen sah, sie, die bei jedem öffentlichen Auftreten die unerhörtesten Applause eingeerntet hatte, und deren Salon stets von Anbetern belagert gewesen war, sie hatte jetzt ihrerseits die Wandelbarkeit der Volksgunst erfahren müssen und mehr als einen Beweis dafür erhalten, daß ihr Fuß nicht mehr ein allgebietendes Scepter war, womit sie die Theaterwelt zu beherrschen vermochte, daß ihre Blicke nicht mehr eine Macht besaßen, womit sie alle Herzen verwirren und allen Regenten Gesetze dictiren konnte. Ich will es dahingestellt sein lassen, inwiefern

Parisina wirklich in ihrer Kunst zurückgekommen war; ich will bloß daran erinnern, wie ihre Größe immer ihren eigentlichen Grund in dem Glück gehabt hatte, das sie einmal in die Mode brachte. Ihr Talent, ihr Renommee zu behaupten, war ungewöhnlich gewesen, und angefeuert von ihrem Verlangen nach Triumphen, hatte sie alle Mittel aufgeboten; um sich einen Ruf zu schaffen. Aber jede Mode ist veränderlich. Sie hat einen unüberwindlichen Feind in der Zeit selbst. Mehr als zehn Jahre hatte sie ihren glänzenden Thron aufrecht zu halten verstanden. Dieß ist weit mehr, als einer ihrer Natur nach so ephemeren Gewalt gewöhnlich gestattet wird, und es muß als ein schönes Zeugniß für ihr Talent gelten. Früher oder später zeigen jedoch die Jahre ihre grausame Macht. Für Personen, die lange gefeiert waren, kommt zuletzt der Augenblick, wo die Welt alle ihre Lobgesänge für sie erschöpft hat. Wenn man sein Lob nicht mehr aussprechen kann, ohne trivial zu werden, so wird man des Lobes leicht überdrüssig, und nicht länger zu preisen, ist in diesem Fall bereits so viel als Tadel. Selbst die Schönheit ist ja auch eines der Opfer, welche der Zeit verschrieben sind. Daß Parisina noch mit 30 Jahren einen seltenen Reichthum an Liebreiz besaß, kann nicht geleugnet werden, aber die Frische der Jugend besaß sie nicht mehr. Das Erkünstelte ihres ganzen Wesens lag jetzt offener an dem Tag, als früher. Alles an ihr war Manier geworden, ja sogar ihr Lächeln, eines der siegreichsten unter allen menschlichen Lächeln, war gewissermaßen so zu sagen in der Form versteinert; es war jetzt eine Möglichkeit vorhanden, seiner Zauberkraft zu widerstehen.

Wie diese Erfahrung der Signora munden mußte, davon kann man sich leicht einen Begriff machen. Mit Zorn, mit Verzweiflung beschloß sie, jede Anstrengung zu wagen, um den Siegeskranz zu behaupten, dessen Wanken auf ihrem Haupte sie spürte. Ihre Bemühungen, ihrem Talent noch größere Vollendung zu geben,

waren vielleicht niemals ernster gewesen; aber das Publikum sah das nicht. Man applaudirte ihr noch, aber man bemerkte halblaut: die arme Parisina! ihr Fuß beginnt etwas schwer zu werden; sie ist nicht mehr, was sie vor zehn und zwölf Jahren war!

Das Ereigniß in Mailand traf sie wie ein Donnerschlag. Sie hatte gehofft, daß wenigstens ihre Flucht sie in den Augen der Welt interessant machen sollte. Aber auch hierin täuschte sie sich. Die Journale überhäuften sie nach dieser Geschichte mit scharfen Schmähungen. Man machte sich auf ihre Kosten lustig. Man verhöhnte ihren Zorn, man nannte sie schlechtweg eine Abenteurerin und warnte jede Theaterdirection, sich auf irgend eine Uebereinkunft mit einer so unzuverlässigen und launenhaften Dame einzulassen. Auch waren seither alle Anerbietungen ausgeblieben.

So befand sich die Signora im Augenblick ohne Engagement, ja noch mehr, sie befand sich auch ohne Geld. Sie hatte stets die Gewohnheit gehabt, ohne Gedanken an die Zukunft alle ihre Mittel zu verschleudern. Die Summen, welche sie verdient hatte, waren sehr bedeutend gewesen, aber sie hatte dennoch nichts zu ersparen gewußt. Es wäre indeß Unrecht, im Fall ihr dieß zu irgend einer Entschuldigung dienen kann, leugnen zu wollen, daß sie immer eine hülfreiche Hand allen denjenigen darbot, die sich derselben zu bedienen wußten; übrigens war ihre Wohlthätigkeit mehr eine leichtsinnige Laune dessen gewesen, was man im Allgemeinen ein gutes Herz nennt, als der edle Drang, zu nützen, was den denkenden Menschenfreund auszeichnet.

Unter diesen peinlichen Umständen behielt jedoch Parisina noch immer guten Muth. Ein glückliches Schicksal hatte den Grafen Manfred wieder in ihren Weg geführt. Es war von Neuem ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen entstanden. Er war just der Mann, dessen sie jetzt bedurfte, und sie setzte auf ihn ihre freudigste Zuversicht: Ihr Aufenthalt in

D. gehörte noch jetzt zu ihren allerliebsten Erinnerungen. Dort hatte sie den eigentlichen Höhepunkt ihres Glückes erreicht. Wie war sie nicht dort vergöttert worden! Man hatte sie im Triumph in den Straßen umhergezogen, die Crême der Elegans hatte um ihre Gunst gebuhlt. Sie war mit kostbaren Geschenken überhäuft worden. Man hatte ihr einen Fackelzug vor ihrer Wohnung gebracht, Serenaden gemacht und vor ihrem Fenster Hurrahrufe angestimmt... O das war eine herrliche Zeit; sie brannte vor Verlangen, noch einmal solche Tage zu erleben.

Aber neben diesem Verlangen nach Triumphen tauchte bei ihr ein anderes Gefühl auf, ein Gefühl, das diesem Herzen weit fremder war, nämlich die Liebe, oder vielleicht richtiger, ein Verlangen, geliebt zu werden. Es gehörte zur Gewohnheit der Signora, immer einen Liebhaber zu besitzen, aber dieser Platz war, wie wir wissen, ganz und gar nicht beneidenswerth, da bei ihr einzig und allein der Eigennutz die Wahl bestimmte, und jedes zärtlichere Gefühl war bei ihr in Folge dieser so lange und systematisch fortgesetzten Koketterie gleichsam versteinert. Es war Graf Manfred vorbehalten, diesen Gefühlen wieder ein Bischen Leben zu geben. Von allen Männern, die ihr ihre Huldigung geschenkt, war er der Einzige gewesen, der sich für ihre Ruhe gefährlich gezeigt hatte. Sie hatte dieß schon während ihrer ersten Bekanntschaft empfunden, und jetzt, nachdem das Schicksal sie wieder mit ihm zusammengeführt, hatte sie es mit jedem Tag deutlicher gefühlt. Mit einer gewissen Freude bemerkte sie, wie das Eis um ihr Herz vor den Blicken dieses Mannes schmolz, und mit einem beinahe kindlichen Vergnügen labte sie sich an dem Interesse, das er ihr eingeflößt hatte. Aber just weil sie den Grafen mit dieser Wärme umfaßte, begnügte sie sich nicht damit, nur eine gewöhnliche Galanterie von ihm zu empfangen. Sie wollte sein ganzes Herz erobern, sie wollte ihn als Sklaven zu ihren Füßen fesseln; sie

wollte, daß er sie in Wirklichkeit mit derselben Uebertreibung lieben sollte, die ihre andern Günstlinge zu affectiren pflegten, und wenn sie davon träumte, so war ihr, als ob ein Hauch von Jugend und Frühling durch ihre Seele eilte.

Sie wählte jedoch ein weniger glückliches Mittel, um diesen Traum zu verwirklichen. Ihre gewöhnliche Taktik bestand darin, durch ihre Launen zu herrschen. In einem Augenblick warf sie Feuer und Flammen, im andern Schnee und Eis. Zuweilen las man in jeder ihrer Geberden die holdesten Versprechungen, aber kaum hatte man das erste Wort seiner Glückseligkeit gestammelt, als sie mit einem oft höhnischen Scherz das Verhältniß wieder in eine schwebende Ungewißheit versetzte. Auf diese Art erhielt sie ihre Opfer in einer beständigen Spannung, welche sie im Allgemeinen nur noch schwächer und sklavischer machte . . . Mit dieser Tyrannei wollte sie auch jetzt das Herz des Grafen Manfred unterjochen; aber er war ein Mann, der sich nicht so leicht am Gängelband führen ließ. Er war viel mit Weibern umgegangen und besaß eine große Erfahrung in all den verschiedenen Schattirungen der Liebe. Er konnte sich zwar augenblicklich vor den Launen einer Schönheit demüthigen; gleichwohl gewann er bald sein Selbstgefühl wieder, und er war im Ganzen zu egoistisch, zu anspruchsvoll und herrschsüchtig, um ein drückendes Joch in die Länge zu ertragen, selbst wenn das schönste und geistreichste Weib von der Welt es aufzulegen versucht hätte. Wie auch die Signora kokettirte, er wußte sich immer auf eine gewandte Art wieder frei zu machen. Mit Gram bemerkte sie, wie fruchtlos ihre Bemühungen waren, und sie versäumte es inzwischen, den Einfluß, den sie auf den Grafen besaß, zum Vortheil einer Speculation auf ein gutes Engagement anzuwenden. Es hatte sich bei ihr ein Zartgefühl ausgebildet, das ihr sonst nicht eigen war, und sie konnte es nicht über sich bringen, ihre Gefühle und ihre Berechnungen jetzt

zu vermengen. Es gehörte zu ihren Phantasien, daß der Graf selbst aus Liebe ihr die Stelle, nach der sie sich sehnte, anbieten, ja sogar sie anflehen mußte, dieselbe anzunehmen. Allerdings hatte er einmal im Vorübergehen eine Andeutung darauf fallen lassen, daß die Signora zur Oper in D. zurückkehren sollte, aber er hatte keine Bedingungen genannt; überdieß wurde dieser Antrag in einem Tone gemacht, der ihr nicht gefiel, und sie konnte nicht umhin, zu bemerken, daß er selbst in den Augenblicken', wo er für ihren ergebenen Liebhaber gelten wollte, immer daneben ein ökonomischer Theaterdirector war.

So verfloß mehr als ein Monat, ohne daß Parisina dem Ziel ihrer Wünsche näher kam. Aber seit sie bei der erwähnten Soiree zu entdecken geglaubt hatte, daß sowohl der Graf als Maximilian sich für Leopoldinen's Rückkehr zu dem Theater interessirten, war sie in eine unruhige Stimmung gerathen. Sie fühlte, daß sie dieses Weib haßte, das vom Schicksal bestimmt schien, sich noch einmal zwischen sie und ihr Glück zu stellen. Endlich hatte sie vor einigen Stunden zuverlässige Nachricht erhalten, daß die gefürchtete Uebereinkunft zwischen dem Grafen und der Sängerin wirklich zu Stande gekommen war. Diese Neuigkeit hatte der ganzen Periode ihrer Schwärmerei, sowie ihren Liebesträumen auf einmal ein Ende gemacht, und sie war mit einem einzigen Schritt wieder zu ihren kalten, eigennützig en Berechnungen zurückgekehrt. Klar und deutlich sah sie ein, daß ein neuer Beschluß unverzüglich in's Werk gesetzt werden mußte, wenn ihr nicht eine gute Gelegenheit gänzlich aus den Händen wischen sollte.

Betrachtungen über dieses Verhältniß waren es, die sie jetzt so gedankenvoll machten.

Es schlug sechs. Parisina sprang in diesem Augenblick von dem Sopha auf.

„Ich habe einen Fehler begangen,“ wiederholte sie noch einmal, „aber ich will ihn wieder gut machen.

O, wie kindisch war es nicht von mir, von Liebe zu träumen! Aber von Liebe Seitens dieses Mannes zu träumen, das war eine Thorheit. Sein Herz kann ich nicht erobern, aber die Leidenschaft wird ihn berauschen. Ja, ich werde oder ... (sie blieb vor einem Spiegel stehen) oder sollte es wohl eine Wahrheit sein, daß diese von tausend Zungen beschworene Schönheit bereits verschwunden ist? ... findet sich denn kein Feuer mehr in diesen Blicken, findet sich kein Purpur mehr auf diesen Lippen, ist dieser Leib nicht länger werth, umarmt zu werden, dieser Busen schwillt er nicht mehr, als ob ein warmes, ein brennendes Herz darinnen klopfte? ... Ach, wie elend ist es nicht, alt zu werden! Warum wurde unsere Schönheit so vergänglich! warum, ach ja, warum wurde es nicht statt dessen unser Loos, das ganze Leben hindurch beständig an zauberischem Liebreiz zuzunehmen, Tag für Tag bis zum letzten eine mit jeder Stunde vollkommnere Schönheit zu entwickeln? Auch der Begriff von einer himmlischen Unsterblichkeit wäre leichter aufzufassen, wenn wir just auf der Höhe unserer irdischen Laufbahn, mitten in der glühenden Blüthenpracht, in die Ewigkeit eintreten dürften. Zu sterben, zu verschwinden ist leicht; aber zu altern, zu ermüden, zu verwelken, häßlich zu werden, ein altes Weib zu werden! ... O, St. Peter, Deine Barmherzigkeit ist groß, aber Dein Schönheitssinn ist erbärmlich, wenn Du Dein Thor einem so abscheulichen Wesen öffnen kannst, wie ein altes Weib ist."

Mit Sorgfalt ordnete die Signora ihre Toilette und nahm dabei mit offenbarem Trotz verschiedene Schmucksachen weg, als ob es ihr ein Vergnügen gemacht hätte, sich selbst zu überzeugen, daß sie, wenn es gelte, keine Hülfstruppen von solchen entlehnten Zierrathen bedürfe. Sodann setzte sie sich in einen Schaukelstuhl, strich die Locken hinter die Ohren, ließ den Shawl über die Schultern hinabwallen, lehnte sich

gegen die Rücklehne zurück und streckte die Arme aus, so daß sie ihre Hände unter den Kopf halten konnte.

Bald darauf hörte man einen Tritt im äußern Zimmer.

„Er kommt,“ sagte die Signora, „ich bin bereit.“

Dabei schloß sie die Augen zur Hälfte. Sie wollte in schwärmerische Betrachtungen versunken scheinen und that, als ob sie nicht bemerkte, daß Jemand hereinkam.

Graf Manfred trat ein. Parisina saß mit dem Rücken gegen die Thüre gekehrt. Er schlich sich näher, blieb ganz nahe hinter ihr stehen und sah zu der schönen Träumerin hernieder. Der Mann hätte von Stock und Stein sein müssen, den ein solcher Anblick, wie derjenige, der dem Grafen zu Gebote stand, nicht angefeuert hätte, ein Anblick, welcher immer üppigere Reize verrieth, so oft der Stuhl in seinem gleichmäßigen Wogen eine Bewegung nach rückwärts machte.

Ein tiefer, ein zitternder, ein sehnsuchtsvoller Seufzer entstieg Parisina's Brust. Wie von einem ungeduldigen Verlangen verzehrt, schüttelte sie den Kopf und sagte mit kaum hörbarer Stimme, wie wenn man in der Einsamkeit manchmal mit sich selbst spricht, oder wenn ein warmer Gedanke sich unwillkürlich über die Lippen schleicht:

„Wie er zögert, o, wie er zögert!“

„Beim Himmel, nein,“ rief der entzückte Lauscher, „hier ist er, sehen Sie, Parisina, hier zu Ihren Füßen.“

Der Graf lag wirklich in diesem Augenblick auf den Knieen vor ihr, und die Hand, die sie, hastig aus dem Stuhl aufspringend, ihm entgegenstreckte, wurde mit brennenden Küssen bedeckt. Sie zog sie sachte zurück und ließ ihn einen Augenblick in dieser Stellung, indem sie mit einer Locke spielte, die über die Stirne des Grafen hinabgefallen war ... Aber auf einmal — das sah ihr so gleich — schien sie in eine ganz andere Person verwandelt zu sein. Kalt und steif stand sie

vor ihm und sagte ganz ruhig, wie wenn nichts vorgefallen wäre.

„Willkommen, Herr Graf, nehmen Sie jedenfalls einen bequemen Platz ein und erzählen Sie mir etwas Lustiges, etwas recht sehr Lustiges."

Manfred, der an die beständigen Wechsel bei diesem Weibe gewöhnt war, hätte zwar etwas Aehnliches erwarten können, aber er war nichtsdestoweniger erbittert. Er erhob sich hastig und ging mit heftigen Schritten mehrere Male auf und ab.

„Wir haben einen schönen Abend," fuhr Parisina fort, die an's Fenster vorgegangen war, „der Mond muß bald aufgehen. Wie ist's, sind Sie ein Liebhaber von Mondschein? ... bemerken Sie wohl, ich habe nicht gesagt, ein Mondscheinliebhaber. Sie antworten nicht, wie steht's? Ich glaube wahrhaftig, Sie sind böse; nehmen Sie gefälligst das Tischchen dort ein wenig in Acht."

„Signora, Sie sind das sonderbarste Wesen, das ich je kennen gelernt habe; Sie sind ..."

„Ei der Tausend, das klingt interessant, und Sie selbst sehen just wie ein Orakel aus; lassen Sie mich jedenfalls wissen, was ich bin."

„Sie sind eine Sirene, ganz von der Art, wie die Mythe dieses verrätherische Geschlecht beschreibt: schön, verlockend, aber grausam, ohne Herz, nur zur Hälfte Weib."

Nach dieser bitteren Bemerkung entstand eine Pause. Der Graf hatte sich in eine Sophaecke geworfen. Parisina stand mit dem Kopf an eine Fensterscheibe gelehnt in einer andern Ecke des Zimmers ... Nach einer Weile wandte sie sich um ... ein Schatten von Schmerz ruhte auf ihren Zügen; sie schien ernst, weich, beinahe gerührt.

„Fahren Sie in Ihrem strengen Urtheil fort," sagte sie, sich dem Grafen nähernd. „Sprechen Sie weiter,

sagen Sie Ihre ganze Meinung heraus, sagen Sie Alles, was Sie von mir denken.“

„Sie wissen es bereits; noch jetzt und ungeachtet unseres täglichen Umgangs verstehe ich Sie nicht.“

„So ist es, Sie verstehen mich nicht. Sie könnten hinzufügen, daß kein Mensch in der ganzen Welt mich versteht. Ich bin ein Räthsel für Alle, und hören Sie, ich möchte gerne auch für mich selbst ein Räthsel sein. Warum wollen Sie also das Losungswort von meinen Lippen erzwingen? Nein, lassen Sie es in meinem Herzen begraben bleiben. Zwingen Sie mich nicht, zu bekennen, was ich als mein innerstes Geheimniß zu verbergen wünschte ... Daß Sie mich nicht verstehen, das ist ganz in der Ordnung; aber daß Sie mich mißverstehen, das kann ich nicht ertragen. Geben Sie einmal diesen verachtungsvollen Zweifel auf, womit Sie mich betrachten, Sie könnten mich sonst zu einem Schritt verleiten, den wir Beide bereuen würden ... Doch legen Sie die Schuld sich selbst bei, ich kann diese falsche Maske nicht länger ertragen.“

„Signora, ich bitte sehr.“

„Ha, ich darf also endlich einmal in meinem Leben die Wahrheit sprechen! ... Gnädige Vorsehung, welche Bahn habe ich nicht durchlaufen! Eine Bahn reich an Ehre, reich an Liebe, sagen Sie; Ehre? ist es wohl eine Ehre, die Menschen um ihre Vernunft zu bringen? Liebe? Ist es wohl Liebe, wenn man eine Schaar von Schmeichlern zu seinen Füßen sieht? ... Sie können es nicht begreifen, was es heißen will, eine Frau zu sein, der gegenüber sich Jedermann zu einer Liebeserklärung berechtigt glaubt; wie es sich empfindet, Jahr für Jahr eine beständige Belagerung von Seiten der eifersüchtigsten, frechsten und unverschämtesten Anbeter ertragen zu müssen und es niemals wagen zu können, ihnen seine ganze Verachtung zu zeigen, sondern vielmehr bei jeder Gelegenheit gezwungen zu sein, sie mit halb offenen Armen zu empfangen, mit ihnen zu

spielen, ihnen zuzulächeln, sie aufzumuntern, ihnen Versprechungen und Versicherungen zu ertheilen ... Ach, dieses Geschwätze ist schrecklich; eine gewöhnliche Kindswärterin, die ihr ganzes Leben hindurch in der Kinderstube sitzen muß, ist hundertmal glücklicher. Ist es wohl zu verwundern, wenn mein Herz, diese so oft beschossene Zielscheibe, sich endlich unverwundbar zeigt? kann man darüber staunen, wenn die immer geforderte Zärtlichkeit zuweilen Bitterkeit wird, wenn die Heiterkeit manchmal einen Stachel, der Scherz einen Hohn verräth? Wenn man lange mit der Welt Komödie gespielt hat, vergißt man leicht, was eine Rolle oder die wirkliche Wahrheit ist, und zuletzt spielt man auch mit sich selbst Kömödie. Sie haben mich zwischen all' diesen meinen alten Rollen schwanken gesehen. Sie haben auch manchmal einen Zipfel von meinem eigenen Ich gesehen. Es ist also leicht zu begreifen, daß Sie nicht wissen, was Sie von einem so unklaren, aus so vielen Widersprüchen zusammengesetzten Wesen denken sollen. Sehen Sie, Graf Manfred, es ist für meine eigenen Gedanken nicht klar gewesen, was in diesen letzten Zeiten mit mir vorgegangen ist. Ich habe mir schon lange einzubilden gesucht, daß die ganze Glut der Gefühle in meiner Brust gefroren sei, und wenn ich gleichwohl manchmal den Seufzer einer noch darin schwellenden Woge bemerkte, so jagte ich sogleich meine Gedanken in lustige Einfälle, in muthwillige Bemerkungen hinein, um einer Entdeckung zu entfliehen, die meine Ahnung fürchtete. In diesem Sinn sagte ich so eben, daß ich für mich selbst ein Räthsel sei, aber jetzt ist der Augenblick zu seiner Lösung gekommen. Sie haben es selbst so gewollt ... Doch nein, thun Sie mir Einhalt, Graf, noch ist es Zeit."

Der Graf hatte sich erhoben. Er hatte mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht und hegte keinen größeren Wunsch, als die Vollendung der Beichte.

„Nun wohl, Sie halten mich nicht zurück," fragte

Parisina und schien glücklich in der Gewißheit, daß er es nicht thun würde.

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort," bat Manfred mit Eifer. „Ich brenne vor Ungeduld."

„Glücklicher Augenblick," begann sie jubelnd wieder, „wo ich endlich meine Vermummung wegwerfen, wo ich frei und wahr sein darf. Graf Manfred, ich liebe Sie, Sie sind der Gegenstand der zärtlichen, brennenden, unendlichen Verehrung dieses so lange erdrückten Herzens."

Es war nicht Wärme, es war Feuer in diesen Worten Parisina's. Sie schien ihre ganze Seele in diesem Bekenntniß zu ergießen und von der vollkommensten Ueberzeugung inspirirt zu sein. Man kann auch nicht sagen, daß sie in diesem Augenblick bloß eine Heuchlerin war, denn es war wirklich ihr Herz, das sprach. Es war wirklich ein Genuß für sie, ihre Liebe aussprechen zu dürfen. Aber dabei litt sie die bitterste Qual durch den Gedanken, wie dieser Augenblick, von welchem sie so schöne Träume geträumt hatte, jetzt zu einer eigennützigen Berechnung hinabgesunken, wie sie genöthigt war, selbst mit diesem ihrem einzigen Erbgute Wucher zu treiben.

Es war, als hätte ein zündender Blitz in des Grafen Brust geschlagen. Trunken von Siegesfreude schloß er die Signora in seine Arme.

Ihre Exaltation wurde immer lebhafter. Indem sie ihn bald mit dem ganzen Enthusiasmus einer Liebenden betrachtete, bald ihr Haupt gegen seine Schulter lehnte, fuhr sie fort:

„Das Wort ist ausgesprochen, die Flamme hat Luft bekommen, o, wie sie brennt! . . . Ich weiß, daß es mein Tod werden wird, es wird mich endlich verzehren, aber gleich dem Weib des Hindu besteige ich den Scheiterhaufen mit Entzücken und bette mir glückselig ein Grab unter den Flammen. Es ist mein Schicksal,

Sie zu lieben. Dieses Gefühl ist eine Rache des Liebesgottes, dessen Macht ich so lange Trotz geboten, dessen Feuer ich so manchmal heuchlerisch nachgeäfft habe. Schon als ich Sie zum ersten Mal sah, fühlte ich mich von Ihren Blicken getroffen. Aber ich hielt es für eine Schande, als ein Opfer derselben Schwachheit zu fallen, die ich bei Andern so verächtlich, so lächerlich fand; ich wollte frei sein und es bleiben. Frei? ach, mein Gott, kann man wohl von der lahmgeschossenen Taube sagen, daß sie noch einige Freiheit besitze? Sie flattert auf ihrer alten Bahn hin, aber die Wunde in ihrer Seite blutet beständig ... Wir haben uns wieder getroffen. Ich glaubte mich stärker als je. Ich wollte meine Qualen wegscherzen, ich wollte mein Herz mit Füßen treten, aber der Pfeil blieb sitzen, er war nur noch tiefer eingedrungen. Jetzt wissen Sie Alles. Doch nein, Sie kennen noch bloß einen geringen Theil. Sie glauben, die Liebe zu verstehen. Sie sind geliebt worden und haben selbst geliebt. Aber eine Liebe wie die meinige ahnen Sie nicht. Lächeln Sie nicht, Graf, fliehen Sie mich, glauben Sie nicht, daß Ihr Glück an diesem Busen blühen könne, es ist vergebens, am Rande des Kraters selbst Blumen zu suchen. Fliehen Sie mich, sage ich. Gedankenlose Worte! wohin könnten Sie wohl fliehen, ohne daß ich Ihnen folgen würde? Ihren Schatten können Sie vernichten, er hängt vom Lichte ab. Aber ich, Sie mögen mich lieben oder hassen, Sie mögen mich kosen oder verfluchen, ich bin bei Ihnen im Leben und Tod, in Zeit und Ewigkeit, als Mensch und als Geist.

„Und mit Ihnen findet sich überall ein Paradies,“ unterbrach sie der Graf, der bei ihrem Reichthum an Gefühlen seinen Sieg nur um so beneidenswerther fand.

„Kommen Sie, Parisina, setzen Sie sich hier an meine Seite,“ bat der Graf. „Lassen Sie uns Alles vergessen und nur in unserer neugeschaffenen Welt leben.“

„Träume ich oder bin ich wach?“ fragte die Signora sich selbst, indem sie mit der Hand über ihre Stirne fuhr. „So eben noch, ehe Sie kamen, war ich so unruhig, so unglücklich, ich hatte düstere Gedanken; ja, Graf, ich war eifersüchtig.“

„Eifersüchtig? Welche Kinderei!“

„Ich bin Ihren Tritten gefolgt wie ein Spion. Es gibt hier in Neapel ein Weib, das Ihnen nahe am Herzen liegt; vielleicht näher als ich.“

„Unmöglich, Signora.“

„Es ist ein junges, schönes Weib; Sie haben sie in früheren Zeiten geliebt, sie besitzt Talente, denen Sie huldigen; Sie hatten sie überredet, wieder nach D. zu kommen, einen Platz an Ihrem Theater anzunehmen . . .“

„Ich verstehe Sie jetzt, Sie meinen Leopoldine. Seien Sie ruhig, ich habe in diesem Fall nur in meiner Eigenschaft als Theaterdirector gehandelt.“

„Kann ich Ihnen glauben? Lassen Sie mich in Ihre Augen sehen . . . und ist es wirklich wahr, daß sie ein Engagement genommen hat?“

„Ja, sie kommt im Anfang der Saison nach D. Sie hat versprochen, aufzutreten, und ich hoffe, die Sache so betreiben zu können, daß sie dableibt, denn ich bin in großer Noth um eine Primadonna.“

„Graf Manfred, ich will Ihnen eine Neuigkeit erzählen. Auch ich komme nach D.“

„Tausendmal willkommen, bezaubernde Parisina!“

„Mein Gott, wie haben Sie alle meine Pläne über den Haufen geworfen! Vor einigen Stunden noch war ich fest entschlossen, nach Amerika zu reisen. Man hat mich von da aus mit den dringendsten Einladungen überhäuft, hat mir goldene Berge versprochen, und ich habe bereits halb und halb zugesagt. Sehen Sie, es war mir da ganz gleichgültig, auf welchem Platz der Erde ich mein freudeleeres Leben ertragen soll; aber jetzt, jetzt stürze ich mich lieber in die Tiefe des Meeres,

als daß ich Sie verlasse und in ein so weit entferntes Land hinübersegle. Sie boten mir einmal an, wieder nach D. zu kommen. Damals hatte ich wenigstens noch einige Gedanken an Geschäfte, und ich fand die Bedingungen, die Sie bieten konnten, zu gering. In diesem Augenblick dagegen, o, wie verachte ich nicht alles Geld der Welt! ... Ich folge Ihnen, Graf, all' meine Künstlereitelkeit ist auf einmal verschwunden. Ja, ich flehe um Erlaubniß, Ihnen folgen zu dürfen. Ich begnüge mich mit dem, was Sie mir bieten. Geben Sie mir meinen früheren Gehalt oder was Sie wollen, das gilt mir ganz gleich, wenn ich nur da sein darf, wo Sie sind."

Der Graf fand sich durch diesen Vorschlag überrumpelt. Er hatte niemals die ernstliche Absicht gehabt, irgend ein Engagement mit der Signora abzuschließen, deren Ruf als Tänzerin, wie er nur allzu gut wußte, im Sinken war. Aber die Umstände waren jetzt von der Art, daß es ihm beinahe unmöglich wurde, ihr eine abschlägige Antwort zu geben.

„Aber Signora," wandte er gleichwohl ein, „ich liebe Sie zu innig, als daß ich Ihnen gestatten sollte, ein solches Opfer zu bringen. Das arme D. kann Ihnen keinen Ersatz für das geben, was das reiche Amerika bietet?"

„Nein, lassen Sie uns nicht mehr von dieser lumpigen Sache sprechen. Wie gesagt, Sie geben mir meinen früheren Gehalt, damit bin ich zufrieden, und ich muß schlechterdings Ihnen folgen."

Inzwischen hatte Parisina ihren Arm um den Hals des Grafen geschlungen. Sie lächelte ihm so bittend, so liebevoll, so verführerisch entgegen; er war in einen Zauberkreis gerathen, aus welchem er unmöglich zurücktreten konnte. Im Taumel der Wonne begegneten seine Lippen den ihrigen.

„Und ich habe Ihr Versprechen?" flüsterte sie.

„Dieser Kuß war das Siegel auf unsern Contract."

Ein Seufzer erleichterte Parisina's Brust. Es war unmöglich, dem Verdacht Raum zu geben, daß sie in diesem Seufzer ihre Freude über ein gutes Geschäft aushauche.

„Es ist mir ein Stein vom Herzen gefallen," sagte sie. „Ich habe jetzt eine Zukunft, für die ich leben kann; lassen Sie mich sehen, ein, zwei, drei, vier Monate. Vier ganze Monate mit Ihnen zusammen, welch' ein Capital von Seligkeit! Aber ich kenne Ihr Geschlecht, Graf, ich liebe euch just nicht wegen eurer Vollkommenheiten; doch welche Tugenden ihr auch besitzen möget, die Treue ist wenigstens nicht die größte. Vier Monate darf ich wohl jedenfalls von Ihnen verlangen, das ist ja keine Ewigkeit. Schwören Sie mir für diese Zeit eine unverbrüchliche Treue. Ich werde vielleicht nie mehr von Ihnen verlangen, als diese vier Monate, denn ich werde wahrscheinlich nicht viel länger leben. Aber ich will mein Dasein auch genießen, bevor ich sterbe, und ich möchte im Taumel meiner Glückseligkeit selbst sterben. Ja, wie man in einem gut arrangirten Ballet den eigentlichen Glanzpunkt bis zum Schluß aufschiebt, so möchte auch ich mit dem Glanzpunkt des Lebens, mit der Liebe, schließen. Also Treue auf vier Monate!"

„Treue, Parisina, und unser alter Wahrspruch: Feuer und Flammen."

„Ja, Feuer und Flammen ... ach, es ist wie man sagt, Neapel ist die Stadt der glücklichen Liebe."

Mit diesen Worten höhnte die Tänzerin ihre eigenen Gefühle. Die Freude, die sie über die gelungene Speculation empfand, betäubte nur unvollkommen die Qualen, die ihr Herz bestürmten.

XXVIII.

Die Tänzerin und die Sängerin.

. . . . Ich erwarte
Mein Schicksal, es sei Leben oder Tod.
Schiller.

Lieutenant von Wurmen und der Kabinetssecretär Dacapo promenirten langsam Arm in Arm auf einem der öffentlichen Plätze in D. Es war um die Mittagsstunde.

„Es ist heute so leer hier,“ sagte der Erstere, nach allen Seiten hin lorgnettirend; „ich kann nicht einen einzigen Menschen entdecken.“

Der Markt wimmelte gleichwohl von Wanderern, aber für den Lieutenant gab ds keinen andern Menschen, als seine Bekannten in der haute volée.

„Es ist aber auch gemeines Wetter, die Luft ist kalt und feucht. O, das ist ein erbärmliches Klima hier . . . laß uns eine Cigarre rauchen.“

„Wie findest Du die Lucero?“

„Mir gefällt die kleine Bianka noch besser, welche sie verkauft; ein niedliches Mädchen, aber ein bischen dumm . . . Ei der Tausend, wer kommt in der Droschke angefahren? Sehe ich recht?“

„Lebeaureste, auf meine Ehre!“

„Nun, so hat er sich also doch endlich einmal von seinen Arzneikolben und Blutigeln loszumachen gewußt . . . Wir wollen den guten Freund anrufen. He! halt, halt!“

Die Droschke blieb stehen, und der Kammerjunker Lebeaureste, wohl in Pelz gehüllt und mit großen Halstüchern umwickelt, reichte jedem der Freunde eine Hand. Diese riefen Einer um den Andern von beiden Seiten der Equipage:

„Willkommen, Bruder Lebeaureste!“

„Wie steht's?

„Du bist Dir vollkommen gleich.“

„Nur ein Bischen blässer und magerer.“

„Du machst Dich in den Augen aller jungen Damen nur um so interessanter.“

„Herrlicher Bursche!“

„Schlimmster aller Herzensdiebe!

„Still, still!“ unterbrach sie der Kammerjunker. „Laßt mich jetzt auch ein Wort sagen ... denn ich bin, Gott sei Dank, auch nicht stumm, obschon ich lahm geworden bin.“

„Lahm sagst Du; ei der Tausend, das hab' ich nicht gehört.“

„Sehr zu beklagen, sehr traurig.“

„Wenn die Freundschaft heutzutage von der Art wäre, daß sie auch im Unglück treuhielte, so brauchte ich nicht dazusitzen und meine Leiden zu erzählen ... Seit wir uns das letzte Mal gesehen, habe ich wirklich das kleine behagliche Talent, gehen zu können, verloren.“

„Unsere Aerzte sind erbärmlich.“

„Ja, so ist's, lieber Bruder; unsere Aerzte sind die elendesten Stümper, ich kenne sie jetzt besser, als irgend ein Anderer ... Kann man sich etwas Elenderes denken: ich habe meine beiden Beine noch, vortreffliche, stattliche Beine, auf Ehre, mit Waden und Allem, was dazu gehört; aber sie haben bloß den Fehler, daß sie nicht mehr zum Stehen taugen, und für diese simple Sache weiß man keinen Rath! ... aber sprechen wir von etwas Anderem; ich werde immer böse, wenn ich an meine Krämpfe denke. Habt ihr die Signora Parisina gesehen?

„Ich machte ihr gestern meine Aufwartung,“ antwortete von Wurmen; „sie ist charmant.“

„Charmant,“ stimmte Dacapo ein, indem er seine Fingerspitzen küßte.

„Man behauptet indeß, daß sie bedeutend gealtert habe.“

„Das ist Verleumdung,“ erklärten die Freunde einstimmig; „sie ist so liebenswürdig, so jugendlich bezaubernd wie nur je.“

„Aber man weiß bestimmt, daß sie in Mailand Fiasko gemacht hat.“

„Eitle Kabale und Intrigue. Ihr müßt sie die Geschichte selbst erzählen hören.“

„Und dann ihre Flucht. Sie ist genial, was sie auch unternehmen mag; nicht besonders ehrlich, das muß man zugeben, aber ...“

„Dieß ist eine Erinnerung aus der Reitschule ... nun, meine entzückten Freunde, was spricht man von Leopoldine?“

„Ist sie auch angelangt?“

„Ja, sie kam gestern.“

„Vortrefflich! Hast Du Etwas von ihr gehört, Bruder Lebeaureste?“

„Ich war so eben bei dem Grafen Manfred; er ist übervoll von Hoffnungen. Der arme Manfred, ich wünsche aufrichtig, daß das Glück ihm wieder hold werden möge; er hat in den letzten Jahren gemeines Unglück gehabt mit Allem, was die königliche Oper betrifft, und man will auch wissen, daß seine Actien höhern Orts nicht sonderlich gut stehen. Inzwischen wird das Theater schon in der nächsten Woche eröffnet, und er verspricht uns eine glänzende Saison.“

„Du seufzest, Lebeaureste?“

„Ja, ich denke an meine Beine ... Ach, wir sind Alle zusammen Materialisten, und wenn die Beine sich nicht mehr in brauchbarem Zustand befinden, so geht es auch mit dem Herzen nicht mehr wie sonst. Leopoldine, Madame Leopoldine müßte ich eigentlich sagen, soll während ihrer Abwesenheit von uns viel gewonnen haben durch die Bekanntschaft mit den größten Sängerinnen unserer Zeit.“

„Es wird höchst interessant werden, sie zu hören; sie versprach viel, sie hatte Genie.“

„Nun, wer hat in unseren Tagen nicht Genie? Es ist mit dem steigenden Luxus gekommen. Ich habe sie immer etwas zu sentimental gefunden, und seitdem sie die unverzeihliche Dummheit begangen hat, sich zu verheirathen, hätte ich wohl Lust, meine Hand gänzlich von ihr abzuziehen. Ich hatte einen Widerwillen selbst gegen die göttliche Malibran, seit sie Madame Beriot geworden, gegen die unvergleichliche Sonntag, seit sie sich in eine Gräfin Rossi umgewandelt. Jedes Ding soll für sich bleiben; die Ehe und eine Primadonna haben nichts mit einander zu schaffen. Ihre rechtmäßige Ehehälfte ist das Publikum, sie ist mit ihrer Kunst getraut.“

„Die Bemerkung ist treffend,“ bezeugte Dacapo.

„Sehr treffend,“ stimmte von Wurmen ein, dem viel daran lag, zu zeigen, daß auch er sich auf die Forderungen der Kunst verstand.

„Von Parisina,“ begann der Kabinetssekretär wieder, „kann man doch nicht sagen, daß sie auf diese Art ungetreu gewesen sei ... Wie lebhaft und munter sie immer ist ... Aber man behauptet, daß sie und Graf Manfred ...“

„Ja, ja, das hat gewiß seine Richtigkeit. Ich möchte nur wissen, wie viele Theaterdirectoren sie schon in ihrem Netze gefangen hat, und jetzt selbst unsern leibhaftigen Don Juan ... Aber der Wind bläst kalt, ich darf nicht länger hier verweilen; lebt wohl, meine Freunde, lebt wohl, fahr zu!“

Lebeaureste eilte von dannen; von Wurmen und Dacapo setzten ihre Promenade fort, indem sie noch immer mitten im Gewimmel nach Menschen suchten und also, obschon in ihrer eigenen Weise, an Diogenes mit seiner Laterne erinnerten.

Verschiedene Aeußerungen in dem Gespräch, das wir hier angehört haben, charakterisiren sehr treffend

die allgemeinen Ansichten in den Coterien, die sich in D. als Obergerichte über Alles, was das Theaterleben betraf, aufgeworfen hatten. Es ist wahr, daß man nicht überall in demselben frivolen Ton räsonnirte, aber der innerste Gedanke trug doch mit wenigen Ausnahmen denselben Stempel des Vorurtheils und der Leidenschaft. Man hatte inzwischen Etwas zu reden bekommen. Zwei neue Sujets auf einmal, eine Primadonna und eine erste Tänzerin, das war an und für sich schon etwas ganz Ungewöhnliches, und tausend Anekdoten wurden darüber in Umlauf gesetzt.

Signora Parisina hatte noch einmal Wind in ihre Segel bekommen. Graf Manfred's Protection hatte wenigstens für den Augenblick ihrem sinkenden Stern neuen Glanz, ihrem stehengebliebenen Ruf neues Leben gegeben. Das allgemeine Gerede mit seinen wandelbaren Urtheilen machte sich viel mit ihrer Person zu schaffen. Einige Enthusiasten behaupteten, sie sei noch immer die größte Tänzerin der Welt, das schönste Weib des Jahrhunderts. Natürlich rief dieß eine Opposition hervor, welche erklärte, daß sie im Gegentheil sowohl in Bezug auf Schönheit als auf Talent bedeutend abgenommen habe, und als unwiderlegbaren Beweis dafür machte man ihr Mißgeschick in Mailand geltend; aber die bezauberte Partei erhob sich mit verdoppelten Kräften wieder und verkündete, daß sie einer niedrigen Verfolgung ausgesetzt gewesen sei, weßhalb man ihr auch die eklatanteste Genugthuung für dieses unverdiente Leiden bereiten müsse.

Auch über Leopoldine hatte man viel zu erzählen, sowohl Gutes als Böses. Die große Menge erinnerte sich ihrer noch mit Wohlwollen, einem Wohlwollen, das allerdings durch eine mehr als zweijährige Trennung etwas abgekühlt war, aber gleichwohl manche angenehme Erinnerung getreu bewahrt hatte. Einige hatten sie dagegen ganz vergessen und Andere hinwiederum, die ihre Berühmtheit zu gering fanden, rümpften verächtlich die Nase

über eine Sängerin, eine Primadonna, die sich außer D. nirgends öffentlich habe hören lassen und überhaupt bloß in einer einzigen Saison schon vor mehreren Jahren aufgetreten sei.

Je näher man dem Tage kam, wo die königliche Oper sich für das Publikum wieder öffnen sollte, um so lebhafter wurde das Interesse für die erwarteten Ereignisse, um so mehr Lippen beschäftigten sich damit, Gerüchte und Neuigkeiten über das, was kommen sollte, zu erzählen; ganz besonders aber beschäftigte man sich mit den beiden neu angekommenen Künstlerinnen, der Tänzerin und der Sängerin.

. . . .

In derselben schönen Wohnung, welche Parisina während ihres ersten Aufenthalts in D. inne gehabt, residirte sie auch jetzt, und in dem prächtigen, mit Gold und Purpur geschmückten Salon empfing sie mehr als einen alten Freund und Bewunderer. Nie hatte sie sich ernstlicher bemüht, eine liebenswürdige Wirthin zu sein, als jetzt. Ganz besonders besaß sie ein ungewöhnliches Talent, die Complimente entgegen zu nehmen, womit sie begrüßt wurde. Auch die fadesten Artigkeiten schienen eine Saite in ihrem Herzen anzuschlagen, zu ihrem Gefühl zu sprechen. Mancher Rekrut auf der Bahn der Galanterie meinte auf einmal ein ganzer Held, ein neuer Lovelace oder Lauzun geworden zu sein und konnte daher das Genie der Signora nicht genug preisen. Ihre Unterhaltung war immer so berechnet, daß sie für's Erste den Schwachheiten der Anwesenden schmeichelte und sodann sich selbst und ihre Schicksale in das vortheilhafteste Licht setzte. Sie beklagte sich niemals, aber sie wußte dennoch auch mit ihren Unglücksfällen Interesse zu erwecken, und dadurch, daß sie dieselben in einem fröhlichen, halb scherzenden Ton erzählte, neutralisirte sie in diesem Kreise zum großen Theil die Wirkung all der öffentlichen Schmähungen, denen sie in der letzten Zeit ausgesetzt gewesen war. Sie gab sich den Anschein,

vermöge ihrer Ueberlegenheit hoch genug zu stehen, um allen Verleumdungen Trotz bieten und sie verachten zu können.

„Es geht gut, es geht ganz gut,“ dieß waren die Reflexionen, die sie bei sich selbst machte. „Die ganze Stadt spricht von mir. Viele tadeln mich, noch Mehrere rühmen mich, aber Alle, Alle sprechen von mir, und das ist die Hauptsache . . . Was Graf Manfred betrifft, so habe ich mich wie ein Blutigel bei ihm festgesogen und ich lasse ihn nicht los. Liebt er mich denn? Ach, nein, meine Hoffnungen darauf habe ich für immer aufgegeben. Ein so egoistischer Mann wie er kann Niemand anders lieben als sich selbst allein. Aber ich habe ihn unter meine Gewalt gebracht, und er ist noch stolz in seinem Glauben, mich besiegt zu haben. Daneben ist er eitel und will, daß ich bewundert werden soll, damit die Welt ihn beneide. Jede Auszeichnung, die mir zufällt, verbreitet auch über ihn einen Glanz, und deßhalb ist er bereit, meinetwegen Alles zu thun. Das ist auch Alles, was ich bis jetzt verlange. Doch, wie steht es wohl im Ganzen um mich? Ich habe gute Karten in meiner Hand, aber das Spiel ist noch ganz und gar nicht gewonnen. Leopoldine steht mir im Weg. Diese Stadt ist für uns Beide zu klein. Ich muß allein über die Herzen meiner Zuschauer herrschen, wenn ich die Gewalt wieder soll erobern können, nach der ich strebe. Sie singt, und ich tanze, aber wir sind gleichwohl Rivalinnen, da es sich um die Gunst des Publikums handelt.“

Unter den Journalisten hatte sie sich mehrere dienstwillige Gönner zu verschaffen gewußt. Nicht zufrieden damit, daß man die allgemeine Meinung durch gewaltige Uebertreibungen ihres Talents zu ihren Gunsten bearbeitete, wußte sie die Sache so zu betreiben, daß man in einigen Zeitungen Leopoldine anzugreifen anfing. „Diese Sängerin,“ sagte man, „kann zu den unbekannten Größen gerechnet werden, nachdem sie mehrere Jahre

gänzlich vom Theater entfernt gewesen ist.“ Man richtete dabei scharfe Bemerkungen gegen die Direktion, welche die Unvorsichtigkeit gehabt habe, ihre Hoffnungen an ein so wenig bewährtes Talent zu knüpfen, und man wagte sogar zu verstehen zu geben, daß die eigentliche Veranlassung zu dieser Gutherzigkeit ihren Grund in nichts Anderem, als in der Eitelkeit des Herrn Direktors habe. „Er war es,“ fügte man hinzu, „der einst, Gott weiß woher, den kecken Einfall in den Kopf bekommen hatte, Leopoldine ganz schnell und ohne alles Weitere zur Primadonna zu machen. Das Experiment war damals gelungen, vielleicht großentheils just durch die Kühnheit der Idee und die Ueberraschung des gutmüthigen Publikums. Aber wenn er jetzt dreist denselben Versuch wiederholte, so beweist er, daß er sich gar zu sehr von seinen Launen leiten läßt; er verfehlt sich dadurch gegen die Achtung, die Jedermann sowohl der Kunst als einem aufgeklärten Publikum schuldet u. s. w.“

Von diesen Angriffen hatte jedoch die Signora keinen Nutzen, sondern eher das Gegentheil. In anderen Zeitungen traten nämlich eifrige Vertheidiger der geschmähten Sängerin auf. Diese überhäuften Leopoldine mit Lobsprüchen, priesen den Scharfsinn und guten Geschmack des Direktors und nahmen die Gelegenheit wahr, ihrerseits die bereits herabgekommene Tänzerin und ihre in Blindheit rasende Partei mit spöttischen Bemerkungen zu bedenken.

So entstand ein gewöhnlicher Zeitungsstreit. Man begann damit, daß man verschiedener Meinung war; von da ging man zu Zänkereien über und fuhr mit Grobheiten fort, ohne daß es jedoch zu einem entscheidenden Resultat kam. Jeder Hieb wurde mit einem Gegenhieb erwiedert, mannhaft stand Spalte gegen Spalte, Artikel gegen Artikel; Alles wurde ordentlich bezahlt und quittirt.

Etwas verdrießlich über das Zwecklose eines solchen Gefechts, setzte Parisina jetzt ihre Hoffnungen noch unbe=

schränkter auf Graf Manfred. Eine vieljährige Erfahrung hatte sie genugsam den großen Einfluß kennen gelehrt, den ein Direktor auf die Schicksale seiner Untergebenen hat, da er vielfache Mittel, sowohl fördernder als hemmender Art in seiner Hand besitzt.

Eines Tages, als der Graf die Tänzerin besuchte, fand er sie traurig und herabgestimmt. Ihre Augen waren roth; es sah ganz aus, wie wenn sie geweint hätte.

„Wie steht's, liebenswürdige Parisina?“ fragte er mit zärtlicher Unruhe.

Sie gab eine ausweichende Antwort, aber als er von Neuem und eindringlicher fragte, gab sie sich die Miene, als lasse sie sich zur Aufrichtigkeit bestimmen.

„Sie wundern sich über meinen Mißmuth,“ sagte sie; „Sie könnten mit Recht darüber lachen; denn ich bin wahrhaftig eine Närrin. Aber diese Narrheit macht mich doch sehr unglücklich. Eine fixe Idee quält mich Tag und Nacht. Ich habe schon mehrere Mal mit Ihnen davon gesprochen und ich habe selbst Alles gethan, um mich dieser Grübeleien zu entschlagen. Gleichwohl fühle ich immer mehr, daß es unmöglich ist und bleibt. Ja, Manfred, ich weiß, daß es sehr lächerlich ist; aber ich kann nicht helfen, ich bin noch immer sehr eifersüchtig auf Leopoldine. Wenn Sie fort sind, habe ich keine Ruhe. In meinen Gedanken sehe ich Sie immer an Ihrer Seite, und auch jetzt, da Sie bei mir sind, kann ich mein Glück nicht vollständig genießen. Bei jedem Seufzer, der sich aus Deiner Brust schleicht, argwöhne ich, daß er ihr gewidmet sei; ach, ich hatte hier ein Himmelreich voll Seligkeit erwartet; aber alle meine Freude ist vergiftet, und ich leide tiefer, als Jemand versteht.“

„Welche kindische Phantasien.“

„Phantasien ... Nun wohl, was Anderes sind wohl unsere Gefühle, was Anderes ist wohl unsere Liebe selbst? ... Aber nicht genug damit, daß der Friede meines Herzens gestört ist, auch als Künstlerin bin ich

in Verzweiflung, denn so lange diese Qualen an mir zehren, ist es mir unmöglich, die Gunst des Publikums zu gewinnen. Die Kunst, der ich angehöre, läßt sich weniger als irgend eine andere mit einer traurigen Stimmung vereinigen; ein schweres Gemüth macht auch einen schweren Fuß. Ich bin verloren. Man wird jetzt mit Recht das Todesurtheil über mein Talent sprechen. O Manfred, wenn Sie begriffen, wie ein Weib liebt, so würden Sie auch in ihren Launen nur Liebe zu finden wissen. All meine Zärtlichkeit habe ich an Sie verschwendet, Ihnen gehört jedes sanfte Gefühl in meinem Herzen. Aber gegen die ganze übrige Welt bin ich eine Furie, grausam ohne Schonung ... Diese Leopoldine, ich verabscheue sie. Ja, obschon ich glaube, daß sie unschuldig ist, so hasse ich sie doch mit der ganzen Kraft meiner Seele, denn sie hat meine schönsten Hoffnungen zerstört. Mit ihr Seite an Seite im Theater zu stehen, sie täglich zu sehen, sie mit Ihnen zusammen zu sehen, nein, Manfred, das ist mehr, als ich ertragen kann. Eine von uns muß fort, sie oder ich."

„Bedenke doch, Parisina, daß Deine Forderung unbillig ist. Mein eigenes Ansehen, ja vielleicht sogar meine Direktorschaft an der königlichen Oper, beruht gegenwärtig wesentlich auf Leopoldine; ich habe mächtige Feinde, die darauf ausgehen, mich zu stürzen, und wenn diese Saison den Geschmack des Publikums nicht besser befriedigt und der Theaterkasse nicht mehr einträgt, als die vorhergehende, so bin ich verloren."

„Wie gesagt, entweder Leopoldine muß fort oder ich; entscheiden Sie selbst, welche ... Lieben Sie Leopoldine wirklich, so lassen Sie mich fliehen ... Wohin, wie weit? Ich weiß es nicht; aber wer von seinem Glücke entflieht, findet immer einen Winkel auf der Erde, wo er sterben kann. Wenn Ihr Herz dagegen mir angehört — und so ist es ja doch? — dann ist sie es, die den Platz räumen muß. Wer hat ein Recht, mir auch nur eine einzige Stunde meines kurzen Glückes

zu stehlen? Alles hängt von Ihnen ab. Noch ist kein bindender Contract mit Leopoldine unterzeichnet; ein einziges Wort von Ihnen, und sie muß reisen.“

„Parisina, geliebte Parisina, wie kannst Du verlangen, daß ich meinen eigenen Sturz veranlassen, meiner Pflicht untreu werden soll?“

„Haben Sie denn nicht auch Pflichten gegen diejenige, die Sie lieben? Gehören Sie etwa der Welt mehr an, als mir? Ich wage dieses Opfer von Ihnen zu verlangen, Manfred. Bedenken Sie, unsere vier Monate sind kaum angefangen. Erinnern Sie sich Ihres Schwures in Neapel. Noch sind Sie mein.“

Natürlich hatte der Graf gegen die albernen Forderungen der Signora noch viele Einwendungen zu machen, aber weil sie dieselben im Namen der Liebe vortrug, so war seine Stellung sehr schwer und die Umstände belästigend. Ein Verhältniß wie dasjenige, das zwischen diesen beiden Personen stattfand, führt immer eine Menge solcher Umstände mit sich. Die wahre Liebe hat ein Bedürfniß, ehrlich und aufrichtig zu sein; die falsche dagegen ist unter den Gefühlen eine Art von Kaufmann, der das Herz zu einem Geschäftsbureau einrichtet, wo er beständig sitzt und über Verlust und Gewinn kalkulirt . . . Nachdem Parisina die rechte Art gefunden, Manfred's Ketten zu schmieden, hatte sie ihn dermaßen mit solchen belastet, daß er sich nicht mehr gleich war. Er schmeichelte sich allerdings noch ein Triumphator zu sein; aber dieß hat schon mancher Sklave vor ihm gethan. Inzwischen gelang es ihm die Ansprüche der Signora einigermaßen zu ermäßigen, sie waren auch dergestalt hinaufgetrieben, daß sie eine Herabsetzung wohl ertragen konnten und dabei immer noch etwas Erkleckliches bestehen ließen, das Resultat war also, daß sie ihn nöthigte, Leopoldinens Entfernung zu wünschen, sich aber mit seinem Versprechen begnügte, daß er nicht einen Schritt thun wolle, um der Sängerin ein glückliches Debüt zu bereiten, sondern daß er sich in

dieser Frage bis auf Weiteres gänzlich passiv verhalten werde.

. . . .

Wenn wir jetzt bei Leopoldinen einen Besuch abstatten, so finden wir auch in ihrem Salon eine Horde von jenen Kunstfreunden, die sich's immer so angelegen sein lassen, mit Künstlern umzugehen, und die keine Gelegenheit versäumen, um die endlose Liste ihrer Bekanntschaften mit einem in der Kunstwelt wohlklingenden Namen illustriren zu können. Maximilian sah mit großer Befriedigung, wie diese Leute seine Frau umflatterten, und er fühlte sich in ihrer Gesellschaft der glücklichen Entwickelung seiner Pläne noch sicherer. Ohne Furcht schaute er dem entscheidenden Augenblicke entgegen. Niemand konnte ahnen, daß man in ihm einen Mann erblickte, dessen ganze ökonomische Stellung auf dem Spiele stand. Sorglos tändelte er seine Bekümmernisse hinweg. Ob ich auch heute arm bin, dachte er, was hat das zu bedeuten, wenn ich nur nach einiger Zeit wieder reich bin?

Daß Signora Parisina intriguirte, bekümmerte ihn nicht viel; er sah darin nur einen Beweis dafür, daß sie für ihre Person Leopoldinens Vorrang anerkenne. Ein eigentlicher Wettkampf zwischen beiden Frauen konnte nach seiner Ansicht nicht entstehen; denn er besaß nicht den tiefen Einblick der Tänzerin in dergleichen Fragen; gleichwohl freute er sich darüber, daß durch die Eröffnung der Zeitungspolemik von Seiten Parisina's eine Veranlassung geboten wurde, der ränkevollen Dame eine öffentliche Lektion zu ertheilen. Die Freunde, mit denen er umging, kamen ihm dabei wohl zu statten. Von seinen Soupers heimgekommen, spitzten mehrere von ihnen mit großem Vergnügen ihre Federn, fest entschlossen, tapfer für eine so liebenswürdige Wirthin zu streiten, und mit Entzücken las Maximilian all die schönen Tiraden, die das Talent seiner Frau verherrlichten, schon ehe es die Prüfung bestanden hatte.

„So geht der Weg zu den Sternen,“ bemerkte er triumphirend.

Was Leopoldine selbst betraf, so war sie nichts weniger als ruhig; aber da Maximilian ihr manchmal zu beweisen gesucht hatte, daß sie es sein müsse, so bot sie Alles auf, um ihre tiefe Unruhe auch vor ihm zu verbergen. Von dem Augenblick an, wo ihr eröffnet worden war, daß die Noth ihr gebiete, auf's Theater zurückzukehren, von ihrer Kunst zu leben und, wie sie sich ausdrückte, für's Brod zu singen, war plötzlich eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Das poetische Gefühl, womit sie früher die Kunst umfaßt hatte, war nicht mehr vorhanden; dagegen fand sie sich von ihrem harten Schicksal an einen Beruf gefesselt, und vollkommen überzeugt, daß sie das Publikum nicht mehr auf dieselbe Art einzunehmen vermöchte, wie früher, suchte sie begierig nach anderen Mitteln, um ihren Zweck zu erreichen. Die Ansichten von der Thätigkeit eines Künstlers und dem Künstlerleben im Allgemeinen, in welche sie seit ihrer Vermählung mit Maximilian eingeweiht worden war, hatten bis jetzt in ihrer Seele nur gekeimt, nahmen aber jetzt auf einmal überhand, wie ein Unkraut, das ein ganzes Blumenland erstickt. Ihre eigene, ideale Auffassung wurde durch widerliche Spekulationen auf den Geschmack und die Launen des Publikums getrübt, und die Lehren, welche Michael ihr unauslöschlich hatte einpflanzen wollen, schwanden spurlos dahin, sie konnten nicht bestehen mit dieser Art von praktischem Verstand, der jetzt ihre Gedanken beherrschte.

„Die schönen Tage der Schwärmerei sind vorüber,“ sagte sie jetzt zu sich selbst, „mein ganzes Leben ist bis jetzt nur ein Spiel mit holden Phantasiebildern gewesen, aber jetzt, meine theuren Jugendträume, müssen wir uns trennen, trennen für immer ... Ist es wohl wahr, was man sagt, daß in der Tiefe jedes Menschenherzens die Selbstsucht wohnt als die ursprüngliche Triebfeder zu allen unsern Handlungen, allen unsern Gefühlen, den

guten sowohl wie den bösen? Ist es wohl wahr? Ja, ja, es ist so; die Lehre ist traurig, aber wahr, wer in den Kampf des Lebens geworfen worden ist, muß sich darnach zu richten wissen, und vor allen Dingen muß er es verstehen, die Welt so zu nehmen, wie sie ist. Früher dachte ich dadurch glücklich zu werden, daß ich Glückliche mache; jetzt gilt es selbst Glück zu machen."

Mit solchen Raisonnements, worin man Maximilian's Grundsätze unschwer wieder erkannte, suchte Leopoldine sich in ihrer neuen Stellung zu befestigen. Aber sie hatte einen Verräther in ihrem eigenen Herzen. Niemals konnte sie dieses bestimmen, die neuproklamirten Gesetze mit inniger Liebe zu umfassen, oder der neuen Fahne aufrichtige Treue und Huldigung zu schwören. Der Schmerz, woran sie litt, war eigentlich eine Uneinigkeit mit sich selbst.

Inzwischen hatte sie sich in ihrem äußeren Wesen mehr nach dem Geschmack derjenigen gerichtet, die jetzt ihren gewöhnlichen Gesellschaftskreis ausmachten. Ja, sogar Lebeaureste mußte gestehen, daß sie aus der Schule der Welt großen Nutzen gezogen habe. „Früher war sie eine schüchterne Sinnpflanze, die man kaum anzusehen wagte," bemerkte er; „jetzt ist sie eine Rose, die selbst zur Bewunderung lockt. Ach," fügte er hinzu, „es ist eine schöne Befriedigung, Menschen zu finden, die vorwärts gehen ... Ich selbst kann leider gar nicht gehen, sonst hätte ich wohl Lust, zu versuchen, wie stark die Dornen dieser Rosen sind."

Wenn diese oder eine ähnliche Bemerkung Maximilian's Ohr erreicht hätte, so würde er sie ganz sicherlich unangenehm gefunden haben, denn obschon er wirklich Leopoldine mit Zärtlichkeit liebte, zeigte er sich doch als vernünftiger Ehemann, und für den Augenblick waren die Umstände von der Art, daß er mit Vergnügen die ganze Welt zu den Füßen seiner Frau gesehen haben würde. In der That selbst nahm sie ja auch nur ihm zu Liebe diese Huldigungen entgegen. Er wußte

die wahre Bedeutung ihres Opfers aufzufassen; er wußte, daß sie niemals einen größeren Beweis von treuer Liebe geben konnte, als just wenn sie manchmal der immer argwöhnischen Menge eine schwache Veranlassung gab, das Gegentheil zu vermuthen. Er mußte ihren Muth bewundern, sich über ihre Selbstbeherrschung freuen.

Ja, er freute sich wirklich. Das traurige Gefühl, das so natürlich ist, wenn wir einen Freund, von dem wir etwas Gutes und Großes hofften, einen Irrweg betreten sehen, wenn wir den Sündenfall eines edlen Menschen, die Verirrung eines warmen Gemüthes, den Mißgriff eines reichen Herzens vernehmen, ein Gefühl, das einige Aehnlichkeit mit der Düsterkeit hat, die uns beim Anblick eines erlöschenden Lichtes, einer verkohlenden Feuerflamme überfällt — dieses Gefühl war ihm ganz fremd. Er bemerkte nicht, daß auch in Leopoldinens Seele eine erlöschende Flamme keuchte; er meinte bloß gute Versprechungen künftiger Freuden zu empfangen.

Aber diese freundlichen Aussichten waren leicht zerstört. An demselben Tag, wo Graf Manfred das obenerwähnte Gespräch mit Signora Parisina gehabt, und nur eine kurze Weile nachher hatte Maximilian ihn auf der Straße getroffen. Als er nach Hause kam, war er in hohem Grade muthlos. Auf Leopoldinens Frage um die Ursache dazu erzählte er, daß der Graf gegen seine Gewohnheit sich kalt und abstoßend gezeigt habe. Er hatte mit einer gewissen Gleichgültigkeit von Leopoldine gesprochen, und als Maximilian einige Vorfragen in Betreff der Arrangements für die künftige Vorstellung machte, hatte der Graf ganz ungnädig zu verstehen gegeben, daß er nicht viel Umstände zu machen gedenke. In diesem Benehmen glaubte Maximilian die Andeutung einer drohenden Gefahr erkennen zu müssen.

„Die Signora hat neue Kabalen angesponnen,“ klagte er; „ich erkenne ihre ränkevolle Seele in dieser

Verwandlung des Grafen. Sie ist neidisch auf Dich, Leopoldine; sie will Dich stürzen. Jetzt ist es ihr gelungen, auch in diesem Fall den Grafen auf ihre Seite zu locken, und zwar just jetzt in diesem kritischen Augenblick. O mein Gott, ein größeres Unglück könnte uns nicht treffen, wir sind verloren."

So vermochte ein einziger Windstoß all seine Luftschlösser umzustürzen, und er, der kaum noch so hoffnungsvoll und triumphirend gewesen, stand bei der ersten Spur einer Widerwärtigkeit schwankend und rathlos da . . . Leopoldine dagegen hatte ihr Ziel mit jenem Ernst in's Auge gefaßt, der manchmal auch ein Weiberherz mit einem starken Panzer umgibt. Sie hatte die sanguinischen Prophezeiungen ihres Mannes niemals theilen können, aber sie fühlte, daß die strenge Nothwendigkeit eine beharrliche Kraft fordert, und sie war vollständig entschlossen, Alles zu wagen. Sie besaß wirklichen Muth; er besaß, wie Michael einmal bemerkte, nur Uebermuth.

„Was sollen wir anfangen, wie sollen wir die Verschwörung gegen unser Glück vernichten?" fragte Maximilian in großer Angst. „Wenn der Graf gegen uns ist, haben wir Nichts zu hoffen."

„Wir müssen uns derselben Waffen bedienen wie die Signora," antwortete Leopoldine entschlossen.

„Wie so? . . . Du glaubst also wirklich, Leopoldine . . ."

„Ich weiß, daß Graf Manfred für Weibergunst immer feil ist. Er verkauft gerne seine Protektion, wenn man nur den Muth hat, mit ihm handelseins zu werden."

„„Und Du solltest diesen Muth besitzen? Du könntest diese Dir so widerstrebende Rolle einer Kokette übernehmen wollen? Du könntest zärtliche Gefühle für diesen Mann heucheln wollen; den Du mit so viel Grund in Deinem Herzen verabscheust? Nein, das darf nicht ge-

schehen. Ich nehme auch dieses Opfer nicht an; Du hast meinetwegen bereits zu viel gelitten."

„Es muß dennoch geschehen, Maximilian ... ach, ich habe seit einiger Zeit so viele dunkele Seiten des Lebens gesehen, daß ich mich dadurch nicht mehr schrecken lasse. Unser ganzes Glück steht ja auf dem Spiel; wir müssen entschlossen voranschreiten."

„Leopoldine, ich muß Dich bewundern; Du bist die beste der Frauen, Du bist ein Engel an Selbstaufopferung."

„Und weißt Du, was ich gerne sein möchte? ... ich glaube, daß ich jetzt ein Teufel an List und Falschheit sein möchte ... Wir haben keine Zeit zu verlieren, ich muß noch heute mit dem Grafen Manfred sprechen."

So geschah es auch. Als Graf Manfred ein Billet von Leopoldine empfing, fand er sich sogleich bei ihr ein. Sie waren allein.

Leopoldine sagte gerade heraus, wie ihr Mann ihr erzählt habe, daß er an dem Benehmen des Grafen irgend eine Unzufriedenheit mit ihr zu bemerken geglaubt habe. Wenn dieß wirklich der Fall sein sollte, fügte sie weiter hinzu, so würde es sie sehr schmerzen, hauptsächlich deßwegen, weil sie sich gewöhnt habe, die Protektion ihres allerersten Gönners höher zu schätzen, als die von irgend einer andern Seite, und dann weil sie wisse, daß sie möglicherweise selbst Veranlassung zu diesem Mißvergnügen gegeben habe, indem sie sich zu fremd gegen ihn gezeigt, während sie doch so lange in einer so großen Schuld der Dankbarkeit gegen ihn stehe. Sie glaube jetzt den Augenblick gekommen, wo eine Erklärung stattfinden müsse. Sie gestehe gerne, daß sie einmal geglaubt habe, er habe ihr Vertrauen mißbraucht; aber sie sei damals ein unerfahrenes Kind gewesen, und jetzt, nachdem sie die Welt besser kennen gelernt, sehe sie deutlich ein, daß ihr Herz einen so bewährten Freund nicht verlieren dürfe. Obschon sie fürchte, daß dieses Geständniß jetzt zu spät kommen möchte, so wolle sie

doch, daß er das wahre Verhältniß kennen lerne, und sie wünsche nur, das er in dem Schritt, den sie gethan habe, nichts finden möge, was dem weiblichen Zartgefühl widerstreite.

Manfred war wie aus den Wolken gefallen, aber die Ueberraschung sagte seinem Geschmack ganz besonders zu. Leopoldine sprach mit Wärme, und ihre Worte erhielten eine für ihn noch interessantere Bedeutung durch die für das Verhältniß so vortrefflich passende Schüchternheit, die zuweilen bei ihr vorschimmerte. Man konnte sagen, sie habe während dieser ganzen Scene ihre Meisterprobe an feiner Koketterie abgelegt; Parisina selbst hätte es kaum besser machen können . . . Aber woher bekam sie denn auf einmal diese Heuchelei? kann man fragen. Still, jedenfalls still mit dieser Frage! Sie könnte uns Veranlassung geben, von unserer Allmutter Eva übel zu reden, und van den Todten soll man nichts Anderes als Gutes sagen, zumal wenn so viele Dutzende von Generationen dazwischen liegen.

Auf einmal entrollte sich vor dem Gedächtniß des Grafen die ganze Geschichte von seiner alten Liebe zu Leopoldine, aber der Roman hatte ein noch unbeendigtes Kapitel. Er glaubte jetzt eine Prophezeiung zu vernehmen, daß auch dieses niedergeschrieben werden solle, und zweifelte nicht, daß das Resultat wie gewöhnlich befriedigend sein würde. Bisher hatte er sich, obschon er es sich selbst nicht offen gestehen wollte, in Leopoldinens Gesellschaft etwas genirt gefunden; sie war eine von den wenigen Weibern, die ihn mit Kälte zu ihren Füßen gesehen hatten. Dieß konnte er nie vergessen, und er glaubte auch immer einen triumphirenden Hohn in ihren Blicken zu lesen. Aber diese Stunde hatte viel verändert. Er war jetzt beinahe vollkommen überzeugt, daß seine alte Prophezeiung in Erfüllung gegangen, und daß sie es endlich überdrüssig geworden sei, eine exemplarische Ausnahme unter ihrem Geschlechte zu bilden.

Inzwischen war sein Herz — er pflegte wirklich

von einem Herzen zu reden — ganz unvermuthet in den mißlichen Fall des Ueberflusses gerathen. Auf der einen Seite hatte er Parisina mit ihren vier Monaten, dieses Weib, vor dessen großer Gewalt über ihn er sich zu ängstigen anfing, und auf der andern Leopoldine mit ihren verlockenden, halb ausgesprochenen Verheißungen. Endlich faßte er einen raschen Entschluß. Seine Philosophie war wie gewöhnlich ganz einfach; das eine Gute schließt das andere nicht aus, meinte er, und er beschloß in Folge dessen einen Mittelweg zu gehen, d. h. mit beiden Händen zuzugreifen.

Das Versprechen, das er vor kaum einigen Stunden Parisina gegeben hatte, daß er sich nicht im Geringsten für Leopoldinens Erfolg interessiren wolle, war bereits vergessen, und als er von der Letztern Abschied nahm, gab er ihr seine Versicherung, daß sie sich jetzt mehr als je auf seine Freundschaft und seinen Beistand verlassen dürfe. Hierauf drückte er ihre Hand, ja er führte sie sogar an seine Lippen.

Das Ergebniß des Besuchs war also, daß Leopoldine ihren Zweck erreichte, und sie konnte überzeugt sein, daß er, im Fall er nicht mit ihr war, doch wenigstens nicht gegen sie stand.

Maximilian hatte von einem anstoßenden Zimmer aus das ganze Gespräch angehört. Er eilte zu seiner Frau in demselben Moment, wo der Graf sich entfernte. Wiederum strahlte er vor Freude, und er wollte im Entzücken seiner Dankbarkeit ihre Hand küssen. Aber es war dieselbe Hand, die so eben die Zärtlichkeitsbezeugungen des Grafen empfangen hatte. Leopoldine riß sie zurück und rief gleichsam mit Selbstverachtung:

„Küsse sie nicht, Maximilian, sie ist entweiht.“

XXIX.

Der entscheidende Tag.

Noch zeugt die Erde Titanen, den Himmel zu stürmen,
Thoren! euch trifft dereinst sicher des Ewigen Blitz.

Grafström.

Auch meine Seele hatte Schwingen:
Ach sie sind nicht mehr.

Geijer.

Der Tag der Entscheidung war endlich gekommen. Die königliche Oper in D. hatte wieder eine neue Saison eröffnet und gab ihre erste Vorstellung. Das Publikum, dessen Neugierde sehr in die Höhe getrieben worden, hatte sich so zahlreich eingefunden, als der Raum nur immer gestattete. Logen, Parterre, Amphitheater, Gallerien, Alles war gepfropft voll. Man erwartete einen interessanten Abend.

Donizetti's Lucia sollte aufgeführt werden. Diese Oper ist, wie beinahe alle Compositionen der neuern Zeit, oder vielmehr wie jede Composition in ihrer Zeit, Gegenstand sehr verschiedener, einander ganz widersprechender Urtheile gewesen. Auch unter den Herren Musikrichtern gibt es, wie man weiß, Conservative und Liberale. Die Ersteren, ich spreche jetzt von den Extremen beider Parteien, haben ihr ganzes Herz den Classikern geschenkt und glauben den großen Todten ein angenehmes Opfer darzubringen, wenn sie die noch Lebenden grundsatzweise verdammen. Ein Tonstück kann für sie keinen größeren Fehler haben, als neu zu sein. Man hat sicherlich kein Recht, die Aufrichtigkeit der Verehrung zu bezweifeln, die sie ihren Götzen widmen, zumal da diese so allgefeierte Namen tragen;

aber es sieht doch verdächtig aus, und die Gerechtigkeit ihrer Kritik dürfte man mit gutem Fug in Frage stellen ... Für die Andern dagegen, die Liberalen, selbst die musikalischen Jakobiner, sind just die Tageserzeugnisse von größtem Interesse. Ihr Urtheil ist ein wenig verwirrt worden nach dem vielen tollen Tanzen mit Strauß und Lanner. Die Kunst müsse vor allen Dingen populär sein, behaupten sie, und derjenigen Musik, die bereits am Tag nach ihrem ersten öffentlichen Vortrag auf den Lippen des Volkes (der Gassenjungen) liegt und sich in's Unendliche zu Märschen, Walzern und Galoppaden arrangiren und fricassiren läßt, schenken sie ihren höchsten Beifall. Es liegt Genie in diesen Melodien, heißt es, denn sie haben bei der Menge Anklang gefunden.

Was jetzt Lucie betrifft, so hat sie sowohl Lob als Tadel geerntet. Daß sie inzwischen wirklich ihre Verdienste besitzt, kann der unparteiische Beurtheiler daraus ersehen, daß sie im Verlauf von etwas mehr als zehn Jahren beinahe in ganz Europa die Runde gemacht hat. Aber man findet auch, daß sie sich nirgends zu behaupten vermochte, wenn sie nicht mit ausgezeichneten Talenten besetzt war. Allerdings erfordern alle Compositionen eine gute Aufführung, um Erfolg zu gewinnen; doch können sie mehr oder weniger davon abhängen, und einige verlieren sich gänzlich in den Händen der Mittelmäßigkeit. Das Werk, das einem guten Sänger oder einer guten Sängerin Veranlassung und Gelegenheit gibt, sein eigenes Genie zu entwickeln, besitzt schon dadurch ein Verdienst, und dieses Verdienst darf man billiger Weise der Lucie nicht streitig machen. Ueber ihr Glück in D. sollte dieser Abend entscheiden.

Die Ouvertüre war zu Ende. Der Vorhang ging auf. Die Jägerschaar gab ihren Chor. Von diesem Chor sagte Michael Lambert einmal in schlechter Laune:

„Er mag ganz schön sein; aber ein Jäger, der solche Lieder singt, schießt nicht viel Hasen.“

In der siebenten Scene trat Leopoldine (als Lucie) auf. Sie wurde mit einer gewaltigen Salve von Händegeklatsch willkommen geheißen. Einige Augenblicke wurde die Sängerin von ihren besten Erinnerungen überwältigt. Sie vergaß ihre Leiden und die Bedeutung dieser Stunde. Ein Anhauch von entflohenen Tagen fuhr erfrischend durch ihre Seele, belebend für Gefühl und Phantasie. Die Scene bei der Quelle ging gut und die schöne Cavatine: O daß wir Schwingen hätten! noch besser.

„Sie ist sich gleich geblieben,“ flüsterte es im Saal, „sie ist schwärmerisch, anziehend wie immer. Noch ist sie etwas schüchtern, das hört man, aber wartet nur, wenn sie einmal in ihrer Rolle wärmer wird, dann ist sie vortrefflich. Ja, ja, Manfred weiß wohl, was er thut.“ Und dabei applaudirte man.

Aber vielleicht war es Leopoldinens Unglück, daß sie ihre Zuhörer gar zu sehr an das erinnerte, was sie einmal gewesen war; ja es wäre ganz sicher besser gewesen, wenn diese Vergangenheit gänzlich in Vergessenheit gelegen hätte und man also während der Fortsetzung keine Vergleichungen hätte anstellen können. Denn diese fielen, das zeigte sich nur allzu bald, nicht zu ihrem Vortheil aus.

Ohne Zweifel hast Du, lieber Leser, manchmal, wenn Du ein Freund der Natur bist, an einem schönen Frühlingstag Dich von einer zierlichen Landschaft bezaubern lassen. Du schwelgtest darin, denn der Anblick war so einnehmend und Du sahst überall freundliche Verheißungen noch schönerer künftiger Tage.

Fröhlich dachtest Du: „Welch ein herrliches Paradies wird nicht hier entstehen, wenn die warme Sonne des Sommers dieser bereits so reichen Natur ihre volle Entwickelung gegeben hat!“ Aber als Du wiederkamst, war es bereits Herbst. Ueberall war es so öde, so verheert. Es war Dir, als stündest Du an einem Todtenbette. Alle Blumen waren verwelkt, kein Vogel wiegte

sich mehr in den abgelaubten Kronen der Bäume. Die Hoffnungen waren entschwunden und Du empfandest nur eine wehmüthige Sehnsucht. Eine ähnliche Sehnsucht wurde jetzt von Leopoldine in manchem Herzen hervorgerufen. Ach, die Arme, sie war über ihren Sommer hinweggehüpft; es war bereits Herbst in ihrer inneren Welt.

Einmal bei ihren ersten Tritten auf der Künstlerlaufbahn fällte sie über sich selbst ein Urtheil, das noch jetzt nichts von seiner Wahrheit verloren hatte. Nur in meiner eigenen Begeisterung gelingt es mir, die Herzen meiner Zuhörer mit mir zu reißen.

In diesen einfachen Worten liegt das ganze Geheimniß ihrer Begabung als Sängerin. Gewiß gibt es eine zahllose Menge von Musikern, welche der Kunst gänzlich unabhängig von ihren individuellen Neigungen dienen. Ja wie manchmal sind wir nicht von der Scene aus durch eine edle Rolle gerührt worden, die zu unserer vollen Zufriedenheit von einer in der Tiefe ihres Herzens ganz unmoralischen Person ausgeführt wurde, und wenn es uns möglich gewesen wäre, in des Sängers eigene Seele zu schauen, just in dem Augenblick, wo er uns in höheren Regionen zu schweben schien, so hätte es uns vielleicht unangenehm überrascht, in derselben den launigsten Gedanken, den niedrigsten Gefühlen zu begegnen. Aber solche Talente gehören einer ganz andern Natur an, als Leopoldine. Sie sind in einer gewissen Schule ausgebildet worden und bleiben ihr zugethan. Oft sind sie nur als eine Art von Instrumenten zu betrachten — höchst vortreffliche Instrumente, das muß man zugeben, die zuweilen mit erstaunlicher Fertigkeit und treffender Wahrheit eine Composition wiedergeben können, obschon ihre Herzen eigentlich keinen Theil daran haben; sie haben alle menschlichen Leidenschaften nachahmen gelernt, ohne daß ihre innere Ruhe dadurch auch nur einen einzigen Augenblick gestört wird.

Sie treten gleich dem Proteus der Mythe unter allen möglichen Gestalten auf; Freude, Liebe, Schmerz, Verzweiflung, Zorn, Haß, Alles liegt in Noten und Costümen vor ihnen . . . Bei Leopoldine dagegen war es, wie gesagt, ein ganz anderes Verhältniß. Wenn ihr Gesang einiges Leben erhalten sollte, so mußte sie selbst vollständig darin leben. Sie war kein Kind einer Schule, sondern nur der Eingebung ihres Genies und ihres Gefühls. Sie war nicht bloß eine ausübende, sondern auch eine selbstschaffende Künstlerin. Sie begnügte sich nicht bloß mit dem Wiedergeben, sie legte Vollendung in ihre Rolle. Sie folgte dem Weg, welchen der Componist und der Dichter ausgesteckt hatten; aber sie dichtete selbst unterwegs, und manche herrlich duftende Rose sprang aus dem trockenen Sand auf, manche frische Quellader rann aus dem harten Fels hervor.

Ja, solcher Art war Leopoldine in ihren schönen Frühlingstagen, als der Himmel sich noch in ihrer fleckenlosen Seele abspiegelte, als sie die Kunst nur um des Schönen willen und das Schöne nur als eine Offenbarung Gottes liebte. Solcher Art war sie zur Zeit, da ihr reines Gemüth nur für gute Inspirationen offen stand, als ihr reiches Herz nur von edlen Gefühlen erwärmt wurde. Aber die Welt störte die Harmonie in ihrer Brust. Die Wirklichkeit verscheuchte die Ideale und sie zog ihre Gedanken hinab in einen niedrigen, engeren Kreis. Der Götterfunke in ihrer Seele wurde von keiner sorgsamen Hand gepflegt, das Oel wurde von der Armuth des Lebens verzehrt, es wurde immer finsterer um sie her, und verwirrt durch falsche Irrlichter, fand sie den Fußpfad nicht mehr, der zum Heiligthum der Kunst führt.

Noch einmal vom Schicksal auf die Schaubühne geführt, glich sie jetzt einem Krieger mit zerbrochenem Schwerte, oder dem Freund Aladdin, nachdem er seiner Lampe beraubt worden. Bei jeder Scene wurde es ihr immer deutlicher, daß sie von ihrem Genius verlassen,

daß die Quellader der Poesie in ihrer Brust vertrocknet war. Gleichwohl hielt sie die Thränen zurück, womit sie sich selbst zu beweinen im Begriff stand. Das Verlangen, Glück zu machen, die Kunst als einen Nahrungszweig zu gebrauchen, reizte noch immer ihren Muth, und sie strengte alle ihre Kräfte an, um durch eine äußere Vollendung ihres Gesanges die geistige Armuth desselben zu bemänteln, um den Mangel an Gefühl durch gesuchte Effecte zu ersetzen. Aber damit warf sie sich auf ein Feld, worauf sie sich bisher noch nie versucht hatte. Als Bravoursängerin hatte sie unleugbar noch viel zu lernen.

Es ist jetzt nicht die Absicht, der Oper Schritt für Schritt zu folgen. Laßt uns nur einen flüchtigen Blick darauf werfen.

Edgar (der Liebhaber) wurde von einem offenbar sehr schwachen Talent gespielt. Von ihm hatte Leopoldine keine Hülfe zu erwarten, kein Feuer zu borgen. Der arme Tenorist, der zufällig etwas heiser war, konnte nur höchst unvollkommen sich selbst beleben, aber seiner Heldin keine Anregung geben. Daß ihre Liebe schon von Anfang an unglücklich sein soll, gehört zum Stück; aber es lag jetzt sowohl in der Liebe als im Unglück eine Mattigkeit, die keinen guten Effect machte. Beim Ringwechseln meinte man der Abschließung einer Verstandesheirath anzuwohnen, und der langgedehnte Abschied erschien Jedem mehr langweilig als betrübt; man fand, und zwar mit Recht, daß sie allzu viel Wesen aus einem Gefühl machten, das so offenbar gar nicht vorhanden war.

„Arme Leopoldine," sagte man am Schluß des ersten Aktes, „sie ist mit ihrer Liebe ganz schlecht gefahren. Es ist ja ganz unmöglich, sich in einen solchen heiseren und kranken Menschen herzlich zu verlieben. Statt all dieser zärtlichen Abschiedsworte hätte sie ihm eine Tasse Fliederthee vorsetzen sollen, bevor er sich auf seine lange Reise begab."

Das fröhliche Lachen, das auf diese Bemerkung folgte, war nicht so übel gemeint, prophezeite aber nichts Gutes für die Zukunft, denn wenn man einmal angefangen hat, das Tragische komisch zu finden, so hält es gewöhnlich äußerst schwer, die Illusion wieder zu gewinnen.

Beim zweiten Akt wurde das Interesse des Publikums wieder einigermaßen gesteigert. Die Scene zwischen Lucie und Aston, ihrem grausamen Bruder, ermangelte der Lebendigkeit nicht. Leopoldine hatte einige gute Augenblicke, die sämmtlich von den Zuschauern mit Bereitwilligkeit anerkannt wurden. Minder glücklich war sie als Braut. Es war schwer, die Motive zu begreifen, die sie veranlassen konnten, den Ehekontrakt zu unterzeichnen, und die widerstreitenden Gefühle, deren Raub sie dabei war oder richtiger hätte sein sollen. Als hierauf der trotz aller Verleumdung getreue Edgar so unvermuthet als ungebetener Gast mitten in der Hochzeit auftrat (leider mit demselben Katarrh, den er auf die Reise mitgenommen hatte), da wurden ihre Motive noch undeutlicher, und wenn sie auch klagte, so hatte ihr Leiden doch nicht die Tiefe, die einen herannahenden Wahnwitz verkündet. Man sah, daß sie litt, aber man konnte durchaus nicht vermuthen, daß dieser Schmerz ihren Verstand zerriß. Auch ihre wohlwollendsten Gönner mußten darüber klagen, daß die Sängerin sich nicht innig genug in ihre Rolle hineingelebt habe.

Als Einleitung zu dem dritten Akt hatte man, um der traurigen Hochzeit einige Munterkeit zu geben, ein Ballet für das Bauernvolk arrangirt. Die Direction hatte dieß mit besonderer Absicht auf Signora Parisina gethan, die als schottisches Bauernmädchen in einem Solo auftrat, in einem Nationaltanz von dem gewöhnlichen Schlag, der immer nach den Umständen wechselt.

Wie Leopoldine, wurde auch Parisina lebhaft bewillkommt, aber sie ergriff begieriger als die Sängerin die Gelegenheit, ihre Erkenntlichkeit zu beweisen. Sie

trat bis an den Rand vor, sie nickte nach Rechts, nickte nach Links, sie drückte die Hände auf ihr Herz, als wollte sie die Schläge desselben zum Schweigen bringen, sie breitete die Arme wieder aus, ganz wie zu einer Umarmung, und sie verdolmetschte ihre innige Freude über das Wiedersehen mit Blicken und lächelnden Mienen. Diese Pantomime war bezaubernd, und es wäre schwer, alle die Herzen zu zählen, die sich dadurch sogleich zu ihrem Vortheil bestechen ließen. Dieß erforderte einen augenblicklichen Lohn von Seiten des Publikums, und ein solcher blieb nicht aus. Man lärmte schrecklich, so daß man kaum noch Kräfte übrig behielt, um ihren Tanz zu belohnen. Der schottische Nationaltanz ging glücklich von Statten. Die Signora that ihr Bestes. Für ihre Kunst brauchte sie nur die physischen Kräfte aufzubieten, und diese gewannen neue Stärke bei dem Gedanken an die bedeutungsvolle Wichtigkeit der Stunde. Vorsichtig vermied sie alle solche choreographischen Schwierigkeiten, die möglicherweise hätten zeigen können, wie viel sie an jugendlicher Luftigkeit und Elasticität verloren hatte. Dagegen wußte sie mit schlauer Berechnung die Mittel anzuwenden, über welche sie noch in vollem Maß verfügen konnte. Ihre Attituden und Bewegungen wurden dadurch eine verführerische Koketterie der Wollust mit der bezaubernden Grazie der Unschuld. Ein Rausch bemächtigte sich der Gemüther, wenn man sie sah, und gewiß ist, daß die Menge der Zuschauer sich selbst die Mittel nicht klar machte, die sie aufbot, um ihre Bewunderung zu erzwingen, ebenso auch nicht das Unedle und eben deßhalb auch Unschöne in dem Genuß, den sie ihnen bereitete. Die banale Bemerkung: „sie tanzt wie ein kleiner Satan,“ enthielt wirklich mehr Wahrheit, als man in seinem Taumel einsah.

Nachdem die Gefühle des Publikums auf diese Art in Wallung gebracht und die Gemüther durch die Künste

der Tänzerin angefeuert waren, mußte es für Leopoldine noch schwerer werden, sich einige Sympathien zu gewinnen. Und gleichwohl blieb noch ihre große Schlußscene übrig, diejenige, von welcher ihr Urtheil eigentlich abhängen sollte. Sie wußte das. In einigen wenigen Augenblicken sollte ihr Schicksal entschieden sein. Es war ihr, als schwebte ein Schwert über ihrem Haupte.

Nachdem Raimond, die einzige ehrliche Seele im ganzen Stück, schnaubend erzählt, daß Lucie im Brautgemach ihren Gemahl ermordet habe, sang er:

„Sie kommt, das arme, schwer gedrückte Opfer!"

In diesem Augenblick erschien die jetzt wahnsinnige Lucie, bleich und stierend, mit blutigem Gewand und den Dolch in der Hand. Man muß sich bei dieser Erscheinung unwillkürlich entsetzen. Leopoldinen's Verwirrung war so natürlich. Sie rührte manches Herz und die Wagschale neigte sich noch einmal zu ihrem Vortheil. Der Ausdruck in ihrem Gesang war gelungen, und es lag Wahrheit in ihrem Spiel, als sie mit abgebrochenen, unklaren Sätzen die Erinnerung an ihre Liebe in ihr Verbrechen vermengte, als sie, wie einen Augenblick von blutigen Gespenstern erschreckt, die ihre Phantasie hervorrief, unmittelbar darauf ihr Schicksal als Edgar's Braut pries. Aber die Scene ist lang. Sie konnte ihre Gedanken nicht fortwährend bei ihrer Rolle festhalten, sie vergaß Lucie wieder über sich selbst. Bald war jetzt alle Exaltation geschwunden, und der Gesang wurde farblos und matt. Die Schwärmerei, die zu dem Wahnwitz und der unglücklichen Mörderin gehört, besaß keine poetische Inspiration mehr; was man hörte und sah, war eher unheimlich als tragisch schön.

Der Auftritt zwischen ihr und Aston mißlang schon von Anfang an. Sie fand es selbst gar zu deutlich und wurde aus Furcht noch schwankender und unsicherer. Die Situation, die gut ausgedacht ist, macht indeß

Anspruch auf ein großes Talent. Lucie mußte in dem verhaßten Bruder ihren Geliebten zu sehen glauben, aber auf eimal wird sie auf's Neue von der ganzen bodenlosen Tiefe ihres Elends erfaßt, ihr Schmerz erreicht seinen Höhepunkt und geht endlich in eine liebliche Verkündigung des bald herannahenden Todes und des Friedens droben über den Sternen über.

Im Augenblick, ehe Leopoldine diesen ihren Schwanengesang anstimmen sollte, der, genial aufgefaßt und aufgeführt, schon so manchmal bewiesen hat, daß er einen ergreifenden Effect besitzt, warf sie einen Blick zwischen die Coulissen. Sie sah da Maximilian, der ein Raub des heftigsten Schmerzes war; alle seine Hoffnungen hatten bereits Schiffbruch gelitten, das stand deutlich in seinen durch die Verzweiflung entstellten Gesichtszügen zu lesen.

Dieser Anblick raubte der armen Sängerin ihre letzte Fassung. Sie wußte selbst nicht, was sie sang, ihre Stimme folgte nur mechanisch der Leitung des Orchesters. Endlich wurde sie gänzlich verwirrt, beging einen Fehler nach dem andern, und ihre letzte Strophe: Mutter, du rufst mich, ich fliehe zu dir! flog in falschen, unpassenden Tönen durch den Saal.

Noch eine gute Weile, nachdem der Vorhang gefallen war, herrschte ein vollständiges Stillschweigen unter den Zuhörern. Man schien Mitleid mit dem früheren Günstling zu empfinden, und Niemand hatte das Herz, den ersten Stein zu werfen, wie man sagt. Aber ein sehr wohlmeinender Freund der Sängerin ließ sich durch diese Nachsicht bis zur Kühnheit ermuntern und begann einen Applaus zu wagen. Er hatte bald Ursache, es zu bereuen. Die vereinzelte Beifallsäußerung wurde mit einem scharfen Pfiff vom Parterre her erwiedert. Jetzt war das Signal zum Ausbruch einer allgemeineren Mißbilligung gegeben. Bald darauf hörte man von mehreren Seiten her anhaltende Pfiffe, das matte Händegeklatsch wurde gänzlich überstimmt. Die

Unart mischte sich auch in's Spiel, und in den höheren Regionen besonders entwickelte sich eine erstaunliche Virtuosität auf den Schlüsselrohren. Es wurde mehrmals ernstlich Schweigen geboten, bevor die Ordnung wieder hergestellt werden konnte. Die Niederlage war vollständig.

Mit Lucie findet, wie man weiß, das eigenthümliche Verhältniß statt, daß sie gewissermaßen nach ihrem Tod noch einen Act hat. Das heißt, die Oper geht fort, obgleich die Braut von Lammermoor in eine andere Welt übergegangen ist. Dieser Act ist, wie es sich gebührt in einen Kirchhof verlegt, aber es ist klar, daß das Publikum, nachdem es die Bestattung der Heldin mit Zischen und Pfeifen gefeiert hat, nicht geneigt ist, jenseits des Grabes den Componisten noch mit seinem Beifall zu beglücken. In D. ist Lucie nie mehr als dieses zweite Mal aufgeführt worden, gleichwohl habe ich keinen Anlaß zu einer Vermuthung, daß der geniale Cajetan Donizetti aus Gram darüber zuletzt selbst seinen Verstand verloren habe.

Die Vorstellung des Abends wurde mit einem Bolero beschlossen, welchen Signora Parisina tanzte. Dieser Tanz machte viel Glück. Zum ersten Mal am ganzen Abend hörte man jetzt den belebenden Zuruf Dacapo. Niemand konnte bereitwilliger sein, als die Signora, diesem allgemeinen Wunsch entgegenzukommen, und Graf Manfred, welcher sich tief über das Unglück grämte, das heute Abend sein Theater getroffen hatte, bekam jetzt endlich eine schmerzlich ersehnte Freude zu genießen, als er hörte, wie die alten Mauern einmal um's andere von einem orkanartigen Beifallssturm erschüttert wurden.

Ende gut Alles gut, dachte er, und das Publikum schien diese Ansicht zu theilen. Nach beendigter Vorstellung sah man im Foyer nichts als fröhliche und zufriedene Gesichter. Ueber die ausgepfiffene Sängerin wurde nur der eine und der andere lustige Scherz zum

Besten gegeben, aber tausend Lippen bewegten sich zum Ruhm der Tänzerin.

„Welche Anmuth! ... welche Geschmeidigkeit! ... welche Augen! ... welche Beine! ...“ dergleichen Ausrufungen hörte man von allen Seiten.

Leopoldine war inzwischen mit ihrem Mann nach Hause zurückgekehrt. Als sie jetzt allein beisammen waren und ungestört ihr Unglück in Betracht ziehen konnten, welch’ eine Stunde des Schmerzes! ... Doch nein, nicht bloß eine Stunde; wohin sie ihre Blicke wandten, trat ihnen überall eine ganze Zukunft voll Sorgen, Schimpf und Bekümmernissen entgegen.

„Verzeihe mir,“ stammelte Leopoldine, „ich habe gethan, was ich konnte, aber es war, wie ich fürchtete, mein Genius hat mich verlassen ... Verzeih’ mir, Maximilian, und liebe mich dennoch.“

Aber von ihm selbst hatte sie keinen Trost zu erwarten.

„Ich bin der Verbrecher,“ antwortete er mit bitterem Selbstvorwurf, „ich, ich selbst bin es, der unser Unglück geschaffen hat ... wir müssen fliehen, wir müssen fort von hier; aber wohin? ... Ach, auf der ganzen weiten Welt werden wir keine friedliche Wohnstätte mehr finden. Leopoldine, Du hast volles Recht, die Stunde zu verfluchen, wo Du mir Dein Herz schenktest.“

Bei Charakteren, wie Maximilian, mischt sich in alle Gemüthserschütterungen eine gewisse Portion Leichtsinn. Solche Personen können trotzig und kühn sein, sie können ihre ganze Zuversicht auf einen Strohhalm setzen und noch jubelnd am Rande eines Abgrundes tanzen. Aber wenn ein wirkliches Unglück sie trifft, da verlieren sie leicht den Muth und stehen rathlos in ihrer Bestürzung da, bis sie endlich auch im Unglück

leichtsinnig werden. Dagegen gibt es andere Naturen, die sich langsamer zum Kampfe rüsten, aber wenn sie die Arena einmal betreten haben, auch in der Stunde der Gefahr ihre Fassung beibehalten. Und obschon man nicht ohne Grund gegen die Beharrlichkeit des Weibes im Allgemeinen strenge Bemerkungen macht, so geschieht es doch noch heutigen Tags, daß, wenn der Mann, dieser geborene Held, vor einem bitteren Schicksal zurückschaudert, die Frau ruhig, wie einst Arria im Gefängniß ihres Mannes, dasteht, sich den Dolch in's Herz bohrt und aufmunternd sagt:

„Siehst Du, es thut nicht so weh.“

Etwas von dieser Beherztheit schwellte jetzt auch Leopoldinen's Brust.

Eine Stunde nach ihrer Heimkehr erhielt sie einen Brief. Er war von Michael Lambert . . . der Alte schrieb:

„Armes Kind!

„Welchen Kummer hast Du mir nicht bereitet! . . . Was ich in diesem Augenblick empfand, kannst Du nicht begreifen; es ist Zorn, es ist Verachtung, es ist Liebe und Schmerz . . . Meine finsteren Ahnungen haben eine traurige Erfüllung gefunden. Maximilian hat jetzt, nachdem er seine eigenen guten Gaben mit Füßen getreten, auch Deine einst so reiche Seele ausgeplündert. Auch Du wurdest ein Opfer der Verwirrung Deines Herzens, Du besaßest nicht die Kraft, eine Entsagung zu wagen, um ein großes Ziel zu erreichen. Nichts ist gewöhnlicher hier im Leben; Du wurdest Deinem Beruf untreu und Deine Strafe ist verdient. Schiebe die Schuld nicht auf zufälliges Mißgeschick; glaube nicht, daß Intriguen Deinen Fall bereitet haben. Nein, der Fehler liegt ganz allein an Dir selbst, an Deiner Schwachheit für die Verlockungen der Welt, an der Verwirrung Deines Herzens in Bezug auf das, was unser bestes Glück ausmacht. Dein Auftreten heute Abend war eine Beleidigung gegen die Kunst; Du hast Dir

eine ewige Sünde gegen das Wahre und Schöne zu Schulden kommen lassen. Du wolltest einem Gott dienen, nachdem Du Dich an den Mammon verkauft hattest, nachdem Du die Sclavin der Welt geworden warst. Das Publikum hat so eben ein hartes, aber gerechtes Urtheil über Dich gefällt. Ahnst Du wohl, von welchen Lippen der erste Pfiff ertönte? .... Leopoldine, er kam von den meinigen. Hörst Du, Kind, ich war es, der Dich aus der Welt der Kunst in die Verbannung hinaustrieb.

„Ach, ich möchte ganz so streng sein, wie ich es in diesem Augenblick sein konnte, aber in meiner alten Brust erhebt sich noch eine bittende Stimme für Dich. Ich habe nicht das Herz, mich kalt von Deinem Unglück abzuwenden. Eine verführerische Hoffnung spielt wie ein liebenswürdiges Kind mit meinen in Trauer versenkten Gefühlen. Komm, Leopoldine, noch ist es vielleicht Zeit für Dich, auf Deinen rechten Weg zurückzukehren, noch einmal wird vielleicht Dein Genie den Staub von seinen Flügeln zu schütteln vermögen, noch einmal wird vielleicht Dein Schönheitsgefühl durch eine veredelte Liebe zur Kunst geläutert werden; der Funke ist noch nicht erloschen, das will ich glauben, er glüht, obwohl unter der Asche verborgen. Eile, zerbrich die Ketten, die Dich binden, reiß Dich von Maximilian los und komm zu mir. Ja, Leopoldine, komm, wenn auch nur um Deine Fehltritte zu beweinen, um dereinst mit Gewissensfrieden sterben zu können.

„Ich hätte Dir dieses Alles gern mündlich sagen mögen, aber ich bin meiner Kräfte ungewiß; ich glaube, nicht Ruhe, nicht Muth genug zu besitzen zu einem Wiedersehen mit meinen Kindern.“

Diese Zeilen wurden von heißen Thränen aus Leopoldinen's Augen befeuchtet. Sie war gerührt von der Zärtlichkeit und dem Leiden, die sich auch in den strengen Vorwürfen verriethen. Aber sie bedurfte keiner langen Ueberlegung, um ihren Entschluß zu fassen.

Mit Michael's eigenem Briefträger schickte sie ihre Antwort. Sie war kurz und lautete:

„Vater!

„Bitte Gott um die Kraft, mich zu vergessen. Laß die Zeit, da wir beisammen lebten, nur als einen schönen Traum vor Deiner Erinnerung stehen. Gib Dich Deinen Phantasien über die Kunst hin, erfreue Dich an allem Schönen, was sich noch im Leben vorfindet. Aber fliegt gleichwohl Dein Gedanke in einer betrübten Stunde einmal zu Deinem Sohn und zu derjenigen zurück, welche einst der Liebling Deiner Hoffnungen gewesen, ach, so lausche auch dem milden Gesang des Engels der Versöhnung, der in Deinem Herzen wohnt.

„Es ist finster um mich her, und ich weiß nicht, was mein zukünftiges Schicksal in sich schließt. Daß ich meiner Bestimmung untreu geworden, kann ich nicht leugnen, und am wenigsten mir selbst gegenüber. Ich beuge unterwürfig mein Haupt vor dem harten Richterspruch. Aber was ich als Künstlerin verbrochen habe, will ich als Gattin wieder gut zu machen suchen. Ich will mich wenigstens keiner doppelten Untreue schuldig machen. Kein Unglück verjagt mich von Maximilian's Seite; ihm gehört mein ganzes noch übriges Leben."

Indem ich von meinem Autorenvorrecht, durch verschlossene Thüren einzutreten, Gebrauch mache, begebe ich mich jetzt ganz dreist in Signora Parisina's Schlafzimmer. Hier bei ihr, die so eben bei dem Publikum Glück gemacht hat, die so eben applaudirt und gepriesen worden ist, hier, wenn irgendwo, muß doch wohl Glück und Zufriedenheit zu finden sein?

Die Tänzerin saß gedankenvoll in einer Sophaecke; sie fühlte sich müde von ihren Anstrengungen, war aber gleichwohl zu unruhig, um den Frieden des Schlafes

genießen zu können. Nun ja, die Freude ist so gut wie der Kummer ein Feind des Schlafes. Sie war jetzt sicherlich sehr vergnügt? ...

Ach nein, Parisina war, das ist ein charakteristischer Zug, beinahe niemals vergnügt, wenn sie sich allein befand, und die Gedanken, die sie in dieser Stunde beschäftigten, trugen eine sehr düstere Farbe. Das Glück verlor für sie den größten Theil seiner Süßigkeit dadurch, daß sie immer unzufrieden war. Kaum hatte sie einen Erfolg gewonnen, so verlangte sie auch schon mit übertriebenen Forderungen einen neuen, und ihre Triumphe erschienen ihr immer zu klein. Das Unglück, das den letzteren Theil ihrer öffentlichen Laufbahn weniger angenehm gemacht, hätte sie zur Dankbarkeit für das Glück stimmen müssen, das sich ihr jetzt wieder darbot. Aber dieß war nicht der Fall. Alle Demuth war bereits verschwunden. Sie maß ihren Sieg nach dem alten Maß, und dieses erschien ihr jetzt bei Weitem nicht zureichend. Da sie von ihrer Kindheit auf genöthigt gewesen war, ihr Publikum genau zu beobachten, so hatte sie sich in dieser Beziehung ein ungewöhnliches Feingefühl erworben, und sie wußte gewöhnlich weit besser, als die Zuschauer selbst, welchen Umständen sie ihren Enthusiasmus zuzuschreiben hatte. Ganz D. war der Meinung, daß sie diesen Abend einen großen Erfolg gewonnen habe; sie selbst huldigte einer entgegengesetzten Meinung.

„Das ist noch lange nicht genug; das ist noch keine feste Grundlage,“ sagte sie zu sich selbst ... „Ich meine, die Menschen werden mit jedem Jahre matter, sowohl in ihren Gefühlen als in ihren Fingern. Es *liegt* jetzt gar zu viel Besonnenheit in dem Entzücken und gar zu wenig Kraft in dem Händegeklatsche.“

Indem sie ihre Betrachtungen in dieser Richtung fortsetzte, wurde sie immer trauriger und kam zuletzt zu dem für ihre ganze Existenz zermalmenden Resultat, daß ihre besten Tage für immer verschwunden, ihre reich-

sten Lorbeeren bereits eingeerntet seien. Vielleicht besser als irgend Jemand fühlte sie, daß ihre Kunst und ihre Schönheit immer in so nahem Zusammenhang mit einander gestanden, daß sie als unzertrennlich betrachtet werden konnten. Die Widerwärtigkeiten auf der Künstlerlaufbahn wurden daher ein unzweideutiger Beweis dafür, daß auch ihre Schönheit im Rückzug begriffen war. Sie erschrack vor der unheimlichen Zukunft, die sich dabei vor ihren Gedanken entwickelte. Sie sah sich eines Tags von demselben Schicksal ergriffen, das so eben Leopoldine getroffen hatte. Noch mehr, sie sah den Bankerott ihrer eigenen Schönheit. Ach, was konnte also ihr noch übriges Leben anders werden, als ein unaufhaltsamer Fall? Von der Höhe, auf der sie sich noch behauptete, gähnte ihr ein Abgrund des Elends entgegen. Wie schnell konnte sie nicht denselben hinabgleiten! Was an dem einen Tag nur ein Fehltritt genannt wird, heißt am andern ein Laster.

Bei dieser Auffassung ihrer mißlichen Stellung wurde es ihr klar, daß sie sich auf einem Punkt befand, wo ein entscheidender Bruch geschehen mußte, wo ihre Rettung nur von einem ganz neuen Lebensplan abhing. Darüber nachgrübelnd flogen ihre Gedanken weit umher, blieben jedoch immer bei dem Grafen Manfred stehen.

Es wäre schwer, die Beschaffenheit des Gefühls näher zu bestimmen, das sie an diesen Mann festknüpfte. Man könnte es Liebe nennen, die unter die Vormundschaft des Eigennutzes gestellt worden, eine Liebe, die, beständig dadurch verletzt, daß sie keine Erwiederung fand, beständig auf Rache lauerte und zu gleicher Zeit Zärtlichkeit und Erbitterung athmete. Als Parisina ihm in höherem Grad als irgend einem Andern ihre Gunst geschenkt hatte, war dieß mit einer gewissen Procentberechnung geschehen. Sie glaubte nämlich, daß seine Protection als Theaterdirector ihr vollen Ersatz für ihr Opfer geben würde, aber auch hierin hatte sie

sich getäuscht. Der Graf stand auf seinem Platz ebenso unsicher, wie sie auf dem ihrigen, und einer der Bekannten der Signora, den sie mit Recht als wohlunterrichtet betrachten durfte, hatte ihr, als sie neulich das Theater verließ, in's Ohr geflüstert, Graf Manfred's Entlassung sei unwiderruflich beschlossen in demselben Augenblick, wo eine Auspfeifung in der königlichen Oper stattfände, und Leopoldinen's Fall werde den seinigen mit sich ziehen.

Nachdem sie lange ängstlich zwischen verschiedenen Plänen geschwankt, sah man endlich an dem bestimmten Ausdruck in ihren Zügen, daß sie einen entscheidenden Entschluß gefaßt hatte. Sie richtete sich auf und ihre ganze Haltung deutete jenen Muth der Verzweiflung, jene Verwegenheit an, welche dem Spieler angehört, wenn er sein letztes Geld auf eine einzige Karte wirft.

„Ich lasse ihn nicht los," sagte sie, „ich habe ihn in meinen Netzen, und da soll er bleiben! ... Graf Manfred ist nicht mehr Theaterdirector, das mag sein, aber er ist jedenfalls ein reicher Mann, und er soll erfahren, was es heißen will, von einem Weibe meiner Art geliebt zu werden."

Die Signora schien sich über ihre eigene Kraft in diesem Vorsatze zu freuen, aber die Freude erstarb in einem qualvollen Seufzer, als sie näher betrachtete, was der gefaßte Beschluß für sie in sich schloß, als sie all' die Anstrengungen, all' die List, all' die Heuchelei zusammenrechnete, die ihre neuen Pläne in Anspruch nahmen.

Die vielgepriesene Tänzerin hatte also kaum eine ruhigere Nacht, als die ausgepfiffene Sängerin.

XXX.

Schlußscene.

> Man muß gestehen, diese ehrlichen Leute sind selbst die Schmiede ihres Schicksals gewesen.
>
> Picard.

Wenn der geneigte Leser — der ungeneigte hat mich sicherlich schon lange verlassen — wünschen sollte, die Personen noch einmal zu sehen, welche die Hauptrolle in dieser Erzählung gehabt haben, so erlaube ich mir den Vorschlag, über volle fünf Jahre wegzuspringen und mit Courierpost der Phantasie auf's Neue eine Reise zu unternehmen.

Wir verfügen uns nach Berlin, und wo könnten wir da eine bessere Unterkunft finden, als in dem prächtigen Hôtel du Nord unter den Linden? ... Wir treten zuerst in den vornehmsten Stock eine Treppe hoch.

Hier in einem so prachtvoll dekorirten und möblirten Gemach, daß man vor fünfzig Jahren nur in fürstlichen Palästen ähnliche fand, sehen wir eine Scene, die mit der Eleganz umher schlecht übereinstimmt, nämlich einen ehelichen Zank.

An einem der Fenster sitzt eine Dame, noch schön, obschon etwas abgeblüht. Ihre Stellung ist höchst gleichgültig. Halb liegend in einer Causeuse, hat sie die Füße auf einen Schemel geworfen. Ihre Kleidung ist in Unordnung. Wahrscheinlich ist sie so eben von einer Promenade zurückgekommen, denn sie hat den Hut noch auf dem Kopf, Shawl, Handschuhe und Nastuch liegen auf dem Boden umher zerstreut.

Ein Stück davon steht ihr Mann, eine stattliche Person mit Zügen, die man langweilig genug vornehme Züge nennt. Diese sind jedoch für den Augen-

blick durch einen aufflammenden Zorn bedeutend entstellt. Auch er hat den Hut auf dem Kopf und hält einen Stock in seiner Hand.

Der Wortwechsel ist lebhaft.

„Du bist ein verächtliches Weib, Parisina.“

„Und Du, Manfred, ein abscheulicher Mann.“

„Ein Weib ohne Sitten!“

„Ein Mann ohne Ehre!“

„Ohne Tugend!“

„Ohne Herz!“

„Eine Courtisane!“

„Ein Tyrann!“

„Ich hätte gute Lust . . .“ (droht mit dem Stock.)

„Versuch's einmal! . . . (ergreift ein Kissen und ist bereit es ihm in's Gesicht zu werfen.)

„Deine Aufführung, Parisina, ist ein Schimpf für meinen Namen.“

„Und der Deinige eine Schande für das ganze männliche Geschlecht.“

„Hast Du nicht so eben . . .“

„Was habe ich?“

„Ja, Du hast auf einer öffentlichen Promenade durch Deine Mienen und Geberden die Aufmerksamkeit all dieser Tagdiebe auf Dich gelockt. Und dieser lange Offizier da, der uns beständig verfolgt, glaubst Du, ich habe die geheimnißvollen Blicke nicht gesehen, die ihr mit einander wechseltet? glaubst Du, ich begreife nicht, was solche Blicke bedeuten? . . . Du vergissest beständig, daß Du Gräfin bist, und obschon Du nicht mehr tanzest, so sitzt Dir doch die Tänzerei noch immer im Herzen. Du willst mich zu einem Gespötte für alle Welt machen. Wohin wir uns wenden, überall bist Du dieselbe leichtsinnige Kokette, und gleichwohl habe ich Dir schon hundertmal verboten, jungen Männern Deine Aufmerksamkeit zu schenken.“

„Hahaha! jetzt muß ich lachen. Was kann lächerlicher sein, als diese beständige Eifersucht?“

„Wie kannst Du verlangen, daß man einem Weib, wie Du bist, glauben soll?“

„Man könnte sich beinahe einbilden, Du liebest mich.“

„Schmeichle Dir nicht mit einem solchen Glauben.“

„O nein, Manfred, ich kenne Dich wohl. Nicht die Liebe ist es, die Dich eifersüchtig macht, sondern die Eitelkeit. Du willst den Leuten weiß machen, daß ich Dich vergöttere, daß ich, gegen die ganze übrige Welt vollkommen gleichgültig, für Dich allein lebe. Und deßhalb bewachst Du mich, wie wenn ich eine Gefangene wäre, und Du zerstörst alle meine Vergnügungen und machst mir das Leben unerträglich . . . So eben erst auf der Promenade z. B., just als es anfing am lebhaftesten zu werden, als man mich zu bemerken begann, just da zogest Du mich weg und kniffest mich in Deinem Zorn so derb in den Arm, daß es mich noch jetzt schmerzt . . . Habe ich nicht alles Recht Dich zu verabscheuen?“

„Und dieß ist der Lohn für alle meine Opfer? die Erde trägt kein undankbareres Weib, als Du bist.“

„Immer dieselben Ansprüche auf Dankbarkeit. Ich sollte Dir wohl, meinst Du, wenigstens einmal in der Stunde die Hand dafür küssen, daß Du in Gnaden geruht hast, mich zu Deiner Frau zu machen. Nein, mein Herr, so einfältig werde ich nie sein. Wenn Sie eine Thorheit begingen, indem Sie mir Ihre Hand schenkten, so haben Sie die Schuld lediglich sich selbst zuzuschreiben.“

„Und niemals werde ich mir diese Thorheit verzeihen können. Ich war einst ein glücklicher, angesehener Mann, beneidet von Allen; aber ein unseliges Schicksal führte Dich in meinen Weg. Du hingest Dich an mich fest, Du hattest mein Verderben geschworen und mit teuflischer List wußtest Du Deinen Plan zu vollführen. Von Dir verlockt, verleitet, beging ich eine Narrheit um die andere. Grausam verunglimpft, be-

schloß meine unglückliche Frau endlich ihr trauriges Dasein, und als Du nachher meinen Sinnenrausch auf eine Höhe triebest, die Wahnsinn war, verleitetest Du mich durch die hinterlistigsten Intriguen, daß ich Dir in einem Augenblick unverzeihlicher Schwachheit meine Hand schenkte. Wie bin ich nicht seit dieser Zeit ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung geworden! Meine Familie will mich nicht mehr anerkennen. Alle meine Bekannte kehren mir den Rücken. Ich habe keine Freude mehr in meiner Heimath, sondern muß wie ein Flüchtling in der Welt umherirren. Immer geht mir jedoch die Fama voraus. Ueberall finde ich jetzt die Gesellschaftskreise, denen ich durch meine Geburt angehöre, verschlossen, und an Deiner Seite, Parisina, habe ich auch nicht einen einzigen friedlichen Augenblick. Auch Du complottirst gegen mich und drohst das Maß meiner Erniedrigung voll zu machen."

„Das Gemälde ist nicht ohne Effekt, das muß ich zugeben. Aber ich könnte daneben ein Pendant ganz in demselben Genre aufhängen, das Gemälde meines eigenen Lebens ... Du sprichst von Geburt, aber was wollen wohl alle Deine Ahnen besagen gegen meinen Künstlerruf? Der Name Signora Parisina war einst in der ganzen Welt besser bekannt, als der Name des Grafen Manfred es jemals werden wird. Aber Du raubtest mir mein Herz. Dir zu Liebe stieg ich von meinem Herrscherthron herab und übergab meine Freiheit in Deine Hand. Womit hast Du wohl diese kostbaren Opfer vergolten? Hast Du mir auch nur einen Augenblick eine wahre und ehrliche Ergebenheit geschenkt! Und der vornehme Rang, den Du mir gegeben, hat er etwas Anderes, als Verleumdungen mit sich geführt? Als Tänzerin habe ich sogar Fürsten zu meinen Füßen gesehen, aber als Deine Gattin ernte ich nur Verachtung von diesen hochmüthigen Pinseln, die Du Deines Gleichen nennst, während Du selbst mir jeden kleinen Triumph

mißgönnest, der meiner weiblichen Natur noch schmeicheln könnte."

„Sie vergessen, Parisina, daß Ihr Talent bereits im Verfall war, als Sie, wie es jetzt heißt, mir zu Liebe das Theater verließen?"

„Ich kann mich auch nicht erinnern, daß ich Sie erzählen hörte, daß Sie bereits als Theaterdirektor verabschiedet und Ihres unmoralischen Wandels wegen für immer am Hof in Ungnade gefallen waren, bevor Sie mich mit Ihrer Hand beehrten."

„Höre, Parisina, hast Du die wohlbekannten Abschiedsworte gehört, welche die Königin Christine von Spanien zu dem Wagnersohne Espartero sagte? . . . Ich habe Dir Alles gegeben, Espartero, sagte sie, ich habe Dich zum Grafen, zum Siegesherzog, zum Granden von Spanien gemacht, aber Etwas habe ich nicht aus Dir machen können — einen Edelmann! . . . Ich möchte mich im selben Geiste gegen Dich aussprechen. Ich habe Dir Alles gegeben, Parisina, ich habe Dich reich, habe Dich zur Frau eines vornehmen Mannes gemacht, ich habe Dir einen glänzenden Namen, eine Grafenkrone gegeben; aber Etwas habe ich nie aus Dir machen können — ein ehrbares Weib."

Parisina, die inzwischen ihre Blicke auf die Straße hinab gerichtet hatte, winkte jetzt mit der Hand ihrem Manne, näher an's Fenster zu treten.

„Komm hieher, Manfred," sagte sie. „Siehst Du den armen Arbeiter dort und die Frau, die sicherlich sein Weib ist, wie sie da ihre Lasten niedergelegt haben und unter dem Baum uns gerade gegenüber ausruhen. Merke, wie unverwandt sie dieses Fenster betrachten. Sie sehen diese kostbaren Gardinen von Sammet und Spitzen, sie sehen die Blumen, die vor den Fenstern prangen, sie sehen mich in diesem glänzenden Aufzug, diesen funkelnden Kleinodien; und endlich Dich hier an meiner Seite. Was glaubst Du wohl, daß sie in diesem Augenblick denken? ... Ja, Manfred, sie halten unser

Loos für beneidenswerth; sie glauben, daß wir, die wir all diesen Luxus besitzen, Nichts mehr zu wünschen haben, daß unser Leben nur Freude und Genuß sei. Ach, wer so glücklich wäre! denken sie."

Schweigsam betrachtete die gräfliche Herrschaft die Arbeiterfamilie unten auf der Straße. Nach einer Weile wurden die niedergelegten Lasten wieder aufgenommen. Der Mann trug eine bedeutende Last, aber als er sich bereits in Gang gesetzt hatte, schien er Mitleid mit den allzu sehr gedrückten Schultern seiner Frau zu empfinden, und er nahm ihr noch einen weiteren Theil ab. Darauf setzten sie ihren Weg fort. Er schien stolz auf seine Stärke, und sie, die hinter ihm ging, suchte mit der einen Hand unbemerkt seine Mühe zu erleichtern.

Ich weiß nicht, welchen Eindruck dieser Zug einfacher Herzlichkeit auf die Ehegatten im Fenster machte, aber sie schienen einige Bedeutung daran zu knüpfen; denn sie seufzten Beide sehr schwer. Vielleicht empfanden sie auch ein Gefühl des Neides, einen Wunsch, mit derselben Einigkeit die Lasten ihres Lebens tragen zu können.

Der Zank war inzwischen für dießmal aus.

Die Wohnung eine Treppe höher, ist nicht minder behaglich, obschon nicht vollkommen so luxuriös.

In einem großen, hellen und heiteren Zimmer treffen wir eine kleine Gesellschaft von drei Personen; zwei Damen und einen Herrn.

Die beiden Erstgenannten sitzen bequem, aber ganz und gar nicht übermüthig, jede in ihrer Sophaecke und scheinen eine behagliche Ruhe zu genießen. Sicherlich sind auch sie kaum erst von einer Promenade zurückgekommen, denn sie sind sehr echauffirt, und ihre Schuhe und Kleider wissen viel von dem berüchtigten Berliner Staub zu erzählen.

Im Uebrigen scheinen diese beiden Damen wahre Prachtexemplare von Wohlbefinden zu sein. Man findet bei ihnen etwas so Reelles; große, grobgliederige Figuren und wohlgebildete, üppige Gesichter. Eine kränkliche Phantasie oder ein nervenschwaches Gefühl hat wahrscheinlich niemals an ihrer Lebenskraft gezehrt. In ihren Zügen blühen zwar nicht mehr Jugend und Schönheit, aber doch Gesundheit und Kraft, und eine solche Schönheit hat auch ihre Reize.

Ganz dasselbe könnte man von dem zur Gesellschaft gehörenden Herrn sagen, der gegenwärtig vor dem Spiegel zwischen den Fenstern steht und beschäftigt ist, einen neuen Frack zu probiren. Bei ihm muß man jedoch trotz seiner sehr ehrenwerthen Haltung eine etwas zu große Korpulenz tadeln. Seine Kinnwulste ließen sich kaum zählen. Sie schienen getreu auf einander zu folgen, wie im Meer Woge auf Woge, von der Kehle an über die Brust hinab bis auf den Magen, von dem man sagen konnte, daß er der letzte wie auch der respektabelste von allen Wulsten war.

In diesen Personen wird der Leser, der ein gutes Gedächtniß hat, vielleicht alte Bekannte aus dem Anfang dieser Erzählung wieder erkennen, nämlich den Notar Absalon und Frau Regina's beide Töchter, Rosina und Lilia. Aber jetzt waren die Verhältnisse in sofern verändert, daß in dem Fremdenbuch des Hotels zu lesen stand: Bürgermeister Absalon aus X. nebst Frau und Schwägerin.

Seit Absalon seine hohe Beförderung errungen, hatte er für gut befunden, zur Verherrlichung seines Ansehens eine Reise in's Ausland zu unternehmen, und nachdem die Frage manches Jahr in der Schwebe geblieben, war der große Plan — Frau Regina nannte ihn recht und schlecht eine kindische Eitelkeit — endlich in's Werk gesetzt worden. Man hatte sich auf volle vierzehn Tage von der Heimath losgerissen, um die Welt zu besehen. Berlin war das Ziel der Reise.

Der Herr Bürgermeister stand, wie gesagt, vor dem Spiegel und beschaute seinen kaum erst vom Schneider geschickten Frack. Aber diese seine Frackbetrachtung ging allmälig in eine Selbstbetrachtung über. Mit Wohlbehagen lächelte er seinem eigenen Bilde entgegen und gewährte in diesem Augenblick die höchst seltene Erscheinung eines Mannes, der mit sich selbst und der Welt zufrieden ist.

„Gerade so," bemerkte er in seinen Gedanken, „muß der Mann aussehen, der ein gutes Gewissen, eine gute Gesundheit, ein gutes Amt und eine gute Frau besitzt."

Er zog jetzt seine goldene Dose heraus und nahm eine tüchtige Prise. Auch dieß, meinte er, stehe ihm über alle Maßen gut. Aber der köstliche Tabak wirkte besonders belebend auf seine Phantasie; sie nahm einen kühnen Flug, und es däuchte dem selbstzufriedenen Mann, als sei er auf einmal an das Zellthor daheim in X. versetzt und halte dort an der Spitze der städtischen Bürgerschaft eine Anrede an den König des Landes.

Es war ein feierliches Gefühl, das sich in dieser Stunde seiner bemächtigte, und einen Augenblick darauf meinte er, einen kleinen, schönen Ordensstern auf seiner breiten Brust glitzern zu sehen. Da in demselben Moment seine Nase, gleichsam um die Vision glaubwürdiger zu machen, sich in einem lauten Niesen äußerte, hörte er sehr deutlich, wie die ganze Rathsversammlung mit einem Munde rief: Prosit, Herr Bürgermeister und Ritter! Diese Vorstellung war so lebhaft, daß er sich umwenden mußte, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er nur in einer Einbildung lebe.

„Suchst Du Etwas, lieber Absalon?" fragte eines der Frauenzimmer auf dem Sopha, die seine hastige Bewegung bemerkt hatte.

Aber der liebe Absalon wollte nicht gestehen, daß er eine Ritterschaft suchte. Er hielt es für angemessener,

zu seiner ursprünglichen Beschäftigung, nämlich mit dem Frack, zurückzugehen.

„Es ist merkwürdig, wie die Aufklärung steigt, wie die Künste und Wissenschaften vorwärts schreiten," sagte er. „Seht nur diesen Frack an, er ist ja ganz, wie wenn er mir an den Leib gegossen wäre; höchst merkwürdig, auf meine Ehre. Ja, die Schwiegermutter mag sagen, was sie will," fügte er scherzhaft hinzu, „ich habe auf meiner Reise bereits eine bessere Bildung gewonnen. Aber Du sitzest ja da und schläfst halb, meine liebe Alte; ich dächte wahrhaftig, Du solltest Deinem Mann in die Arme fliegen, wenn er sich in einem solchen Frack zeigt."

Der Aufforderung wurde Folge geleistet. Aber es sah ganz so aus, als wenn Absalon zwei Alte gehabt hätte, denn die beiden Schwestern verließen zu gleicher Zeit den Sopha, eilten gleich willig auf ihn zu, und die eine klopfte ihn auf die rechte, die andere auf die linke Wange.

„Mein lieber Absalon!" sagte Rosina.

„Mein lieber Absalon!" sagte auch Lilia.

Diese Uebereinstimmung, selbst in der Ergebenheit der guten Schwestern, zeigte sich sehr verwirrend für Jeden, der darüber klar zu werden wünschte, welche von Beiden eigentlich Frau Bürgermeisterin titulirt werden sollte, und wenn man sich erinnerte, wie Absalon in seiner Junggesellenzeit in seiner Wahl schwankte, so konnte man leicht genug auf die Idee gerathen, er habe endlich, um aller Verlegenheit ein Ende zu machen, Beide zugleich genommen. Es wäre jedoch überflüssig, hinzuzufügen, daß die Sache in Wirklichkeit sich nicht so verhielt. Daheim in X. fanden sich nicht mehr als vier hellgelockte und stämmige Posaunenengel vor, welche alle Rosinen und ganz und gar nicht Lilia ihr Dasein zu verdanken hatten. Dergleichen sprechende, ja ich möchte sagen, schreiende Beweise ließen sich nicht widerlegen, obschon man sonst bei manchen Gelegenheiten meinen konnte, daß das Eigen-

thumsrecht sowohl auf den Mann als auf die Kinder streitig sei.

Nachdem Absalon eine Weile wohlbehaglich die beiderseitigen Liebkosungen entgegengenommen, schob er die Frauenzimmer sachte von sich.

„So, so,“ sagte er, „jetzt ist es für dießmal schon genug; es ist gerade, als ob ihr vierhändig auf meinen Backenknochen spieltet.“

Diesen Einfall fanden die beiden Schwestern ungemein spaßhaft.

„Wie lustig Du bist, lieber Absalon!“ sagte die Eine.

„Du hast immer so gute Ideen!“ fügte die andere hinzu.

„Ideen?“ wiederholte der Bürgermeister, „nein, das ist nicht wahr. Ich habe niemals Ideen, es ist mein Princip, keine Ideen zu haben, und just darum bin ich so glücklich.“

Bei sich selbst setzte er im Stillen seine Betrachtungen folgendermaßen fort:

„Ich habe eigentlich nie mehr, als ein einziges Mal in meinem Leben eine Idee gehabt, das war damals, als ich mich in meiner Jugend in diese Leopoldine da verliebte. Ich nahm jedoch, Gott sei Dank, meine Vernunft gefangen, wie es einem Manne ansteht, der bestimmt ist, die höchsten Stufen der Gesellschaft zu ersteigen. Es war nicht Leopoldinens Schicksal, Bürgermeisterin zu werden. Aber was sie geworden ist, das arme Ding, das mag Gott allein wissen; über eine solche Abenteurerin läßt sich nicht so leicht ein Buch führen.“

Rosina und Lilia hatten inzwischen ihre Plätze auf dem Sopha wieder eingenommen und schienen sehr geneigt, ein kleines Schläfchen zu machen. Kaum war es ihnen jedoch gelungen, ihre Augen zu schließen, als Absalon wieder brummte:

„Tummelt Euch jetzt, wir müssen wieder hinaus und noch mehr ansehen.“

„Es ist unmöglich, ich kann nicht; meine Füße sind ganz wund.“

„Ich bin so müde, so müde . . . wir sind ja den ganzen Vormittag in der Stadt herumgesprungen.“

„Und dieser schreckliche Staub.“

„Und diese schrecklichen Museen!“

„Ich bitte mir aus, daß Ihr nicht zu weichlich seid . . . Bedenkt doch, es ist eine Lustreise, wir sind ja bloß hier, um uns lustig zu machen; es bleibt noch viel übrig, es ist noch Vieles zu sehen, da schaut her.“

Damit zog er ein endloses Promemoria über sämmtliche Merkwürdigkeiten der Stadt hervor. Die Frauenzimmer seufzten schwer, als sie die lange Liste sahen; sie waren nicht die ersten, die bei einer Lustreise die Erfahrung machten, daß es sich ungemein schwer hält, zu amüsiren . . . .

Einige Stunden später wanderte Absalon mit Rosina am einen und Lilia am andern Arm in der großen Tivoli-Anlage draußen vor dem Brandenburger Thor. Sie hatten hier eine unglaubliche Menge Merkwürdigkeiten gefunden, über die sie sich verwundern konnten; aber die große Rutschbahn hatte ihrem Geschmack ganz besonders zugesagt.

Die Damen, die während der Herabfahrt einige Anwandlung von Seekrankheit verspürt hatten, fanden dieses sinnreiche Vergnügen schauerlich schön, und der Bürgermeister selbst bemerkte wohl zum hundertsten Mal an demselben Tag:

„Es ist merkwürdig, wie die Aufklärung steigt, wie die Künste und Wissenschaften voranschreiten.“

Aber hier bot sich ein solcher Ueberfluß von Vergnügungen dar, daß man unmöglich alle genießen konnte.

So eben noch hatte man zugesehen, wie eine Riesen-

schlange ein lebendiges Kaninchen verschluckte; jetzt ging es weiter in ein Theater, wo man einen musikalischen Genuß zu erwarten hatte.

Bald nach der Ankunft der Gesellschaft begann das Orchester aufzuspielen.

Die Kapelle war sehr klein und bestand, wie man leicht finden konnte, aus einem Haufen ganz gewöhnlicher Bierfiedler. Aber der Chef, der auf einem bedeutend erhöhten Platze saß, gab sich ein Air und führte seinen Stab so prachtvoll, so großartig, wie wenn er eine der größten und ausgezeichnetsten Opernkapellen dirigirte. Die Spielenden saßen ganz ruhig, um nicht zu sagen schläfrig da und behandelten ihre Instrumente vollkommen handwerksmäßig. Er dagegen schien hauptsächlich darauf auszugehen, das musikalische Gefühl zu repräsentiren, und sein Zweck war offenbar, durch Mienen und Geberden dem Ganzen einen Ausdruck und Charakter zu geben. Bei einem Dolce sah man ihn gleichsam aus eitel Wonne zerschmelzen. Bei einem Furioso hinwiederum war er grimmig wie ein Jupiter tonans; bezeichnete er ein Piano, so wurde sein ganzer Mensch ein lebendiges Pianissimo. Ein sanftes Hüschen schwebte über seine Lippen, die Augen schlossen sich, der Kopf sank gleichsam aus Mattigkeit auf die eine Schulter, die Arme streckten sich aus, selbst die Fingerspitzen bekamen einen schlafferen Ausdruck, und die Hände wurden nach Außen gekehrt, gleichsam um die Töne wegzuschieben, oder auch langsam auf und ab bewegt, ganz als wären sie Schwingen, womit er sich in höheren Regionen schwebend erhielt. Dann kam gewöhnlich unmittelbar darauf ein Forte. Da konnte man sich einbilden, eine Dampfmaschine von wenigstens hundert Pferdekraft arbeite in ihm und setze seine Glieder in Bewegung. Mit dem Taktstock schlug er auf's Schonungsloseste auf den Notenpult ein, stampfte mit den Füßen und schlug wie ein Wahnsinniger um sich . . . All diese wechselnden Geberden wurden mit einer gewissen Eleganz

ausgeführt, aber das Uebertriebene und Affektirte in seinen Bewegungen machte nichtsdestoweniger einen komischen Effekt.

Als die Ouvertüre auf solche Art herausgequält worden war, ging der Vorhang in die Höhe. Die Bühne blieb indeß noch eine Weile leer, und während der Erwartung, die jetzt entstand, hatte man sich nur an einem sehr betrübten Kindergeschrei hinter den Coulissen zu vergnügen, das ebenfalls bei dem Publikum große Munterkeit und viele lustige Bemerkungen hervorrief.

Endlich trat die erwartete Sängerin auf. Nachdem sie ganz nahe an den Rand der Bühne gekommen, nahm sie eine fröhliche Miene an und begrüßte die Versammlung mit einem ehrfurchtsvollen Compliment; aber weder das Lächeln auf ihren Lippen, noch die Schminke auf ihren Wangen konnte das tiefe Leiden verbergen, das sich in ihren noch schönen, obschon durchfurchten und abgezehrten Zügen ausdrückte. Die Bemühung, fröhlich zu erscheinen, machte nur einen scharfen, schneidenden Contrast gegen das Betrübte in ihrem ganzen Wesen. Sie führte eine sehr großartige und brillante Arie von Gott weiß welchem Componisten aus. Es wäre unrecht, zu behaupten, daß sie ohne alles Talent sang, denn sie besaß noch immer wenigstens eine schwache Reminiscenz von entflohenen besseren Tagen; aber die Stimme war klanglos, die höheren Töne bedeutend heiser und der Vortrag kalt. Wer ihr mit Aufmerksamkeit zuhörte, fand jedoch trotz all dieser Gebrechen etwas Rührendes in ihrem Gesang, das Mitleid hervorrief, und unter dem prunkenden Aufzug von zierlichen, obschon oft sehr mißlungenen Coloraturen verrieth sich dazwischen hinein ein blutendes Herz. Es war, wie wenn ein schönes Auge durch eine garstige, steife und seelenlose Maske hindurchblickt.

Als der Gesang verstummt war, hörte man von mehreren Seiten starke und sehr lärmende Applause, nebst dem Ruf Dacapo. Diese Beifallsäußerung, in

welche das Publikum einzustimmen keine Lust zeigte, trug ein mit Recht verdächtiges Gepräge, wie wenn sie bestellt wären, und daß es sich wirklich so verhielt, erschien noch wahrscheinlicher, wenn man sah, mit welcher geschäftigen Bereitwilligkeit der Chef des Orchesters den schwachen Ruf als einen Ausdruck des allgemeinen Wunsches deutete. Auch die Sängerin schien die Sache aufzufassen, wie wenn sie einen großen Triumph errungen hätte. Um ihre Dankbarkeit zu zeigen, machte sie tiefe Knikse nach allen Seiten und schien dabei ihr ganzes Talent aufzubieten, um recht vergnügt und glücklich auszusehen; gleichwohl bemerkte man, daß, während sie sich anschickte, von Neuem zu beginnen, über ihre Lippen ein Seufzer sich stahl, ein Seufzer, der zu klagen schien: Ist es denn noch nicht aus?

Die Herren im Orchester saßen bereits mit der Geige unter dem Kinn oder den Blasinstrumenten vor dem Mund da, und der Director war just im Begriff, seinen Taktstock zu erheben . . . aber in demselben Augenblick hörte man wieder Kindergeschrei hinter einer der Coulissen. Eine schluchzende Kinderstimme rief Mama! Mama! und unmittelbar darauf kam ein schönes kleines Mädchen von ungefähr zwei Jahren auf die Bühne gesprungen, ging auf die Sängerin zu und griff mit beiden Händchen fest in ihr Kleid.

Die Zuschauer, die sich nicht sonderlich feinfühlend zeigten, brachen bei diesem Ereigniß in eine Salve von Gelächter und Geklatsch aus.

Aber die Sängerin schien in diesem Augenblick ihren Platz und ihre Umgebung gänzlich vergessen zu haben. Sie nahm die Kleine auf ihre Arme, drückte sie mit Wärme an ihre Brust und küßte sie. Dieses Weib, das kaum noch so kalt geschienen, war jetzt die Zärtlichkeit selbst. Die Demuth verwandelte sich in einen edlen Stolz. Ihre Blicke strahlten. Das Trauergewand, das ihre Züge getragen, bekam einen Rosaschimmer von der Freude, die aus dem Herzen kommt,

und die Mutterliebe gab ihrer ganzen Gestalt ein verjüngenderes, verschönerndes Leben.

Durch das lärmende Geschrei des Haufens wieder zur Besinnung gerufen, machte sie mit dem Kind auf dem Arm einen hastigen Abschiedsgruß gegen das Publikum und eilte hinaus . . . Glücklicher Weise für sie war jetzt Niemand da, der verlangte, daß sie oder ihre Arie noch einmal zum Vorschein kommen sollte.

Aber sowohl unser Bürgermeister als seine Damen wurden von einer großen Ueberraschung getroffen. Vom ersten Augenblick an, wo die Sängerin auftrat, hatten sie jedes für sich das Gefühl einer dunkeln Erinnerung gehabt, die sich zur Klarheit emporarbeiten wollte. Jetzt, just bei der letzten unvermutheten Scene, hatten sie auf einmal eine deutliche Gewißheit empfunden.

„So wahr ich lebe,“ rief Absalon, „es ist . . .“

„Ja, ja,“ stimmten die Schwestern ein, „es ist Leopoldine.“

Um näheren Aufschluß zu erhalten, entlehnte der Bürgermeister einen Theaterzettel und las hier in prunkenden rothen und blauen Buchstaben:

Im Theater wird gegeben:

1.

6—7 Uhr.

Verschiedene höchst interessante akrobatische Leistungen und Zauberkünste,

sowie

das sehr beliebte

Pas gracieux d'amour

mit Holzschuhen und verbundenen Augen.

Alles von dem ausgezeichneten Künstlerpaar

Master und Mistreß Grog

von London.

2.

Ein großes musikalisches Divertissement.

Das Orchester wird dirigirt von

dem berühmten

Conzertmeister und Compositeur

Herrn Maximilian.

Wobei mehrere

Bravour- und Buffo-Arien

gesungen werden von der berühmten

Solo-Sängerin,

ehemaligen Primadonna an der königlichen Oper in D.,

Madame Leopoldine.

Jetzt war man also in seinem Glauben gehörig dokumentirt, und es konnten keine weiteren Zweifel mehr in Frage kommen.

„Ja, denkt Euch, sie ist es wirklich," begann Absalon wieder. „Hu, mir ist es ganz schwach in den Knien."

„Sie ist gewiß sehr unglücklich," sagte Rosina.

„Wollen wir versuchen, ob wir mit ihr sprechen können?" fragte Lilia zögernd.

Nach kurzer Ueberlegung hielt man es für's Klügste, sich nichts anmerken zu lassen, sondern sich sogleich zu entfernen.

Das that man auch und begab sich in die nächste Conditorei, wo man mit Eis und Limonade die aufgeregten Gefühle zu beruhigen suchte.

Eine starke halbe Stunde nachher ging ihr Weg wieder an dem Theater vorbei. Die Stimmung des Publikums hatte sich jetzt bis zu einer ausgelassenen Lustigkeit gesteigert. Hurrahrufe, Gelächter und Gezische vermischten sich in einem bizarren Chor.

„Was gibt's?" fragte der Bürgermeister einen von den Zuschauern.

„O, das ist allzu närrisch," antwortete dieser, keuchend vom heftigen Lachen.

„Was ist denn geschehen?"

„Etwas sehr Lustiges . . . unser großer Concertmeister, Herr Maximilian — im Uebrigen ein geschickter Bursche — hat den kleinen Fehler, daß er gar zu viel Colophonium zu sich nimmt."

„Colophonium, sagen Sie?"

„Nun ja, Punsch, wenn Sie es recht genau wissen wollen. Er feuchtet, sagt man, sein Talent gar zu fleißig an, und als er so eben das große Tongemälde dirigiren sollte, wurden seine Bewegungen allzu lebhaft, er verlor das Gleichgewicht, fiel rücklings von seinem erhabenen Platz herab und setzte sich mitten in den Contrabaß. War das nicht lustig, hahaha?"

„Gewiß, gewiß," gab Absalon zu und entfernte sich mit seinen Damen eiligst von dem Platze.

„Gott tröste uns über solche Verwandte," sagte er nach einer Weile ganz bekümmert.

„Arme Leopoldine," schluchzte Lilia, „und Maximilian, der so ein artiger Mann war," fügte Rosina hinzu. „Als er seine Erinnerungen an die erste Liebe spielte, nein, ich will es nie vergessen, welchen Eindruck er da auf mich machte."

„Und jetzt fällt er rücklings vom Stuhl hinab und macht seine Eindrücke auf die Baßgeige! . . . Aber was wird die Schwiegermutter sagen, wenn sie hört, was für einem Schauspiel wir angewohnt haben?"

„Mama hat, seit Leopoldine auf's Theater ging, immer prophezeit, daß es ein curioses Ende mit ihr nehmen würde. Die Kunst, pflegt sie zu sagen, führt geraden Wegs entweder in den Schuldthurm oder in's Narrenhaus."

„Ich erinnere mich noch so gut des Tages, wo Leopoldine uns verließ. Mama gab ihr so schöne Ermahnungen. Mein liebes Kind, sagte sie, Du ziehst

jetzt in die Welt hinaus, aber bedenke meine Worte, es geht Dir entweder gut oder schlecht . . . ja, sie sagte ihr noch vieles Andere dazu."

„Mama Regina ist ein sehr kluges und vortreffliches Frauenzimmer."

. . . .

Am folgenden Tag legte Absalon eine kleine Geldsumme in einen anonymen Brief, den er durch eine sichere Person Leopoldinen zustellen ließ.

„Gott sei Dank," sagte er dabei, „mein Herz, mein Amt und meine gute Windmühle erlauben mir eine barmherzige Handlung."

„Und Deine Frau auch," fügten die beiden Schwestern jetzt wie gewöhnlich zugleich hinzu.

In einem kleinen Zimmer, noch eine Treppe höher, wohnte ein anderer Reisender. Es war ein alter Mann. Allein da oben auf einem Stuhl in der Fensternische sitzend, war er in einen tiefen Schlummer verfallen. Die Abendsonne warf einen hellen Schein über sein silbergelocktes Haupt. Die Stirne war tief gefurcht, die Wangen eingesunken und blaß. Aber auch eine Ruine trägt Blumen. Ein Ausdruck von Seelenadel, Liebe und Milde lag noch auf den gealterten Zügen . . . Sein Schlaf war ruhig wie der Schlaf eines Kindes.

Als er erwachte, wollte er seinen Platz verlassen, aber er vermochte sich bloß zur Hälfte aufzurichten; die Kräfte schienen ihn verlassen zu haben und er sank wieder auf den Stuhl zurück. Er fühlte sich so matt, so kalt, und er führte die Hand an's Herz, als wollte er sich überzeugen, ob es bereits stehen geblieben sei . . . Es schlug ganz leise.

„Sollte das Stündchen wirklich gekommen sein? diese Kühle, diese Mattigkeit, ist das der Tod?“ fragte er sich selbst; aber in dieser Frage lag keine Beängstigung, keine Furcht.

„Ich bin bereit,“ fuhr er fort; „es ist lange Abend gewesen, die Nacht wird mich nicht erschrecken ... Ich habe viel gehofft und viel verloren, viel genossen und viel gelitten; aber das Leben habe ich geliebt, wie man eine Gabe Gottes lieben muß. Ich habe es geliebt, denn mein Sinn, nein, mein Herz ist immer für seine Schönheit offen gewesen. Die Welt hat mir viel, viel genommen, was mir theuer war, aber mein Gefühl hat sie nicht plündern können. Es ist noch reich, es reicht aus, um allen denjenigen zu verzeihen, die mich beleidigt, alle diejenigen zu segnen, die mir Gutes gethan haben; ja es bestreut sogar mein Grab mit Rosen, denn es gibt mir die Gewißheit, daß ich in einem andern Leben Alles vollkommen finden werde, was in diesem nur eine liebliche Ahnung war. Unser ganzes irdisches Dasein ist ja nur ein Prolog, eine Ouvertüre. Leben heißt warten; aber der Tod kommt früher oder später, zieht den Vorhang auf, und jetzt erst nimmt das eigentliche Schauspiel seinen Anfang ... Oder sollten wohl alle diese Funken, die ich erstickt gesehen habe. sollten sie wohl — geausamer Gedanke — sollten sie wohl für ewig erloschen sein? ... O nein, da droben, dort erst werden sie ihre rechte Lebensluft finden, dort werden sie in klare Flammen ausbrechen, und dort werden auch für mich, der ich hienieden ein träumerischer Thor genannt worden, die Bande zerreißen, die meine Kraft so unvollkommen machten ... Was thut es auch, ob ich allein und verlassen sterbe. Keine Thräne wird auf meine Stauberde fallen, Michael Lambert's Name wird nicht von trauernden Lippen genannt werden; aber er bedarf dieser Theilnahme nicht, seine Seele hat endlich das Schöne gefunden, das er immer suchte, das er beständig liebte.“

Aber noch war das Stundenglas nicht ausgelaufen. Das Blut begann wieder schneller in Michael's Adern zu fließen. Die Kraft kehrte zurück; er athmete leicht und frei. Nach Verlauf einer Stunde vermochte er ohne Mühe sich aufzurichten, und als er dann einige Male im Zimmer auf= und abgeschritten war, fühlte er sich frischer und belebter als seit langer Zeit.

. . . .

Später am Abend saß er im königlichen Opernhaus. Eine junge Sängerin, welche damals noch in den ersten Tagen einer Berühmtheit lebte, die seitdem über die ganze Welt hingeflogen ist, entzückte um diese Zeit ganz Berlin. Ihr Ruf war zu Michael Lambert's Ohren gedrungen, und der Wunsch, sie zu hören, hatte ihn verlockt, noch einmal eine lange und beschwerliche Reise zu unternehmen.

Der große, prachtvolle Saal war dicht besetzt und gewährte den schönen, ja festlichen Anblick eines auf edle Weise hingerissenen Publikums. Ueber den Werth der Sängerin fand nur eine einzige Meinung statt, oder vielmehr alle Meinungen wichen einem Gefühl innigen Wohlbehagens. Sie hatte Alle für sich eingenommen, Alle, nicht bloß die vergleichungsweise geringe Anzahl, welche im gewöhnlichen Sinn des Wortes musikalisch genannt zu werden verdiente.

Aber dennoch gab es ganz sicherlich Niemand in der großen Versammlung, der mehr genoß, als Michael. Man sah an seiner tiefen Rührung, daß jeder Ton der genialen Sängerin an sein Herz drang. Nach ihrer ersten Arie erhob er sich von seiner Bank. Er schien um mehrere Jahrzehnte verjüngt. Das glückseligste Lächeln schwebte auf seinen Lippen, sein Blick strahlte von jugendlicher Wärme; er weinte und zwar vor Entzücken.

„Ja, ist sie nicht unvergleichlich?“ äußerte einer seiner Nachbarn.

„Wunderschön!“ stimmte ein Anderer ein.

Michael's Absicht war nicht, diese Bemerkung zu beantworten; er hörte sie wahrscheinlich nicht und sprach für sich selbst allein.

„So, just so dachte ich mir das,“ sagte er; „ach, der Verfall der Kunst ist nicht mehr zu fürchten, so lange der Himmel uns Künstler schenkt wie dieses Weib. Jetzt möchte ich auf's Neue jung sein, möchte noch viele Jahre leben, um meine schönen Träume verwirklicht zu sehen ... Aber nein, es wäre besser zu sterben, in dieser Stunde zu sterben, mit einem so starken Glauben, einer so glücklichen Hoffnung, einer so guten Erinnerung.

Darauf setzte er sich wieder und blieb ganz schweigsam und still.

„Warum applaudiren Sie nicht, mein Herr?“ fragte der Nachbar nach einer Weile; aber da er keine Antwort erhielt, wurde er etwas ärgerlich und redete ihn nicht weiter an.

Selten ist eine Beifallsäußerung aufrichtiger gewesen, als diejenige, die jetzt losbrach, als der Vorhang nach dem Schluß des letzten Actes gefallen war. Man applaudirte nicht bloß, weil es Mode war, sondern aus wirklichem, wahrem Enthusiasmus. Alle Herzen fühlten sich erwärmt von Dankbarkeit und alle Lippen riefen den Namen Jenny Lind, denn sie, die Nachtigall des Nordens, war es, die an diesem Abend einen wohlverdienten Triumph feierte.

Aber die Zuhörer begannen sich zu entfernen. Bald war der Saal leer, nur Michael Lambert saß noch an seinem Platz. Ein Theaterdiener, der ihn bemerkte, vermuthete, daß er eingeschlafen sei, ging lachend hin um ihn zu wecken.

Ach, es war ein vergeblicher Versuch. Michael war eingeschlummert, um nie mehr zu erwachen; er war todt.

Ein herbeigerufener Arzt erklärte, daß der alte Mann von einem heftigen, augenblicklich tödtenden Schlag getroffen worden sei.

Wozu diese Erklärung? . . . Wollen wir nicht l
ber glauben, daß seine Seele im Entzücken dahinflo
daß sie zu hoch flog, daß sie sich im Himmel verg
und den Weg herunter nicht mehr fand?

Vergebens suche ich noch einen besseren.

Ende.

Munter, Jeremias

Ein Funke Roman

Bd.: 5 - 9

Stuttgart 1852